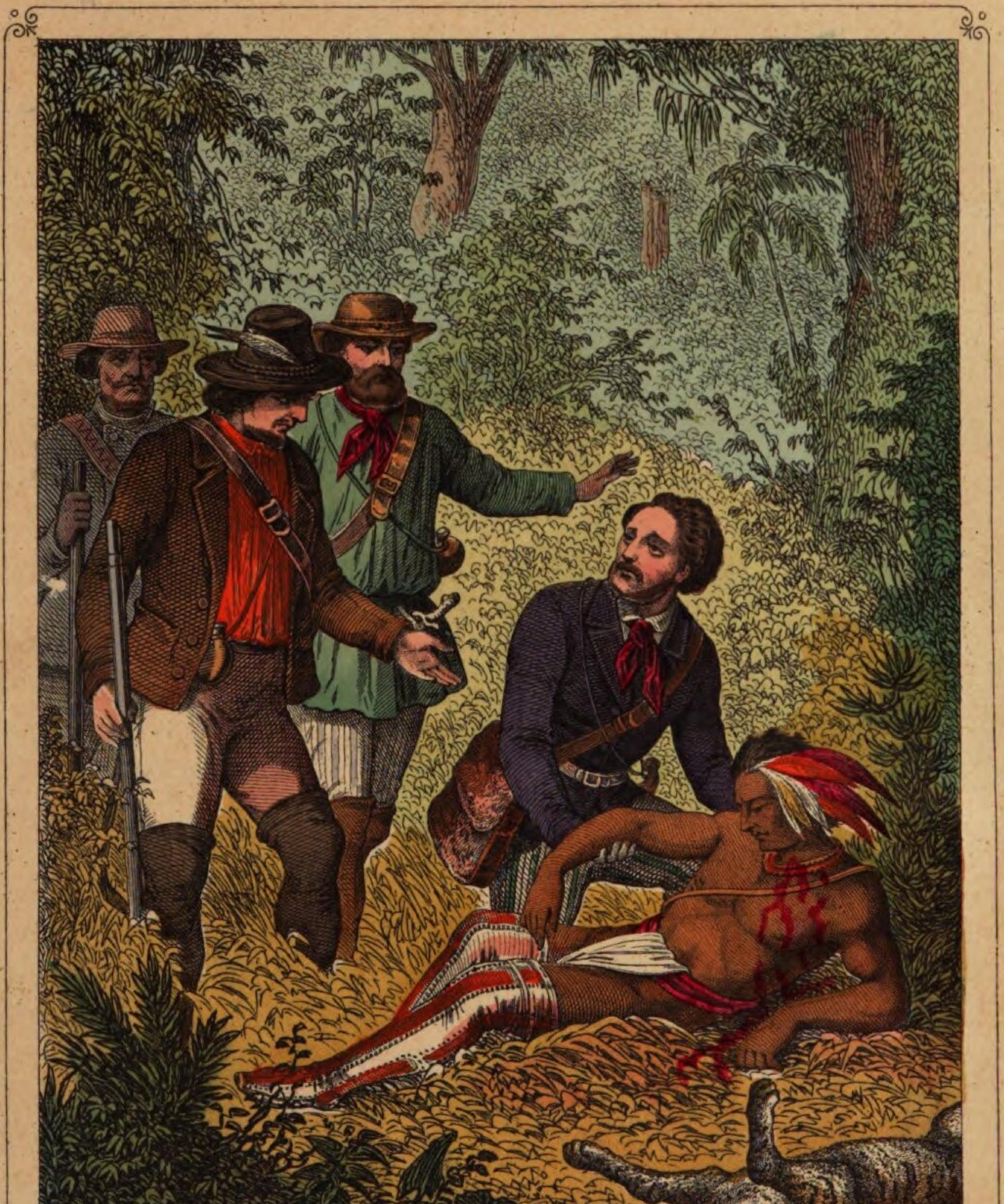
52.



Gott sei Dank, ich trage nicht die mindeste Verletzung!

Verlag von Lampart u. Cie in Augsburg

Onkel Anton

und

Sein Bruder Peter.

Eine Erzählung

für die Jugend und Erwachsene. Vorzüglich geeignet für Schul- und Leihbibliotheken, zu Preisebüchern, Weihnachts- und andern Geschenken.

Von

Franz Erven,

Lehrer in Porz am Rhein, Verfasser der drei Erzählungen: Der Sohn des Trunkenboldes. Sühnung. Großvaters Liebling.

Mit einem colorirten Titelbilde.

Augsburg, 1863.

Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort.

Vor Jahresfrist bot ich Dir, geliebter Leser, meine ersten drei Erzählungen dar, nämlich: **Der Sohn des Trunkenboldes**, **Sühnung**, und **Großvaters Liebling**, und hoffe, daß Du sie freundlich aufgenommen und sie Dir Nutzen und Unterhaltung gebracht haben. Diese Hoffnung gab mir Muth, Lust und Liebe zu neuer Arbeit und so trete ich denn heute wieder vor Dich hin mit dieser zweiten Spende.

Dieselben Gedanken, dieselben Grundsätze, die mich bei den obigen Erzählungen leiteten, liegen auch dieser Erzählung zu Grunde. Ich will durch anmuthige, anziehende Schilderungen Dich, mein lieber Leser, in die Ereignisse der Geschichte, in die Wunder und Schönheiten der Natur einführen und habe diesmal dazu vorzugsweise die Tage der französischen Revolution und andererseits die Urwälder in Amerika gewählt. Am Faden der Erzählung führe ich Dich vom schönen Rheinstrom bis zum gewaltigen Meere, vom deutschen Vaterlande nach der neuen Welt. Mögen die Blümchen, die ich Dir da unterwegs biete, Dein Herz erfreuen, Dein Gemüth immer mehr veredeln, Deiner Wißbegierde, Deinem strebsamen Geiste reichliche Nahrung geben. Möchtest Du mein Werkchen mit Lust und Liebe lesen, es beherzigen und Heil und

Glück für Deine Zukunft daraus schöpfen. Besonders möchte ich Dir durch das aufgerollte Lebensbild der beiden Brüder die goldenen Lehren recht warm an's fühlende Herz legen: „**Ehrlich währt am längsten!**“ und: „**Wie die Thaten, so der Lohn!**“ Diese mögest Du zur Richtschnur all' Deiner Handlungen machen und wird dazu mein Büchlein Dich bewegen, so kann mein Inneres den Schöpfer des Himmels und der Erde nicht genug dafür preisen, und bin dann auch ich reichlich belohnt für alle Mühe, die mir dies Werkchen gemacht hat.

Ihr aber, die Ihr mein erstes Schriftchen so nachsichtsvoll aufgenommen, nehmet meinen wärmsten Dank dafür hin; für das Neue bitte ich gleichfalls um Euer geschätztes Wohlwollen und Eure Nachsicht.

So gehe denn hin, du zweites Kindlein meiner Muse, suche dein vorangegangenes Schwesterlein auf, reiche ihm die Hand, walle mit ihm von Haus zu Haus und sei recht Vielen ein warnender, führender Engel Gottes auf dem rauhen und schlüpfrigen Wege durch's Leben.

Porz am Rhein, am 1. Juli 1862.

Der Verfasser: **F. Erven.**

Inhalt.

Berichtigungen,

welche **vor** dem Lesen dieser Erzählung zu corrigiren gebeten werden.

Seite	6	Zeile	17	v. u.	hin auf statt hinauf.
"	6	"	15	v. u.	Herzens statt Herzes.
"	9	"	2	v. u.	eine statt ein
"	17	"	12	v. u.	Statt statt Satt.
"	27	"	16	v. u.	auf gewöhnt statt aufgewöhnt.
"	31	"	11	v. o.	muß nach „sich" noch das Wort „es" stehen.
"	33	"	3	v. u.	seinen statt keinen.
"	36	"	9	v. u.	muß vor dem Worte „den" noch „ihnen" stehen.
"	41	"	20	v. u.	Stunden statt Stunde
"	43	"	11	v. u.	sondiren statt sondern.
"	45	"	14	v. o.	deine statt dein.
"	46	"	18	v. o.	wollten statt wollen.
"	94	"	5	v. o.	tagen statt Tagen.
"	101	"	8	v. u.	der statt das.
"	114	"	2	v. p.	flüchteten statt füchteten.
"	119	"	9	v. o.	Stirne statt Sirne.
"	123	"	19	v. o.	erzeigt statt erzeugt, nach „worden" muß Punkt stehen.
"	131	"	19	v. o.	Eriesee statt Eriesen.
"	133	"	15	v. u.	sprach statt sproch.
"	145	"	4	v. o.	aufgeflogen statt aufgeschlagen.
"	169	"	22	v. o.	er statt et.
"	170	"	15	v. u.	Baum statt Bauw.
"	175	"	3 u. 4	v. o.	Gerißhütte statt Gerüsthütte.
"	175	"	12	v. u.	Gerißhandel statt Gerüsthandel.
"	180	"	2	v. u.	Erfolg statt Ersosg.
"	203	"	1	v. o.	Commissär statt Commissäre.
"	205	"	18	v. o.	worden statt werden.
"	210	"	13	v. u.	gehen statt gegen. Auch muß nach diesem Worte Punkt stehen.

Erstes Kapitel.

Der Halbwinner Krauber:

Du bist die Liebe, guter Gott!
Mir sagt es, was ich schau':
Der Morgenstern, das Abendroth,
Das Gräslein auf der Au'.
Die Vöglein singen früh und spat;
Du Mensch, er hat Dich lieb,
Auf Lilien- und Rosenblatt
Es klar sein Finger schrieb.
Die große Sonn' in Goldespracht
Allsegenreich, allmild,
Für Gut' und Böse Tag und Nacht,
Ist Deiner Liebe Bild!

Chr. Schmid.

Wenn man von Cöln rheinaufwärts fährt, so sieht man manch' hübsches Dorf an den sonnigen Ufern des schönen Stromes liegen, aber wohl keines, das sich so reizend ausbreitet, wie B. Dieses Dörfchen hat seine sechzig Häuser an's Ufer gelagert, da, wo der Rhein in einem großen Bogen in's Land eindringt und, bietet von der Landseite aus dem Auge nur stattliche Obstbäume und schön gepflegte Hecken, so daß fast jedes Gebäude in einem Garten zu liegen scheint. Freilich ragt kein Kirchthurm in die Wolken hinauf, kein großartiges Bauwerk ziert den kleinen Ort, dafür aber sind alle Häuser reinlich und nett und es zeigt sich dem Fremden auf den ersten Blick allenthalben Wohlstand.

In diesem freundlichen Dörfchen wohnte ums Jahr 1804 der Halbwinner Johann Krauber, ein Mann mit gekrümmtem Rücken um dessen Haupt bereits Silberlocken wallten, aber noch recht rüstig und rührig und sehr wohl dazu angethan, manch' jungen Faulenzer zu beschä-

men durch seine Rührigkeit in Feld und Haus. Es war aber auch nöthig, daß der „Halfen," wie er von Jung und Alt genannt wurde, emsig schaffte, denn der Herr hatte ihn mit sieben Kindern gesegnet, die alle von recht gesundem Appetit und so stattlichem Körperbau waren, daß der Halfen wohl manche Elle Tuch mehr zu kaufen hatte, als ein anderer Hausvater, der seinen Tisch gleich stark besetzt sah.

Wo aber der Himmel Kinder bescheert, da sendet er auch Segen ins Haus; das bewährte sich auch an unserm Krauber. Alles ging ihm glücklich von der Hand. Seine Felder, seine Scheunen, sein Vieh, alles zeugte von Gottes gnädiger Mithülfe und so wurde es dem fleißigen Vater möglich, seine Kinder redlich zu ernähren und groß zu ziehen. Wie er aber sein Feld bestellte mit Einsicht und Sorgfalt, wie er seinen Viehstand in bester Ordnung hielt durch sorgsame, vernünftige Pflege, so strebte er noch bei weitem mehr darnach, seine Kinder fromm und christlich zu erziehen, wohl wissend, daß der Herr ihm in denselben theure Kleinode anvertraut habe, die er einst unversehrt und unverdorben, bereichert und verschönert durch den Glanz der Tugenden, von ihm zurückfordern würde.

In seinem Herzen lebte eine heilige Liebe zur Natur und wo diese wohnt, rein und edel, kann das Unkraut des Bösen, die Sünde nicht aufkommen. Nicht, als ob unser Halfen nicht auch seine Fehler und Schwächen gehabt, der Mensch ist einmal nicht vollkommen; aber bei seiner Denk- und Handlungsweise konnten diese vereinzelten Sprößlinge nicht wuchern und erstarken in seiner Seele. All' sein Sinnen war darauf gerichtet, seinen Beschäftigungen eine edle Seite abzugewinnen und es verlohnt sich wohl der Mühe, bei diesem einfachen Bauersmanne etwas länger zu verweilen, ihn in seinem Thun und Treiben zu belauschen, ihm in Garten und Feld zu folgen und zu sehen, wie es der jetzt zwar schon Ergraute von jeher gehalten.

Früh mit der Lerche stand er auf und wandte sich in frommem Gebete an ihn, der ihn in dunkler Nacht in seinen allmächtigen Schutz genommen und nun, begabt mit frischer Kraft, dem neuen Morgen entgegen-

führte. Er flehte den Vater im Himmel um Heil und Segen an für sich und die Seinen und ging dann, nachdem das Morgenbrod genossen war, munter und froh an seine Arbeit. Grub er im Garten ein Beet um, so freute er sich der himmlischen Güte, die dem Boden diese unversiegbare Kraft gegeben, immer wieder von Neuem Menschen und Thiere zu nähren. Streute er die Körnchen in das lockere Erdreich, so gedachte er der großen Weisheit, die in dem unansehnlichen, trocknen Samen schon die ganze Pflanze vorgebildet, die in kurzer Zeit vor dem staunenden Auge des Menschen erstehen würde. Jätete er mit emsiger Hand später das zwischen dem jungen Grün aufstrebende Unkraut aus, so dankte er, wenn auch mit stummen Lippen, so doch mit warmem Herzen dem lieben Vater droben, der gerade dadurch, daß er dem Unkraute die Eigenschaft gegeben, ohne Pflege so reichlich allüberall hervorzuschießen, seine Kinder zu Fleiß und Rührigkeit nöthigte, wenn sie des Guten genießen wollten. „Ist es doch für den Menschen durchaus nöthig, daß er arbeite, sagte er für sich hin, will er gesund, kräftig und heiter bleiben.“ Riß er im Felde mit blanker Pflugschar die Erde auf, dann dachte er mit heiliger Tröstung daran, wie auch das Menschenherz von manchem Schmerzenschwerte oft blutig zerrissen würde, um fähig zu werden, den Samen des Heils aufnehmen und Blüthen und Früchte der Gottseligkeit treiben zu können. Deckte später die schwarze Erde die ausgestreuten Körnchen zu und sah dann das Land wieder so nackt und öde aus, so gemahnte ihn das mächtig an jene Stunde, die jedem Erdenpilger einst schlägt, wo man dann auch ihn hinbettet in den kühlen Schooß der mütterlichen Erde, wo dann auch der starre Leib gleich dem leblosen Körnlein seinem Auferstehungsmorgen, einem ewigen Frühling entgegen schlummert. Gieng er mit seinen Schnittern in den heißen Sommertagen hinaus, um Gottes-Segen einzuernten und kehrte er dann mit hochbeladenem Wagen zurück, — wie stieg da in seinem Herzen das Verlangen auf, für diese neuen Gaben das Allernährers einst auch reiche, volle Garben heiliger Werke an den Stufen seines Thrones niederlegen zu können!

So lebte der Halfen fort und fort bei all seinem Wirken in sinniger Betrachtung und erbaulichen Gedanken und, eben diese Liebe zu Gottes schöner Schöpfung suchte er auch schon frühe ins empfängliche Kinderherz zu pflanzen. Er lehrte sie Tag für Tag immer besser, immer geläufiger lesen in dem herrlichen, unerschöpflichen Buche der Natur und wunderbarer Samen fiel in die jugendlichen Seelen von seinen Lippen, wenn seine Hand die leichten Körnchen auf den weichen Boden hinstreute. Er selbst trug Gott und seine hehren Lehren ehrfurchtsvoll im frommen Busen und prägte darum auch mit unermüdlicher Liebe Tugend und Seelenadel ins Herz seiner Kinder. Gern hüpften diese an seiner Hand ins Freie, freudig halfen sie bei den nöthigen Arbeiten, so viel es ihren schwachen Kräften möglich war; denn sie wußten gar zu wohl, daß der gute Vater ihnen die Arbeit lieb und angenehm mache durch seine belehrenden Winke und Auslegungen der Geheimnisse der schönen Gotteswelt. Eben so bereitwillig drängten sie sich aber auch herbei, wenn es hieß: „Wir gehen in das Haus des Herrn!“ weil Krauber auch für die Erhabenheiten unserer hl. Religion ihre Herzen empfänglich gemacht, weil er ihnen in seiner schlichten Weise die Lehren des Seelsorgers, die den Kindern oft nur zu schnell aus dem Gedächtnisse kommen, wiederholte und mit Beispielen und Gleichnissen ausschmückte. Namentlich waren es hier die sinnreichen Ceremonien, deren schöne Bedeutung er dem Verständnisse seiner Lieben erschloß und so seine Kinder recht innig und warm der theuren Mutter, der katholischen Kirche ans Herz legte.

Wie erhebend war es, wenn man nach dem Gottesdienste die blühenden Kinder um den freundlich ernsten Vater im Kreise versammelt sah und beobachtete, wie eins dem andern ins Wort fiel, wenn es galt, das im Gotteshause Gesehene und Gehörte dem Vater zu erzählen! Wie wollte da jedes zeigen, wie aufmerksam es den Worten des Priesters gelauscht, wie unausgesetzt es dem Gange der hl. Handlungen gefolgt war! Aber auch dann noch, wenn der Tag zur Neige gegangen, kamen Alle mit Liebe und Lust zusammen, um der schönen, ländlichen Sitte gerecht zu werden: durch ein

frommes Gebet Gott den Dreieinigen, die hl. Jungfrau Maria und die hohen Geheimnisse der Menschwerdung Christi und dessen Erlösungswerkes zu preisen. Welches Herz fühlte sich nicht erhoben bei solch einem Anblicke! — Da lag der Vater voll Andachtsgluth auf seinen Knieen, breitete wie Moses auf dem Berge seine Arme aus und betete mit feierlicher, tiefbewegter Stimme die hl. Worte vor und Mutter, Kinder und Gesinde flehten ebenso ergriffen und andachtsvoll Gottes Güte an. Wahrlich, das ist Glaube, das ist heiße, echte Gottesliebe, das ist Leben und Weben in Gott und für Gott. Eine bessere Erziehung, eine größere Mitgift für's Leben kann Niemand seinen Kindern geben. Dieses Haus aber umschwebten auch die Engel und schützten und schirmten es bei Tag und bei Nacht; auf dieser Familie ruhte sichtbar das Auge des himmlischen Vaters mit innigem Wohlgefallen; denn es gedieh Alles auf's Erfreulichste unter Vater Kraubers emsig schaffender Hand. Seine Felder standen jedes Jahr in üppiger Pracht, seine Scheunen konnten zur Zeit der Aernte meist die Fülle der Früchte nicht fassen, in seinen Ställen sah man stets gesundes, kräftiges und wohlgenährtes Vieh, und wenn auch einmal nicht Alles so ausfiel, wie man wohl gehofft, so trat doch nie Mangel und Noth ein, nie nahte sich großes Leiden diesem Hause. Vor Allem aber wuchsen die Kinder zur Freude der braven Eltern gesund und stark, fromm und tugendhaft heran, wurden ihnen treue Stützen und dem ganzen Dorfe musterhafte Vorbilder eines gottwohlgefälligen Wandels.

Nach manchem Jahre mühevollen Strebens war unser Halfen allmählich ergraut und nun umstanden ihn die Seinen als eben so viele wackere Mitarbeiter bei den Beschäftigungen in Feld und Haus, seine Kinder als eben so viele treue, gehorsame, liebende Stützen, die ihm die Bürde des Alters nach Kräften erleichterten und freudig und gern den größten Theil derselben auf ihre jungen, kräftigen Schultern legten. Franz Joseph, der älteste Sohn, der bereits seine zwanzig Jahre zählte, hätte wohl ohne den Vater der Ackerwirthschaft aufs Beste vorstehen können, da ihm noch zwei rüstige Brüder, Christian und Wilhelm, zur Seite standen; auch Mutter Anneliese

konnte die Bestellung des Hauswesens und alle andere Beschäftigungen, die in einer Bauernwirthschaft gewöhnlich der Hausmutter zufallen, ruhig ihren beiden Töchtern Sibilla und Katharina überlassen, von denen die eine zwei und zwanzig, die andere vierzehn Jahre zählte. Doch die beiden Alten sagten und das mit Recht:

„So lange man's noch mitmachen kann, soll man die Hände nicht in den Schooß legen, erst dann, wenn der Mensch ermüdet vom langen Tagewerke von der Natur genöthigt wird seinen ihm liebgewordenen Beschäftigungen zu entsagen, erst dann ist es Zeit der Ruhe zu genießen und sich der Freude des Bewußtseins redlich vollbrachten Werkes hinzugeben. Darum mitgeschafft, so lange es geht. Gebietet der da oben nicht Halt, so ist dies ein Zeichen, daß er auch unsern Stillstand noch nicht will. Wir wollen deßhalb mitwirken, so lange er uns die Kraft dazu läßt!"

Also dachten und sprachen diese rührigen Leute und die Kinder fanden in der Geschäftigkeit der Eltern den größten Sporn zu fleißiger Arbeit und freudigem Schaffen.

Komm her, du Spötter, der du den Bauersmann in seinem Zwillichkittel verächtlich von der Seite ansiehst und wähnst, du seiest aus besserm Stoffe gebildet, als er! Komm her und schaue hinauf diese Bauernfamilie und dann blicke auf dich und dein Thun, forsche in den Falten deines Herzes und sage mir, ob nicht diese Landleute in ihrer schlichten Weise über dir stehen, ob nicht dem Herrn, der Herzen und Nieren durchschaut, diese Edlen in ihrer Einfalt und frommen Sinnesart lieber seien, als du ihm bist, der du geschniegelt und gebiegelt einhergehest und dich gebahrest, als ob Gott es dir Dank wissen müsse, wenn du dann und wann dich seiner erinnerst, wenn du wohl das eine oder andere Mal mit kalten Worten und fühllosem Herzen eine Gebetsformel ableierst, weil du doch innerlich davor schauderst, dich ganz von deinem Gotte loszusagen?! Werde diesen Bauern gleich, bete wie sie innig und warm, arbeite und wirke in deinem Kreise so beharrlich und freudig, wie sie und dann glaube, daß du dich ihnen zur Seite stellen könnest, dann hoffe, daß auch du so geach-

tet und geehrt werdest, wie Halfen Johann in seinem Dorfe.

Krauber gehörte nicht zu denen, die allabendlich im Wirthshause liegen und die kostbare Zeit unter Fluchen und Schelten mit Kartenspiel todtschlagen, doch war er darum nicht minder von Jung und Alt gekannt, von Jedem gerne gesehen und von Allen geliebt. Wie sollte es aber auch anders gewesen sein? Lebte er doch mit seinen Nachbarn in schönstem Frieden, half er doch mit Rath und That bald diesem, bald jenem. Kein Armer öffnete vergebens die Hand an seiner Thüre, reich beschenkt gieng er hinweg und hatte noch ein tröstendes, erquickendes Wort mit auf den Weg zu nehmen. Zwar waren die Erfordernisse der Haushaltung des würdigen Mannes nicht geringe und oft mußten seine eigenen Leute sich eine Einschränkung gefallen lassen, weil ein Dürftiger begabt worden war; aber Krauber sagte stets: „Almosen geben macht nicht arm und was wir händevoll geben, schenkt uns der Himmel schockweise wieder!"

Auch das Hadern um Mein und Dein, was so manchen Landmann schon um Haus und Hof gebracht, kannte sein friedliebendes Herz nicht. Nicht als ob ihm dazu niemals Anlaß gegeben worden wäre; gewiß, auch zwischen ihm und Andern tauchten wohl derartige Zwistigkeiten auf. Aber mit Ruhe und herzgewinnender Milde suchte er sein gutes Recht zu wahren und selten kam es vor, daß sein Gegner sich nicht belehren lassen wollte. Hatte er aber solch' einen Halsstarrigen vor sich, dann gings nicht an's Gericht, dann gedachte er der Worte seines göttlichen Meisters: Wenn dir Jemand den Rock nehmen will, so laß ihm auch den Mantel! Lieber ging er von seinen wohlbegründeten Ansprüchen ab und überließ seinem Gegner den streitigen Gegenstand, als daß er durch langwierige Prozesse sich in fortwährende Unruhe und Aufregung und den Andern vielleicht zu großem Verluste an zeitlichem und ewigem Gute gebracht hätte.

So stand ein schöner mächtiger Birnbaum, wie es keinen zweiten weit und breit gab, an der Grenze seines

Gartens, den sein Vater gepflanzt, gehegt und gepflegt hatte und der fast alle Jahre Körbe voll der saftigsten Früchte brachte, eine nicht unerhebliche Aernte für eine Bauernwirthschaft. Namentlich frohlockten die Kinder, wenn im Herbste die mächtigen Aeste des ergiebigen Baumes unter ihrer Last seufzten und der Vater die Leiter nahm, um die köstlichen Birnen einzusammeln; denn Obst ist ja den Kindern besonders stets ein willkommner Schmaus. — Da wollte es plötzlich seinem Nachbar dem Bauern Müller, der erst vor Kurzem in's Dorf gezogen war, bedünken, als ob es gar nicht zu verachten sei, wenn seine Familie ebenfalls zur Zeit der Obstreife sich eines solchen leckern Mahles zu erfreuen hätte und gar rasch war er bei unserm Halfen, und suchte ihm zu beweisen, daß jener Birnbaum auf s e i n e m Grund und Boden stände. Wenn es als gültiger Beweis dienen konnte, daß der Baum seine weitgreifenden Arme auch in Nachbars Garten ausgestreckt, dann hatte Müller vollkommen Recht. Aber Vater Johann brachte triftigere Gründe bei, die jedem Redlichen auch sofort einleuchten mußten. Müller aber, dessen Ehrlichkeit nicht weit her war, blieb bei seiner Behauptung und wollte durchaus den ganzen Ertrag des Baumes sich gesichert wissen.

„Ihr seid vollkommen in eurem Rechte," sagte der Halfen, „wenn ihr das Obst beansprucht, was jene Aeste tragen, die in euren Garten hineinragen und obschon mein früherer Nachbar niemals deßwegen eine Birne verlangte, so sei euch doch das also Ueberhängende unverwehrt. Weiter aber geht eure Gerechtsame nicht und ich denke, ihr begnügt euch damit!"

Doch Müller wollte von Begnügen nichts wissen, sondern machte eine Klage, so unrechtmäßig diese auch war, beim Gericht anhängig. Kaum war dies unserm friedliebenden Krauber zu Ohren gekommen, als er auch sofort den Zänker besuchte und ihm den Baum als volles Eigenthum überwies.

„Gott hat nicht darum den Menschen die erquickenden Früchte gegeben, damit deren süße Säfte durch Streit und Hader in Bitterkeit verwandelt werden; sondern er thats, um seinen Kindern mit dem Nöthigen und Nütz-

lichen auch das Angenehme zu bieten. Nehmt darum nur ruhig jedes Jahr die volle Aernte des Baumes für euch und zwar so lange, als ihr noch der Meinung seid, in eurem vollen Rechte zu sein. Man soll nicht sagen, daß Krauber wegen eines Birnbaumes Händel gehabt. Ich denke, der Friedensrichter da droben wird schon den richtigen Entscheid sprechen, wenn's ihm genehm und zeitig ist!"

Zwar hatte mancher Gutgesinnte im Dorfe es dem Halfen geradezu übel genommen, daß er so mir nichts dir nichts den schönen Baum einem Unberechtigten preisgegeben, zwar hatten Viele es versucht, Krauber gegen Müller aufzuhetzen, weil sie zu klar des Letztern Unrecht einsahen und ihm ohnedem wegen seines üblen Charakters gram waren; aber unser Halfen ließ sich nicht beirren und blieb bei seinem Grundsatze: „Besser ein Gut entbehren, das man mit vollem Rechte besitzen dürfte, als darum zanken und streiten und so vielleicht an dem besten Schatze hienieden, an einem liebenden, gläubig frommen Herzen Schiffbruch leiden!"

Und somit war der Baum in Müllers Hände übergegangen. Doch hatte er dessen nicht Gewinn. Als der folgende Herbst kam und die Kinder des Halfen den Nachbar hindern wollten, die reichlichen Früchte einzuheimsen, mußten sie mit Schmerzen gewahren, wie jede Birne in Müllers Haus ging; nicht eine einzige wurde ihnen. Wehmüthig sahen sie bei diesem unerwarteten Ausgange darein und selbst die wenigen Stücke so ihnen Müller in gnädiger Herablassung zukommen ließ, wollten ihnen nicht recht munden. Aber der Vater wußte sie zu trösten und wenn auch ihr Herz, wie man zu sagen pflegt, blutete, da nach und nach all' die köstlichen Birnen verschwanden, so kam doch kein Laut der Unzufriedenheit über ihre Lippen.

Gar hastig fiel Müller mit seiner Familie über die wohlfeilen Bissen her, und sie genossen des Guten mehr als zu viel. Allein der Friedensrichter droben, an den Halfen Johann damals erinnert, schien bereits zu Recht gesprochen zu haben. Es kam ein bösartige Krankheit in Müllers Haus und wüthete unter den Familiengliedern

so stark, daß man für manches Leben fürchtete. Nur die Frau des habgierigen Müller war verschont geblieben. Da packte doch die Angst den unredlichen Mann gewaltig an und sofort mußte Elsbeth herum und dem Halfen erklären, daß Müller in Zukunft zufrieden sein würde, wenn Krauber ihm freundlich einige Birnen für seine Kinder zukommen lassen wolle. Die Krankheit ging vorüber und der Streit war ohne Dazwischentreten des Gerichtes geschlichtet, Müllers Kinder aber hatten nie Ursache, sich über Kraubers Kargheit zu beklagen, denn sie erhielten ihre Birnen in jedem Jahre vollauf, selbst dann, wenn die Aernte spärlich war, wurden sie nicht vergessen.

Diesmal erhielt der Halfen den streitigen Gegenstand zurück. Doch oft sah er sich auch wirklich für immer seines Eigenthums verlustig. Aber dem lieben Frieden brachte er gerne ein Opfer, wenn es ihm nicht zu tief in seine Verhältnisse eingriff. Wie er aber in Bezug auf Friedensliebe dem ganzen Dorfe ein hellleuchtendes Muster war, so streute er auch von seinen goldenen Lehren recht gerne bei jeder passenden Gelegenheit unter die Dorfbewohner aus und manches dieser Körnlein, die gleichsam so im Vorübergehen hingesäet worden, trug seine Frucht und mit Dank blickten Viele zum Halfen hin.

So war Krauber für seine Familie und für sein Dorf ein wahrer Mann nach dem Herzen Gottes. Wenn aber dennoch später über Manchen aus dem Dorfe viel Unglück und Leid durch einen Krauber kam, so durfte man dem Biedermann gewiß nichts auf Rechnung schreiben.

Zweites Kapitel.

Die Franzosen.

'S ist Krieg! 'S ist Krieg! O Gottes Engel wehre
Und rede du darein!
'S ist leider Krieg und ich begehre
Nicht Schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlag'nen zu mir kämen
Und vor mir weinten, was?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre,
Die könnten mich nicht freu'n!
'S ist leider Krieg und ich begehre
Nicht Schuld daran zu sein!

Matthias Claudius.

„Wen der Herr liebt, den züchtiget er!"

Das erfuhr auch Halfen Krauber. Schweres Leiden kam in sein Haus durch jene unglückliche Zeit, die so viel des entsetzlichsten Elendes über unser armes Vaterland brachte. Seit mehr als dreihundert Jahren hatten die Franzosen aus den unedelsten Absichten sich friedestörend in alle deutsche Angelegenheiten eingemischt, bis endlich im Jahre 1789 in ihrem eigenen Lande jene furchtbare Empörung ausbrach, in Folge deren der französische König Ludwig XVI. unschuldig auf dem Schaffote starb. Der Letzte der deutschen Kaiser, Franz II. von Oesterreich, und Preußens König, Friedrich Wilhelm II., hatten dem bedrängten Könige Ludwig zu Hülfe kommen und in dem unglücklichen Lande wieder Ordnung und Frieden herstellen wollen. 1792 zog ihre Armee deßhalb nach Frankreich; allein durch Mangel, Krankheit und den erbitterten Widerstand ihrer Gegner wurde diese zum Rückzuge genöthigt nnd alle jene Gräuelscenen, vor denen jedes fühlende Herz schaudern mußte, nahmen ungestört ihren Lauf. Da erhob sich ganz Europa gegen diese Frevler; die meisten Monarchen schlossen ein Bündniß zum Kampfe wider Frankreich, das in frecher Weise alle Mächte herausforderte und verhöhnte, und seine blutgetränkte, gottverläugnende Freiheit und scharfrichterliche Gleichheit allen Völkern anpries und überbringen zu wollen versprach. Die damaligen Gewalthaber der Franzosen wußten das Volk zu rasender Begeisterung aufzustacheln; es stand auf wie ein Mann und griff

zu den Waffen. Leider siegten und triumphirten diese Empörer auch, wo sie nur hinkamen Im Oktober des Jahres 1794 mußten sich die österreichischen und preußischen Truppen über den Rhein zurückziehen und das ganze linksrheinische Gebiet fiel in die Hände der Franzosen.

Was dieses Land in jenen Tagen litt, ist kaum zu sagen. Nicht genug, daß durch den Krieg alle Geschäfte in's Stocken geriethen, daß die Preise der Lebensmittel zu einer bedeutenden Höhe stiegen, nicht genug, daß Bürger und Bauern aller Arten gebrandschatzt und geplündert wurden, Niemand Herr im eignen Hause blieb; auch die schmählichste Behandlung, die schmachvollste Erniedrigung mußten sich die unglücklichen Bewohner dieser Gegenden gefallen lassen. Freilich brachten die Franzosen ihnen die goldene Freiheit, denn Niemand brauchte mehr an Gott und seiner heiligen Religion festzuhalten, jeder Schlechtigkeit war Thür und Thor geöffnet; auch auf Gleichheit Aller drangen die Republikaner, wohin sie ihren Fuß nur setzten. Der Herr galt ihnen so viel wie der Diener; alle wurden mit derselben Grobheit, mit derselben Frechheit behandelt und die Begütertsten wurden von den Nimmersatten bald den Aermsten gleichgemacht. Diese sittenlosen Krieger stellten sogar die Gotteshäuser allen andern Gebäulichkeiten gleich und benutzten Kirchen und Kapellen, wozu sie dieselben eben passend fanden, nur nicht dazu, wozu sie der fromme Geist unserer Vorfahren erbaut hatte, zur Verehrung und Anbetung des alleinigen Gottes. Was brauchten sie auch einen Gott? Hatten sie doch ganz andere Begriffe aus ihrer Heimath mitgebracht, als die von Religion und Gottesverehrung!

Die Vernunft war der Gegenstand der Huldigung ihres Cultus; dieser hatten sie sich geweiht, mit blutdampfenden Händen ihr Bild auf den Thron erhoben und der Ewige in seinem Sternenhimmel lebte für sie nicht mehr. So hatten jene Schreckenstage sie belehrt und diese Lehre fand in ihrem verwilderten Herzen zu starken Anklang, als daß sie dieselbe so schnell wieder aufgeben sollten. Deßhalb war in ihren Augen die Kirche auch kein Ort, der Ehrerbietung, oder doch wenigstens Schonung beanspruchen durfte; darum raubten und

plünderten sie auch ungescheut mit gierigen Händen, was ihnen in den Tempeln des Herrn nur behagen wollte. Deßwegen wurde auch der Kölner Dom, dieser hehre Bau zu Ehren des Allerhöchsten, ein Opfer ihrer frechen Zerstörungssucht. Unter dem Vorwande der Freiheit und Gleichheit, traten sie alles Heilige mit Füßen, verstümmelten sie diese erhabene Gottesstätte und schonten selbst der Reliquien und Gräber nicht. Als es endlich daselbst nichts mehr zu rauben und zu plündern gab, (das Blei der Dachrinnen hatten sie sogar gestohlen) benutzte man dies Heiligthum zu einem großartigen Fourage-Magazine und trug in die Stätte des Friedens die Mittel, die da nöthig waren, um ferner dem blutigen Kriegshandwerke leben zu können.

Wenn nun diese Wütheriche nicht einmal der Ehre Gottes ließen, was fromme Herzen so freudig derselben dargebracht, wie war es da anders möglich, als daß sie allen Rechten und Sitten Hohn sprachen, daß Alles unter dem eisernen Tritt dieser wilden Soldateska seufzte. Und doch war das Loos der Bürger oft noch bei Weitem besser, als das der Landleute. Bei diesen letztern waren alle Wohnungen mit Kriegern angefüllt und der Bauersmann wurde fort und fort durch Lieferungen und Vorspanndienste auf's Aergste belästigt. Was Keller und Scheune nur hatte, wußte man zu finden oder zu erpressen und oft mußte dann sogar noch herbeigeschafft werden, wenn Kisten und Kasten völlig leer waren. Wie der ausgesogene und ausgeplünderte Mann es sich möglich machte, auch dann noch zu liefern und immer wieder zu liefern, darum kümmerten sich die Alles Begehrenden nicht. Ob der Gepreßte für sie, die Fremdlinge, Schulden auf Schulden häufte, oder ob er sogar selbst zum Diebe wurde, um ihnen zu genügen, das Alles galt ihnen gleich. Sie forderten und fouragirten, raubten und plünderten Tag und Nacht und, gar mancher wohlhabende Bauer ist in jenen Tagen um Haus und Hof gekommen und hat sich später nur mit Aufopferung all' seiner Kräfte wieder aufrichten können.

Zu diesen Letztern gehörte auch unser Halfen. Auch bei ihm hatten die französischen Krieger Besitz genommen von Allem, was sein war und er konnte froh sein,

wenn sie ihm so viel zukommen ließen, daß er nicht mit Weib und Kind am Hungertuche nagen mußte, indeß die schlechten Gäste von seiner Habe sich mästeten und gütlich thaten. Doch Vater Krauber hielt muthig aus und lobte trotz der Drangsale und Widerwärtigkeiten seinen Gott nicht minder. Auf seinen Gott, den himmlischen Vater, war all' sein Hoffen und Vertrauen gerichtet und dies gab ihm Kraft und Stärke, auszuharren, zu dulden und zu leiden, bis jene Zeiten des wildesten Kriegslebens aufgehört und allmählich wieder Friede, Ruhe und Sicherheit und ein geordnetes Staatsleben an die Stelle jenes Gräuelregimentes trat.

Freilich blieb die französische Republik noch immer im Besitze ihrer Eroberungen auf der linken Rheinseite, aber durch die Einführung einer gesetzlichen Ordnung, als das eroberte Land in Distrikte eingetheilt wurde, erlangte man doch wieder einen wenn auch lockern Halt und das geregelte Leben nahm wieder seinen ruhigen Lauf; Handel und Wandel kamen wieder auf, wenn auch beschränkt und niedergehalten durch die andauernde Unruhe und die fortgesetzten Kämpfe in der Nähe und Ferne. Der Landstrich, zu dem das Dorf B. gehörte, bildete eines der vier Bestandtheile des Roer-Distriktes und so stand von da ab unser Halfen zwar unter französischer Herrschaft, die leider dem Lande noch immer kein Heil brachte; aber es wurde demselben doch möglich in etwas wieder zu Blut zu kommen und seinem zerrütteten, niedergetretenen Hauswesen aufzuhelfen.

So finden wir ihn denn, wie im vorigen Kapitel bereits erzählt, um das Jahr 1804, wo in Frankreich jener Kriegsheld, Napoleon, als Kaiser unumschränkt über die Franzosen herrschte, als ziemlich bemittelten Bauern wieder, der unter des Himmels Segen nach und nach seinen früheren Wohlstand wieder erlangt. Allein er hatte des Krieges geringste Uebel erst erfahren. Die Hand des Herrn legte sich nun erst recht schwer auf sein Familienleben, um ihn im Gluthofen der Leiden zu prüfen und zu läutern.

Die Bewohner der linksrheinischen Lande hatten sich schon, so schien es wenigstens, an die Franzosenherrschaft gewöhnt, viele zwar gegen ihre innerste Ueber-

zeugung und Gefühle, manche aber auch, weil sie dabei Vortheile fanden, die ihnen unter den früheren Verhältnissen nicht werden konnten, und noch Andere, weil es ihrem falschen Ehrgefühle schmeichelte, sich mit zu den Unterthanen jenes ruhmgekrönten Napoleons zählen zu dürfen. Genug, der französische Kaiser herrschte einmal über sie und man war ihm unterthan. Der jetzige Zustand war wenigstens erträglicher und erfreulicher, als jener in den Tagen des Kampfgewühles und des wilden Soldatenthums.

Da, im Jahre 1806, (nachdem Napoleon schon Oesterreich, das sich mit England und Rußland gegen ihn verbündet, in mehrern Schlachten, namentlich in der von Austerlitz geschlagen und im westlichen und südlichen Deutschland den Rheinbund gestiftet und Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte) entbrannte Preussens Zorn gegen den übermüthigen Ueberwinder, der Königen und Fürsten gebot, als ob sie nur seine Unterthanen wären, und im Bündnisse mit Rußland erklärte Friedrich Wilhelm III. am 8. Oktober den Krieg. Sogleich zog Napoleon mit seinen Kriegern nach Deutschland, der Rheinbund mußte sein Heer verstärken und so trat er den Preußen mit einer Armee von 100,000 Mann entgegen. Auch Kraubers älteste Söhne, Franz Joseph und Christian, befanden sich unter diesen.

Mit nassen Augen und blutendem Herzen drückte die Mutter ihnen den Abschiedskuß auf und flehte unter lautem Schluchzen Gottes Segen auf sie herab. Der Vater aber geleitete die Beiden noch ein gutes Stück und kehrte dann ebenso bewegt, wie seine Anneliese, doch voll gläubigen Vertrauens auf Gottes allliebende Vaterhuld nach Hause zurück. Konnte er doch nichts mehr dazu thun, die geliebten Kinder zu wahren und zu schützen bei dem Loos, das ihnen nun einmal gefallen! Er mußte es ruhig geschehen lassen, daß sie mit in den blutigen Streit zogen: nur eine Hülfe wußte er ihnen, die von Oben, und diese erbat er sich für seine Theuren unter bangen Sorgen. Schwebten ja seine Söhne in der größten Gefahr, das Leben des Leibes und der Seele zu verlieren! Was war in jenen Tagen der Unruhe ein Menschenleben? Ein ungewisses Gut, ein

Spielstein mehr auf dem gräßlichen Schachbrett des Krieges für den gewaltigen Eroberer, der tausend Leben leichtsinnig in die Schanze schlug, wenn es galt, seine ehrgeizigen Träume zu verwirklichen. Kehrten die Armen jemals zurück? Wer durfte dies auch nur zu hoffen wagen zu einer Zeit, wo Blut und immer wieder Blut den deutschen Boden tränkte, so viel Blut der eigenen Kinder? Blieben sie aber durch Gottes Gnade am Leben, stand dann nicht zu erwarten, daß diese kräftigen, stolz gewachsenen Jungen als Krüppel sich heimschleppen mußten, sich selbst zur Plage und den Ihrigen sicher nicht zur Freude und Gewinn? Und kamen sie trotz Allem wohlbehalten, gesund und unversehrt zurück, konnte dann nicht das bei weitem größere Unglück eingetreten sein, daß ihre Seele erstorben war für alles Gute und Edle, für Tugend und Gottesfurcht, daß sie verkrüppelt waren in ihrem Herzen, um nie wieder zu genesen zu einem frommen, gottseligen Leben?!

Das waren die Kümmernisse, die nicht aus dem zitternden Mutterherzen weichen wollten, das die Besorgnisse, die Vater Johann so heiß bittend vor seinem Gott aussprach. Am frühen Morgen und am späten Abend, ja so oft er in seinem Innern seines Schöpfers gedachte, flehte er für seine Kinder, die nun in der Ferne weilten.

„Den lieben Frieden gib uns, o Herr und bewahre uns gnädig vor den Schrecknissen und Gräueln des Krieges!"

Das war sein Seufzen Tag und Nacht. Doch der Himmel hatte beschlossen, ihn mit bitterer Trübsal heimzusuchen, um die Stärke seines Glaubens und die Kraft seiner Liebe zu prüfen.

Am 14. Oktober desselben Jahres siegte Napoleon in der blutigen Schlacht bei Jena über Preußens tapfere Krieger und zog am 27. schon triumphirend in Berlin ein. Franz Joseph und Christian hatten zwar beide mitgekämpft und mitgeblutet, aber nur einer von ihnen befand sich unter jenen Streitern, die lebend den Kampfplatz verlassen konnten. Es war Franz Joseph. Sein Bruder Christian lag kalt und todt auf dem Schlachtfelde und kehrte nimmer wieder zurück in die traute Heimath.

Groß war der Schmerz der liebenden Eltern, als ihnen die schreckliche Kunde wurde vom Ausgange des Kampfes, der ihr Kind zu so viel Tausenden in die starren Arme des Todes gebettet, und wenn die Mutter nicht gänzlich ihrem Grame erlag, so kam dieses nur daher, daß mit jener Trauerbotschaft zugleich die Nachricht eingelaufen, der älteste Sohn, ihr Franz Joseph, lebe noch und hoffe recht bald die heimathlichen Fluren wiederzusehen. War der Himmel ihnen doch noch gnädig gewesen, da ebenso gut beide hätten verbluten können. Zu dem tiefen Wehe der Eltern mischte sich das Gefühl des wärmsten Dankes gegen Gott, der ihnen ihren Aeltesten erhalten. Wenn auch der blutigen Thränen viele flossen, das Herz der Trauernden fand so doch noch immer einen mächtigen Trost.

Aber das Maß des Unglückes war noch nicht voll. Es kam noch schlimmer.

Die großen Anerbietungen, die der unglückliche König Friedrich Wilhelm seinem Besieger machte, um von ihm Waffenruhe und Frieden zu erlangen, wurden von diesem hochmüthig zurückgewiesen und Forderungen gestellt, zu denen sich Preußens edler König nicht entschließen konnte. Was blieb da übrig, als den Krieg nothgedrungen fortzusetzen? Alexander sandte ein Hülfsheer nach Ostpreußen ab und abermals wurden mörderische Schlachten geführt an den Ufern der Weichsel und Ströme Bluts vergossen. Der Hauptschlag aber geschah bei preußisch Eylau, wo durch den gegenseitigen Kriegermuth und die auf's Höchste gestiegene Erbitterung ein Kampf Satt fand, der 60,000 Todte und Verwundete auf der Wahlstatt zurückließ. Und hier fiel auch Kraubers ältester Sohn, um nie wieder aufzustehen.

Als der für Napoleons Gegner so schmähliche und harte Frieden zu Tilsit geschlossen worden und die Waffen wieder ruhten, kehrten viele der Krieger wieder in ihre Heimath zurück; nur Franz Joseph wollte nicht kommen und die harrenden Eltern trösten über den Verlust ihres Christian. Dafür aber erhielten sie die traurige Gewißheit, daß auch dieser, der bei Jena mit dem Leben davongekommen war, nun gefallen sei und sie also beide für immer verloren hatten. Da kannte der

Mutter Schmerz keine Grenzen mehr. Sie brach in laute Klagen aus und in ihrem übergroßen Leid wollte sie sogar mit dem Schöpfer hadern, der ihr in so kurzer Zeit zwei brave, fleißige, liebe Söhne entrissen. Aber bittend legte der Vater seine Hände auf ihren Mund, damit ihr hart getroffenes Mutterherz sich nicht also versündige, und obschon er selbst des Trostes sehr bedürftig war, versuchte er es doch, seiner Anneliese Ergebung in Gottes unerforschliche Rathschlüsse einzusprechen.

„Er hatte uns mit den Kindern, um die du nun trauerst, liebend beschenkt, er hat uns viele Jahre hindurch nur Freude an ihnen erleben lassen und uns so reichlich gelohnt für die Mühen und Sorgen, die uns ihre Erziehung gemacht. Nun aber gefiel es seinem unerforschlichen Rathschlusse, sie aus dieser argen Welt zu sich in das Land des ewigen Friedens zu rufen und ihnen Freuden zu schenken, die sie hienieden nimmer zu kosten vermöchten, wohl aber in den Stunden der Versuchung hätten verscherzen können. Es geziemt sich also für uns, ihm vielmehr Dank zu sagen für diesen neuen Beweis seiner Huld, als gegen ihn zu murren und zu klagen!"

So redete Krauber seinem Weibe zu.

Anneliese war von Haus aus zu gut in Gottesfurcht und Frömmigkeit erzogen worden, hatte schon zu lange am Glaubensmuthe ihres Mannes sich belebt und gestärkt, als daß sie nun einer solchen Ansprache nicht hätte zugänglich sein sollen. Sie haderte nicht mehr mit Gott, sondern duldete und litt, bis die allgewaltige Zeit, die allen Kummer lindert und auch den herbsten Schmerz zu mildern weiß, in ihrem Herzen von jenem großen Leid nur eine stille Wehmuth zurückgelassen und die Mutter in der Sorge um die noch übrigen Kinder, in derem fröhlichen Gedeihen und frommen Wandel Friede und neuen Lebensmuth wiederfand. Krauber aber, der selbst in den Stunden des bittersten Leidens keine Minute seinen Glauben und sein Vertrauen sinken ließ, mußte jetzt mehr wirken und schaffen, denn je, da er sich solcher Kräfte beraubt sah und obschon ihm dieses nun doppelt hart ankam, weil er früher durch die beiden Dahingegangenen mancher Arbeit überhoben und nun auch schon wieder um einige Jahre älter und

kraftloser geworden war, so that er es doch unverdrossen und gerne. War er vorher schon in den Tagen des Wohlergehens dem ganzen Dorfe ein mächtiger Antrieb zu wahrer Frömmigkeit und dauerndem Fleiße gewesen, so wurde er dies nun noch weit mehr. Kannte doch Jeder den großen Verlust, den er erlitten, sahen doch Alle, wie sauer es ihm wurde, die nöthigen Arbeiten alle zu bestellen, und doch kam keine Klage über seine Lippen, vielmehr glaubte man eine noch größere Lust bei seinem Schaffen, eine noch wärmere Anhänglichkeit an seinen Gott bei ihm zu gewahren. Wahrlich er hatte auf's Beste bewiesen, daß ein durch und durch religiöses Herz, ein festgewurzelter Glaube, eine wahre innige Gottesliebe alle Bitterkeiten des Lebens zu verschmerzen vermögen, daß der rechte Christ seinem Gotte treu bleibt in allen Lagen seines Erdenwallens und aus dem Feuer der Leiden nur als reineres Gold hervorleuchtet und mit höherer Tugend strahlt vor dem Angesichte des Herrn. Krauber hatte in den Züchtigungen die liebende Vaterhand erkannt und sie gläubig duldend geküßt. Dafür war nun süßer Friede sein Lohn und mächtiger noch fühlte er sich zu neuem Schmerze gestärkt, falls der Leiden Ende noch nicht gekommen.

Schaue, mein Christ, auf diesen Heldenmuth des schlichten Bauersmannes und lerne von ihm mit Ergebung den brennenden Schmerz der Wunden ertragen, die eine weise Vaterhand dort oben schlägt. Kräftige Geist und Herz an dieser Glaubensstärke und auch du wirst felsenfest dastehen, wenn Sturm und Wetter dich umtoben, auch du wirst im Unglücke nicht machtlos erliegen und nach überstandenem Leiden seligen, süßen Himmelsfrieden genießen.

Dem Halfen wurde durch Gottes gnädige Fügung gar bald eine neue Stütze verliehen, die ihm, so viel dies möglich, den Verlust seiner Söhne zu ersetzen suchte. Seine älteste Tochter Sibilla verband sich mit einem braven, rührigen Burschen des Dorfes, der zwar so viel Vermögen aufzuweisen hatte, daß er gar wohl einen eigenen Hausstand mit seiner umsichtigen Sibilla hätte gründen können, aber zu wohl einsah, wie sich der alte Schwiegervater abplagen mußte, um alles in der bis-

herigen Ordnung und seinem geregelten Laufe zu erhalten. Darum zog er zu den Schwiegereltern ins Haus, regte wacker Hand und Fuß und gar dankbar schaute Krauber seinem unverdrossenen Schaffen zu, durch das er so manche Erleichterung verspürte. Auch an Tugend und Gottesfurcht stand Melchior Türling den auf dem Schlachtfelde gefallenen Söhnen Kraubers nicht nach, so daß Mutter Anneliese in ihrem Herzen dem Himmel dankte, einen so braven Tochtermann zu haben, der ihre geliebte Sibilla sicher glücklich zu machen bestrebt sein würde. Bald war es auch Allen im ganzen Hause nicht mehr anders, als wenn Melchior von jeher zur Familie gehört habe, als sei er stets für sie ein treuer, gehorsamer Sohn, ein liebender Bruder gewesen. Das schöne Band der herzlichsten Anhänglichkeit umschlang ihn mit jedem Einzelnen so traut, so lieb, daß weder er, noch irgend Einer auch nur daran zu denken wagte, es könne jemals anders werden, oder daß Melchior heut oder morgen mit Sibilla von den Schwiegereltern sich trennen werde. Derartige Gedanken hätten sich aber auch als durchaus unnöthige erwiesen, denn Türling blieb im Hause Kraubers so lange, bis die Eltern seiner Frau dieses selbst verlassen mußten, weil ihnen dort oben eine bessere Stätte zur Wohnung angewiesen wurde. Dann freilich, aber auch erst dann, zog er aus und bestellte seinen eigenen Heerd, obgleich er auch selbst damals noch geblieben wäre, wenn die eingetretenen Umstände ihn nicht zum Abzuge gezwungen hätten. Doch wir wollen dem Laufe unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Drittes Kapitel.

Neue Wunden.

Ferne in der fremden Erde
Ruhet ihr bei eurem Schwerte
In des Todes sich'rer Hut:
Heil'ger Frieden
Lohnt euch Müden
Nach des Tages heißer Gluth.

Frankreichs Adler saht ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner schallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch, Lieben,
Träumet drüben
Von der Freiheit goldnem Tag.

Wilh. Hauff.

Eine hohe Freude gewährt es den Kindern, ihr Herz hüpft vor Lust auf, wenn sie Soldaten mit klin=

gendem Spiel vorüberziehen sehen, sei es zu Fuß, sei es zu Roß. Ihr Auge ergötzt sich an den blanken Waffen, an der Uniform, die so sehr von der bürgerlichen Kleidung abweicht, ihr Ohr belustigt sich an der heitern Musik, und gerne gewahren sie den taktfesten, geregelten Gang der Soldaten oder das fast tanzende Einherschreiten ihrer Pferde. Die kleinen Füße wollen dann nicht stille stehen, müssen wenigstens den Takt mittreten und gar häufig laufen die Kleinen vor oder hinter, auch wohl neben dem Militär her, halten den Kopf steif in die Höhe und schreiten so weit aus, als es die kurzen Beine nur immer erlauben wollen. Selbst ein mächtiger Schnurbart, vor dem die Kinder sonst gewöhnlich großen Respekt haben, schreckt sie beim Soldaten nicht ab; es ist, als ob das Kind fühle, daß diese Gesichtverzierung zum kriegerischen Aussehen gehöre und weiter keine Gefahren für sie mit sich führe. Knaben, die schon etwas erstarkt sind, sieht man, wenn sich's thun läßt, mit stolzer Freude Patrontasche, Brodsack oder gar die Waffen dessen einherschleppen, der in ihr Haus einquartiert wurde und mit größter Selbstgefälligkeit verkünden sie es sich unter einander: „Das ist unser Soldat!" Auch ist es eines der liebsten Spiele unserer Jugend, mit hölzernen Säbeln oder Gewehren und einer papiernen Kopfbedeckung unter Anführung eines Obern, den sie sich natürlich beliebig wählen, zu exerzieren und kleine Gefechte auszuführen, indem sie in ihrer schlichten Einfalt wähnen, schon wirklich etwas Rechtes zu sein Dieses ganze Gebahren, denk' ich, zeiget uns zur Genüge, wie sehr der Soldat und sein Thun dem Kinde gefällt.

Dies berücksichtigend, dürfen wir es wohl den beiden Burschen unseres Halfen, dem Anton und Peter nicht übel nehmen, wenn sie selbst den französischen Kriegern freudig entgegen sprangen, obschon diese so viel Unheil ins Land gebracht. Das Kind weiß nicht zu unterscheiden zwischen Freund und Feind, wenn es den Soldaten sieht und, betrachtet daher beide mit demselben Interesse. Sobald aber die beiden Knaben etwas älter geworden, so daß sie, wenn auch noch unvollkommen, begriffen, weßhalb die fremden Krieger ins Land gekommen, änderte sich diese wohlwollende Gesinnung bei ihnen

und namentlich war es Anton, dem gar bald die Franzosen im innersten Herzen verhaßt wurden. Schon an ihrer fremden Sprache nahm er Anstoß, nicht nur, weil ihm die Worte unverständlich waren, sondern auch besonders darum, weil er meist nur rauhe, barsche Töne hörte, an die sein Ohr bei der gemüthlichen Lebensweise im elterlichen Hause gar nicht gewöhnt war. Dazu kamen noch die Erzählungen des Vaters und der Dorfbewohner von dem Treiben dieser wilden Menschen, von ihrem gottverläugnenden, räuberischen Wesen, die, dem Erzähler unbewußt, das kindliche Ohr auffing und der Knabe tief seinem Gedächtnisse einprägte. Als nun aber im Jahre 1806, wo Anton bereits eine Junge von zwölf Jahren war, durch die Franzosen sogar seine Brüder Franz Joseph und Christian vom Mutterherzen hinweggerissen wurden und den Kriegsgelüsten Napoleons zum Opfer fielen, da zog ein tiefer, unauslöschlicher Haß in des Knaben Seele ein. Alles, was Franzose hieß, war ihm ein Gräuel, jedes französische Wort, das an sein Ohr schlug, durchzuckte seine Nerven und mit Verachtung sah er auf diejenigen seiner Landsleute, die ihre Muttersprache allgemach mit französischen Brocken vermischten. Wohl fühlte er zugleich, wie unrecht es sei, irgend eines der Geschöpfe Gottes zu hassen; zu oft hatte der Vater, der Seelsorger ihn darüber belehrt, daß man nicht den Menschen, sondern das Böse an ihm hassen und verabscheuen müsse. Doch was half's, er wußte sich nun einmal nicht zu helfen und wenn er auch auf Augenblicke wähnte, sein Ingrimm gelte nur dem wüsten, verderbenbringenden Leben der Franzosen, so vermischte er doch gar bald That und Thäter dergestalt miteinander, daß ihm beide fast ein und dasselbe waren.

So lebte er, wenn auch nicht offenkundig, denn doch in seinem Herzen in beständiger Feindschaft mit den Fremdlingen und als seine beiden Brüder mit hinauszogen, um für diese Eindringlinge ihr Leben zu opfern, that er bei sich selbst den heiligsten Schwur, möge es kommen wie es wolle, nie werde er auch nur einen Schritt dem französischen Heere folgen. Wundere man sich nicht über diesen widerstrebenden Geist, er war eben

keine Seltenheit unter Deutschlands Jugend zur damaligen Zeit, und wenn auch diese Gesinnungen erst einige Jahre später zu Tage traten, vorhanden waren sie in vielen Tausenden deutscher Herzen schon früher. Es war nöthig, den Leser mit dieser Gemüthsstimmung Antons bekannt zu machen, um ihn in den Stand zu sezzen, die spätern Schritte des Knaben richtig würdigen zu können. Nehmen wir nun den Faden unserer Erzählung wieder da auf, wo wir den Halfen mit seinem rüstig schaffenden Schwiegersohn verließen.

Durch die vereinten Anstrengungen dieser beiden, so wie auch durch die thätige Mithülfe der übrigen Familienglieder gelang es Krauber, seinem Hauswesen mächtig aufzuhelfen, so daß er bald als recht vermögender Mann dastand und zu den Reichsten des Dorfes zählte. Wohl mögen dazu auch die damaligen Verhältnisse vieles beigetragen haben, wo man oft für geringes Geld einen guten Handel abschließen konnte und unserm Vater Johann fehlte es eben nicht an der nöthigen Einsicht zu solchen Geschäften. Immer aber war seine erste Frage dabei: „Ist das Unternehmen auch ein redliches; kannst du es auch vor deinem Gewissen und vor Gott verantworten? Klebte auch nur ein Schatten von Unehrlichkeit daran, so hütete sich Krauber wohl, auf dasselbe einzugehen, mochte es ihm einen noch so großen Gewinn verheißen. Durch redlichen Ankauf, wozu er von hartbedrängten Familien oft kniefällig gebeten wurde, wußte er nach und nach seine Ländereien bedeutend zu vergrößeren und sein Wohlstand mehrte sich mit jedem Jahre.

Unter Anderm hatte er auch ein Stück Land von mehreren Morgen erstanden, dessen Kaufpreis er in einzelnen Terminen abzutragen hatte. Der letzte derselben war im Jahre 1811 fällig und er schickte deßhalb seinen Sohn Anton, der nun schon siebzehn Jahre zählte, mit hundert Thalern nach Köln, um sich dieser letzten Verpflichtung zu entledigen. Anton, statt die Befehle des Vaters zu vollziehen, machte sich mit dem Gelde flüchtig, und wir werden bald erfahren, was ihn zu einer solchen Handlungsweise veranlaßte.

Napoleon hatte, um England zu verderben, schon im Jahre 1806 von Berlin aus allen Fürsten verboten, mit diesem Staate Handel zu betreiben und er sah in jedem Herrscher (wenn man die Gedemüthigten von damals noch so nennen durfte), der diesem Befehle zuwiderhandelte, seinen persönlichen Feind. Kaiser Alexander von Rußland war zwar eine Zeit lang Napoleons Freund und Anhänger gewesen; allein da er aus verschiedenen Vorgängen schließen mußte, der französische Kaiser habe es auch auf ihn abgesehen und da zudem diese Handelssperre seinem Lande merklichen Schaden brachte, so gestattete er trotz Napoleons Verbot die Einfuhr englischer Waaren in sein Land und sammelte zugleich auch vorsichtiger Weise Truppen an den westlichen Grenzen seines Reiches. Als der hochmüthige, schnell zu beleidigende Eroberer diesen Wechsel der Gesinnung Alexanders erfuhr, rief er voller Vertrauen auf sein bisheriges Kriegsglück aus: „Rußland wird von seinem Verhängniß ergriffen, wohlan, es soll erfüllt werden!" Nicht kam es ihm in den Sinn, daß er in diesen Worten sich selbst sein Geschick prophezeite. Das ganze Jahr 1811 hindurch ließ er nun rüsten, von den Pyrenäen bis zum Niemen, vom adriatischen Meere bis zu den Küsten der Ostsee. Alle süd- und west-europäischen Völker mußten Truppen stellen: Italiener, Schweizer, Franzosen, Belgier und Holländer, Sachsen, Bayern, die übrigen Völker des Rheinbundes, Polen, selbst gefangene Spanier und Portugiesen, sie alle mußten zusammentreten, um Rußland zu verderben. Auch Preußen und Oesterreich stellten nothgedrungen 50,000 Mann, so daß Napoleon im Juni des Jahres 1812 mit dem gewaltigen Heere von 500,000 Mann über den Grenzfluß Niemen rückte.

Gerade zu der Zeit, als diese ungeheuren Rüstungen ihren Anfang nahmen und aller Orten verlautete, Napoleon beabsichtige, alle streitfähigen Unterthanen vom 16. bis zum 50. Jahre unter die Waffen zu rufen, gerade da erhielt Anton von Vater Johann den oben erwähnten Auftrag. Lange schon hatte Anton sich mit dem Plane herumgetragen, sich in irgend einer Weise dem französischen Kriegsdienste zu entziehen, doch war er bis jetzt noch nicht zur Ausführung seines Entschlusses gekommen, weil

er noch keinen Ausweg gefunden. Nur so viel hatte er bei sich festgestellt, er wolle seinem Schwur treu bleiben, möge es gehen, wie es wolle. Da, als der Vater ihm das Geld einhändigte, war es ihm, als ob nun auf einmal der Ausweg gefunden sei und in aller Eile packte er sich einige nothwendigen Kleidungsstücke ein, brachte diese vorab aus dem elterlichen Hause und nahm dann von den Eltern Abschied, wie diese meinten, für einige Stunden, aber Anton wußte, daß wohl mancher Monat, vielleicht manches Jahr vorübergehen würde, ehe er die Lieben wiedersehen würde und fast wäre er in seinem Vorhaben wankend geworden, als er in den Abschiedsworten der Eltern die feste Zuversicht ausgesprochen fühlte, daß sie sein Weggehen für nichts anders, als einen etwas längern Spaziergang hielten. Seine Stimme zitterte, als er den Lieben „Ade" sagte und sein Fuß war wie an den Boden gewurzelt. Sein Auge schweifte im Zimmer umher, als wolle die Seele sich jede Einzelheit der trauten Wohnung noch einmal so recht tief einprägen; den Geschwisterten bot er mit lachendem Munde, um die Wirklichkeit durch Scherz zu verkleiden, ebenfalls die Hand zum Abschiede, obschon es ihm gar nicht scherzhaft um's Herz war und so schritt er endlich zum Hause hinaus und verließ mit raschen Schritten das Dorf, nachdem er sich noch seines Bündels bemächtigt. Erst auf der Stelle, wo der breite Fahrweg um eine beträchtliche Erhöhung des Bodens biegt, bleibt er stehen, stieg die Anhöhe hinauf und sah mit wehmüthigem Herzen und nassem Blicke auf sein freundliches Dörfchen zurück, wie es da lag, still und friedlich und nichts ahnte von dem heißen Schmerz, der jetzt im Busen eines seiner Kinder wühlte. Von unnennbarer Empfindung hingerissen, sank Anton auf seine Knie, breitete seine Hände gleichsam schützend gegen die theure Heimath aus und rief innig und warm in einem andächtigen Gebete Gottes Schutz über diese Stätte, über die Wohnungen seiner Mitbrüder und besonders über das Haus seiner Eltern herab.

„Halte deine allmächtige Rechte ausgebreitet über Jeden von den Meinen; scheuche fern von ihnen alles Leid und alle Plage; sende ihnen alle Tage ihres Le-

bens Glück, Heil und Friede und besonders tröste und beruhige sie über meine Abwesenheit. Es muß ja nun einmal so sein; ich habe es bei dir geschworen, kein Franzosendiener zu werden und diesen Schwur muß ich halten. Bleibe ich hier, so werden sie kommen, mich wegschleppen, gleich meinen Brüdern und ein deutscher Arm mehr soll ihnen helfen, deutsche Kinder und fremde Völker ungerechter Weise zu unterdrücken. Das kann und will ich nicht! Das willst auch du nicht und darum muß ich fliehen, Alles verlassen, was meinem Herzen so theuer ist, muß sie Alle deinem göttlichen Schutze empfehlen. O, so höre denn meine Bitte und erhalte mir die Meinigen gesund und froh, bis deine Hand mich wieder zurückführt in ihre Arme!"

Lange noch lag der tief ergriffene Jüngling auf jenem Hügel auf seinen Knieen und erst nach mancher vergossenen Thräne, nach manchem gewaltsamen Kampf mit seinen widerstrebenden Gefühlen raffte er sich auf und rannte den Abhang hinunter, um wieder seine Straße zu verfolgen.

In Cöln angekommen, wo er sich erst gegen Abend gleichsam hineinschmuggelte, suchte er eine jener einsam liegenden Schenken auf und schrieb dort seinen Eltern einen langen, langen Abschiedsbrief, indem er ihnen den Grund seiner Flucht auseinandersetzte und sie bat, ihm doch nicht deßhalb gram zu sein, daß er sie so hintergangen, daß er die hundert Thaler für sich behalte, weil sie ihm zu seinem fernern Leben unumgänglich nöthig seien. Er wolle sie als sein Kindtheil betrachten und nie wieder auch nur auf einen Pfennig weitere Ansprüche erheben. Gott werde ihn wohl beschützen in fremdem Lande und unter fremden Menschen und ihn, so hoffe er zuversichtlich, einst wieder in die Heimath zurückführen, die dann wohl von seinen schlimmsten Feinden, den Franzosen, befreit sein werde.

Dann trug er dieses Schreiben in's Haus eines Mannes, der mit seiner Familie sehr gut befreundet war und bat ihn, diesen Brief doch, wenn's möglich, morgen früh gleich zu besorgen, da er in den ersten Tagen sicher noch nicht zurückkehren und den Eltern die wichtigen Mittheilungen, die diese Zeilen enthielten, persönlich ma-

chen könne. Zwar wollte dies Alles dem guten Bekannten sehr sonderbar erscheinen und lange setzte er dem Jünglinge zu; allein Anton blieb bei dem einmal Ausgesprochenen und als des Drängens kein Ende wurde, ließ er den Brief in den Händen des Befreundeten zurück und eilte zum Hause hinaus.

Sein Plan, nicht nur Cöln, sondern die deutschen Lande, ja Europa selbst, zu verlassen und auf fremdem Boden sich ein neues Leben zu gestalten, gelang ihm trotz vielen Schwierigkeiten, wie wir später hören werden, endlich in so weit, daß ein englisches Schiff ihn vom festen Lande hinwegführte und mit ihm Englands Küsten zusteuerte.

Wieder hatte so Krauber einen Sohn verloren, wieder brach Anneliese in heftige Klagen aus, als jener Brief ankam, der sie von der Flucht ihres Antons benachrichtigte, aber wiederum war es auch unser Halfen, der Trostgründe beizubringen suchte, um diesen neuen Schmerz der Mutter zu beschwichtigen. „Besser, so sagte er, daß der Junge in fremdem Lande lebt, als daß er im eigenen sein Blut vergießen müßte. Bei seiner Gesinnung, bei seinem glühenden Hasse gegen die Franzosen wäre ja für ihn das Leben unter diesen Kriegern doppelt qualvoll gewesen. Zudem ist er ein recht gescheidter Junge und wie alle unsere Kinder an Arbeit und Fleiß von Jugend aufgewöhnt. Es kann ihm daher nicht gar schwer fallen, auch ferne von uns sein Leben zu fristen und bleibt er so fromm und gottesfürchtig, wie er es hier immer war, so kann ihm auch Gottes Huld und Gnade nicht fehlen. Gib dich darum nur zufrieden und denke: Besser in der Fremde, als im wilden Kriegsgetümmel, das nun wieder loszubrechen droht, besser daß wir ihn lebend denken dürfen auf fremder Erde, als wenn er auf heimischer sein junges Leben verhauchen müßte! Der Herr wollte ihn uns erhalten und gab ihm darum in den Sinn, dem Vaterlande zu entfliehen. Möge ihn Gott denn auch gnädig bewahren und erhalten!“

Freilich gab sich die Mutter zufrieden, aber mit banger Sorge bemerkte Halfen, wie sie mit jedem Tage schwächer und leidender wurde, wie in ihrem Her-

zen das Leiden fortnagte, das sie mit Ergebung in Gottes heilige Fügungen still duldend zu tragen sich bemühte und daß es kaum eines zweiten Schlages bedurfte, um sie gänzlich an den Rand des Grabes zu bringen. Krauber ließ es deßhalb sein eifrigstes Geschäft sein, sie zu pflegen und zu erheitern, so viel er konnte, und legte alles Weitere in Gottes Hand. „Wie Gott will!“ sagte er in der Stunde der Angst um sein theures Weib. Wie Gott will, so mag es geschehen. Des Herrn Wille sei mir Gesetz! Seine Wege sind dunkel, doch seine weisen Absichten stets zu loben und zu preisen!“ —

Unterdessen schritt die Rüstung im ganzen Lande mächtig fort und auch der drittälteste Sohn des Halfen, Wilhelm, wurde jenem Heere einverleibt, das da bestimmt war, Rußland zu demüthigen und zu verderben. Seit den Völkerwanderungen und den Kreuzzügen war ein solcher Heereszug nicht gesehen worden. Unaufhaltsam, wie die Meereswogen, wenn der Orkan sie peitscht, drangen diese Krieger in Rußland ein, schlugen in den großen Schlachten bei Smolensk und Borodino an der Moskwa die Russen und zogen am 14. September in die alte, mit zahllosen Thürmen und vergoldeten Kuppeln versehene Hauptstadt Moskau ein. In dieser Stadt hoffte Napoleon zu überwintern, um seine Heere zu neuem Kampfe stärken zu können. In der alten Czaarenburg, im Kreml hatte Napoleon Quartier genommen; allein gar bald war er genöthigt, sich mit größter Lebensgefahr aus demselben nach einem benachbarten kaiserlichen Lustschlosse zu flüchten; denn schon in der ersten Nacht nach seinem Einzuge stiegen an mehreren Stellen der Stadt auf Befehl des Stadthalters von Moskau lichte Flammen auf, die, da über neun Zehntheile der Gebäude aus Holz erbaut waren, im Nu in gräßlicher Weise um sich griffen und durch die überall umhergestreuten leicht feuerfangenden Stoffe stets größere Nahrung fanden. Dazu kam noch der Umstand, daß alle Gefangenen in der Stadt zuvor losgelassen worden waren, um die Flammen fortwährend zu schüren, ferner der am folgenden Tage sich erhebende, wüthende Sturm und so glich Moskau in wenigen Stunden einem wogenden Feuermeere, das zu löschen die Soldaten verzweifeln mußten, zumal auch

sämmtliche Feuerspritzen aus der Stadt entfernt worden waren. Vier Tage lang dauerte dieser Brand und nur ein kleiner Theil der Stadt blieb von den Flammen verschont.

In dieser gräßlichen Gluth ging auch Napoleons Glücksstern, der ihm bisher geleuchtet, unter, indessen sie für Europa gleichsam das Morgenroth der wiederkehrenden Freiheit war. Der Kaiser mußte sich mit seinen noch übrigen Kriegern zum Rückzuge entschließen, den er auch am 19. Oktober antrat. Allein welch' ein Rückzug war das! Schien es doch, als ob der Himmel sich mit Rußland verbündet habe, um den zu bekriegen, der es auch gewagt, die Hand an den Gesalbten des Herrn, den Pabst zu legen. Der Winter kam für dieses Land ungewöhnlich früh und war überdieß furchtbar streng. Durch Kälte und Hunger und das Schwert der nachsetzenden Russen mußte die große Armee fast gänzlich erliegen. Die Straße von Moskau bis zur preußischen Grenze war mit Leichen fast besäet. Es war ein entsetzlicher Anblick, Tausende von verhungerten oder erfrorenen Kriegern an der Heerstraße auf öden, grausigen, mit Schnee und Glatteis überzogenen Steppen, abwechselnd mit gefallenen Pferden, weggeworfenen Waffen und umlagert von den reichsten nur zur Last gewordenen Schätzen, die sie in Moskau erbeutet, da liegen zu sehen. Was Kälte und Hunger verschonte, fiel in die Hände der nachsetzenden Russen, starb durch die Lanze der Kosacken oder unter den Keulen der wüthenden Bauern Bei dem Uebergange über die Beresina, wo die gräßlichsten Leiden dem Heere wurden, büßten mehr als 30,000 Mann Leben und Freiheit ein.

So gelangten die Trümmer der großen Armee, die, eine halbe Million stark nach Rußland gezogen war, etwa 30,000 Mann an der Grenze an. Unter diesen Rückkehrenden befand sich auch Wilhelm. Wunderbar hatte Gott ihn erhalten unter den schrecklichen Gräueln dieses Feldzuges. Doch nicht für ein langes Leben war er aufgespart worden. Er sollte, wie seine beiden vorangegangenen Brüder, als Krieger sterben; nur war ihm das hochgepriesene Glück zu Theil, im Kampfe für des Vaterlandes Freiheit sein Blut zu vergießen. Indeß

sollte er doch erst noch seine Heimath wiedersehen. Die Kunde von seiner Heimkehr war vor ihm hergelaufen und als er nun jene Anhöhe erreicht, auf der sein Bruder Anton Abschied genommen von den heimischen Fluren, da kam ihm das halbe Dorf entgegen und begleitete ihn unter lautem Jubel zum elterlichen Hause. Alte Mütterchen lugten an der Hausthüre nach ihm hin, manches schneeige Haupt lüpfte die schwarze, wollene Zipfelmütze ihm zum Willkommen, und den vorwitzigen Kindern wurde auf ihr neugieriges Fragen nach dem bärtigen Krieger die Antwort mit sichtbarem Stolze gegeben: „Das ist unser Wilhelm, der mit der großen Armee in Rußland gekämpft, aber von Gottes Güte erhalten, nun zum alten Halfen Johann zurückkommt!" Auch Vater und Mutter, die Geschwister, ja, alle Insassen des Hauses waren ihrem Wilhelm entgegen geeilt und man darf gewiß dem braven Krauber den freudigen Stolz nicht übel nehmen, der aus seinen Augen leuchtete, als er so neben dem Geretteten einherschritt. Geherzt und geküßt hatte man den glücklichen Krieger so viel, daß er schier froh war, im Vaterhause angekommen zu sein und endlich einmal hoffen durfte, nun werde man ihm doch einige Ruhe gönnen. Allein diese Hoffnung, so gerecht sie auch übrigens sein mochte, schien sich nicht verwirklichen zu wollen, denn Alle, die nur eben dem alten Halfen in Freundschaft zugethan, und deren waren, wie wir bereits früher gesehen, nicht wenige, Alle drängten sich nach, so viel das Haus nur zu fassen vermochte, und nachdem man einen reichlichen Labetrunk genommen, wobei es sich keiner nehmen ließ, dem wackern Krieger zuzutrinken, gieng erst das Fragen der Neugierde und die Theilnahme recht los. Stundenlang hatte Wilhelm ihnen zu erzählen von Rußlands unabsehbaren Eisfeldern, von Moskaus schrecklichem Brand, von den reichen Schätzen, deren man in der brennenden Stadt noch so viel erbeutet, von den schrecklichen Leiden der großen Armee, von Hunger, Kälte und Nothdurft, von dem Verfolgen der Russen, von Kosackenlanze und Bauernkeulen, kurz von Allem, was der junge Mann auf dem traurigen Feldzuge, den er hatte mitmachen müssen, gesehen, erlebt und gelitten. Mit offenem Munde standen und saßen seine

Zuhörer umher und manchem ging das Stutzpfeifchen aus, weil er vor lauter Aufmerksamkeit vergessen, seine Züge zu thun. Doch endlich glaubte Wilhelm, man könne für heute mit dem Gehörten zufrieden sein und nachdem er ihnen noch in die Hand versprochen, Morgen ein Näheres zu berichten, setzte man sich um den großen Tisch herum, der in aller Eile war hergerichtet worden und auf den nun eine recht reichliche Mahlzeit aufgetragen wurde.

Wenn auch unser Halfen stets gewissenhaft das Seine zu Rathe gehalten, so glaubte er sich doch heute etwas kosten lassen zu dürfen, heute, am Ehrentage seines Sohnes, heute, wo allen im Hause, ja, man könnte fast sagen, allen im ganzen Dorfe das Herz im Leibe lachte ob der glücklichen Heimkehr des trefflichen Jungen. In den Stunden, wo halb Europa trauerte, über die verlorenen Kinder, hatte der Himmel unserm Krauber, das hohe Glück bescheert, seinen Sohn, der mit ausgezogen war zum blutigen, schrecklichen Kampfe, gesund und wohl in seiner Behausung wiederzusehen. Wie sollte er da nicht jubeln und ein fröhliches Fest feiern?" Wie sollte er da nicht durch ein stattliches Mahl gleichsam dem Himmel seinen feurigen Dank ausdrücken, für die unerwartete Wohlthat? Gönnen wir ihnen ihre Freude. Sie haben's nöthig, noch einmal in vollen Zügen aus dem Becher der Freude zu trinken Bald, ach nur zu bald sollte ja wieder tiefe tiefe Trauer in diese fromme, gottselige Familie einkehren. Wir aber müssen wieder hinschauen auf die weitere Entwickelung der Geschicke Europas auf Deutschlands Kinder und ihre Thaten.

Wer hätte nicht gehört von jenen Tagen der tiefsten Erbitterung, der heiligsten Begeisterung, der freudigsten Aufopferung und Liebe, die in ganz Deutschland wie mit einem Schlage erwachten. Der Funke hatte lange geglimmt, sein Aufflammen war nur niedergehalten worden durch das fortwährende Siegerglück des allgewaltigen Kriegers, durch die spionenhafte Ueberwachung auch der geringsten Aeußerung der niedergetretenen Deutschen, durch die exemplarischen Strafen, die schon so vielen geworden, deren Freiheitsdrang sie unbändig losriß und

offenkundig gegen Napoleon und sein Regiment handeln ließ. Nun aber, als man durch den Ausgang des Feldzuges gegen Rußland belehrt worden war, daß dieser Napoleon doch zu bekämpfen und zu besiegen sei, als man erkannte, daß der Himmel selbst die Geißel seines Zornes gnädig von den unterdrückten Völkern abwenden wolle, nun schlugen auf einmal jene Flammen in lichter Lohe hell auf. Das schwer gedrückte Deutschland erkannte in jener russischen Zuchtruthe, die Napoleon geschlagen, die Hand dessen, der Himmel und Erde fasset mit einer Spanne, der da die Hoffärthigen vom Throne stößt und die Niedrigen erhebt. Es war, als sei der Donnerruf Gottes in allen Landen erklungen: „Erhebet euch, ihr Völker, sprenget eure Bande und erkämpfet euch eure Freiheit!“ Das wackere Preußenvolk erstand zuerst in heiliger, nie gesehener und nie geahnter Begeisterung, um Deutschland wieder zu Ehren zu bringen, um seine Freiheit und Selbstständigkeit zu erringen. „An mein Volk!“ hatte Preußens König gerufen und mit der Losung: „Mit Gott für König und Vaterland!“ strömten Alle herbei, die sich nur fähig glaubten, in dem großen, heiligen Kampfe mitzuwirken. „Krieg“ riefen bie unbärtigen zarten Jünglinge, „Krieg“ donnerte es aus dem Munde des kräftigen Mannes, „Krieg“ forderten die zitternden Lippen des Greises, „Krieg“ klang es aus dem Herzen des deutschen Mädchens, „Krieg“ mahnte die Mutter den eigenen Sohn. Und es gab Krieg, es galt einen Krieg, so edel, so rein, so hoch und hehr, wie vielleicht kein Volk der Erde in keiner Zeit geführt, ein Krieg aber auch so blutig, so rasend, so ohne alle Schonung und Gnade, wie keinen zweiten Deutschland je gesehen. Selbst Jungfrauen bewaffneten sich für des Vaterlandes Rettung und schlugen sich muthig hinein in das dichteste Kriegsgetümmel, indeß zu Hause die Zurückgebliebenen auf den Knieen lagen und mit brennendem Herzen zu Gott hinaufschrieen: „O du, der dort oben den Schmerzenschrei gehört, der in ganz Deutschland wie aus Einem Munde erklungen ist, höre auch heute unser Flehen um des Vaterlandes einziges höchstes, Gut! Freiheit, Freiheit, die goldene Freiheit gib deinen Kindern, o Herr! Du hast die heilige Flamme in ihnen angefacht; du hast

sie hinausgetrieben in den hohen, hehren Kampf! O so sieh auch liebend auf sie herab, die da ihr Gut, Blut und Leben so freudig der guten Sache opfern, schütze und erhalte sie und verleihe ihnen gnädiglich den Sieg, damit der Friede wiederkehre in Deutschlands Gefilde!"

Und Gott sah des Volkes Elend, sah des Volkes heiligen Heldenmuth, sah und würdigte die großen Opfer, die gebracht worden, und schenkte den Deutschen den Sieg. Zwar mußte er aufs Blutigste erfochten werden; viel Tausend deutsche Männer fielen während des anbrechenden Morgenroths der nahenden Freiheit, viel schreckliche Schlachten lieferte man sich, so im Jahre 1813 bei Lützen am 2. Mai, bei Bauzen am 20. und 21., bei Großbeeren am 23., an der Katzbach am 26., bei Dresden am 26. und 27., bei Kulm am 29 und 30. August, bei Dennewitz am 6. September, bei Nollendorf am 17. und noch an andern Orten und endlich am 16., 18. und 19. Oktober die große, blutige Völkerschlacht bei Leipzig; aber die Freiheit stieg aus dem rauchenden Blute der Gefallenen hellstrahlend auf und wie vor Monaten das Donnerwort „Krieg" durch die deutschen Lande erschallte, so jubelten jetzt Millionen, wenn auch unter heißen Thränen der Verlorenen wegen, mit hoher Siegeswonne: „Sieg! Freiheit! Sieg!"

Freilich kehrte Napoleon im folgenden Jahre von der Insel Elba, die seine Besieger ihm als Wohnsitz angewiesen, nochmals zurück, freilich fiel er nochmals mit großer Kriegsmacht in Deutschland ein, aber bei Waterloo, unweit Brüssel, erreichte ihn sein Geschick für immer. Er wurde geschlagen, am 20. November in Paris Friede geschlossen und Napoleon auf das öde Eiland St. Helena im atlantischen Ocean verbannt. Dort saß der gewaltige Mann, welcher Könige und Fürsten zu seinen Füßen liegen und ganz Europa vor sich zittern gesehen hatte, bis zum Jahre 1821 gefangen, wo ihn der Tod von seinen Fesseln erlöste. Er starb, nachdem er sich ganz bekehrt hatte, als gläubiger, frommer Christ und seine letzten Worte waren nichts als ein Bekenntniß seines verblendeten Ehrgeizes, seiner Ohnmacht gegen Gott und so sagte er schließlich: „Ich will Gott die Ehre geben!" — und hauchte keinen Geist aus.

Deutschland war gerettet, frei und gleichsam erneuert; aber Tausende von denen, die den Sieg erfochten, hatten

nicht das Glück, seiner Segnungen sich zu freuen. Sie lagen da, als Opfer für die theuer erkaufte Freiheit und nur das konnte die Ihrigen trösten über den herben Verlust, daß sie eben den schönen Tod für des Vaterlandes Rettung gestorben, daß ihnen, als den Märtyrern für eine heilige Sache, dort oben bei Gott die Siegespalme gereicht worden.

Auch Wilhelm, den der Herr in Rußlands Eisfeldern gnädig erhalten, war in diesem heiligen Kampfe gefallen. Bei Waterloo hatte er, angefeuert durch des alten Vaters Blücher Losungswort: „Vorwärts!" sich mit Todesverachtung in die feindlichen Reihen gestürzt, ward aber für seinen Heldenmuth gräßlich verstümmelt, doch genoß er noch das hohe Glück, den Siegesruf seiner Kameraden zu hören und den goldenen Morgen der deutschen Freiheit erglänzen zu sehen. Mit den Worten: Dank Dir, o Gott! für diese Gnade, tröste und erhalte alle die lieben Meinen! Vater in Deine Hände empfehle ich meine Seele! hauchte er sein Leben aus und der Engel des Friedens trug seine reine Seele hinauf ins Land des ewigen Friedens, wo kein Schmerz und keine Thräne mehr sein wird.

Daheim aber gab's der Thränen gar viele nnd wenn es auch ein hoher, hehrer Gedanke für Eltern und Geschwister war, der Sohn, der Bruder ist den schönsten Heldentod, den Tod für Deutschlands Freiheit gestorben, so waren in wenigen Jahren doch der Leiden so viele über diese Familie gekommen, daß fast alle Trostgründe erschöpft waren. Wäre nicht Gottes allmächtige Hand gewesen, die die tief Gebeugten aufrecht erhielt in diesen namenlosen Qualen, sie hätten mit gebrochenem Herzen ihren Leiden erliegen müssen.

Drei Söhne waren dem Kriege als Opfer gefallen und der vierte weilte ferne von den Seinen in unbekanntem Lande, ohne daß man wußte, wie es um ihn stand.

Wahrlich: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er!"

Viertes Kapitel.

Frei.

Wenn in die Ferne
Vom Felsen ich seh'
Zieht mich's zur Heimath
So lieblich, so weh.

Früh, wenn von Liedern
Ertönet der Hain,
Kehret die Sehnsucht
Im Busen mir ein,

Spät, wenn der Schlummer
Die Erde bethaut,
Träumend die Seele
Zur Heimath noch schaut

Peter Müller.

Die Worte dieses schönen Liedes schildern uns so recht den wehmüthigen Zustand, in dem sich Anton befand, als er, vom Elternhause entfernt, sich unstät und flüchtig umhertrieb. Außer der Sorge, trotz seiner Flucht von der Heimath, dennoch heute oder morgen von den Franzosen oder ihren Verbündeten aufgegriffen und zum Kriegsdienste gezwungen zu werden, erfüllte die Sehnsucht nach seinen geliebten Eltern und Geschwistern fast ganz seine Seele. Wenn der junge Tag erwachte, gedachte er mit Schmerzen der Seinigen, die nun ebenfalls Gottes schöne Sonne begrüßen und wahrscheinlich auch für ihn eine fromme Bitte zum Ewigen hinaufsenden werden; in seinem Herzen regte sich alsdann ein heißes Verlangen, bei ihnen sein zu können, mit ihnen an des Tages Arbeit gehen zu dürfen und in ihrem trauten Kreise die Stunden hinzubringen. Wenn der Abend sich auf die Fluren lagerte, dann weilte sein Geist in grauer Ferne im heimathlichen Dörfchen und schaute hinein in die erleuchtete Stube, wo der liebe Vater mit den Uebrigen auf den Knien lag und voll Andachtsgluth wiederum den Herrn bat für ihn, den Flüchtling. Wie wäre er da so gerne mit hingekniet, heiß und innig zu flehen für all' die lieben Seinen; aber ach! er durfte ja nicht! Tausendmal hatte ihm sein Herz gesagt: „Warum schaffst du dir selbst solche Qualen? Kehre um, eile in die Arme deiner betrübten Mutter, deines besorgten Vaters! Oft war er in solchen Augenblicken auf dem Punkte, sich aller weitern Gedanken zu entschlagen und zurückzukehren, der lieben Heimath zu. Aber dann tauchte wieder jener mächtige Haß in seiner Seele auf und fort

trieb es ihn, um den Elenden, die sein Vaterland so schrecklich knechteten, zu entrinnen. Es gelang ihm, bis zur Küste der Nordsee vorzudringen. In einem unscheinbaren Fischerdorf hielt er an und trat in eines der ärmlich aussehenden Häuser, bot den Leuten in seiner freundlichsten Weise einen guten Tag und bat sie, ihm zu erlauben, einige Stunden bei ihnen rasten zu dürfen. Sein Plan war, sich nach England zu begeben, wo er vor jeder weitern Belästigung sicher sein durfte: wie er aber dieses Ziel erreichen sollte, das war ihm vor der Hand noch ungewiß. Nur dunkel hatte es ihm vorgeschwebt, daß er vielleicht von der holländischen Küste aus hinüber gelangen könne und so war zunächst der Nordseestrand sein Ziel gewesen, auf das er lossteuerte. Er hatte es nun erreicht und saß im Kreise der Bewohner jenes Hauses, die zwar seinen Gruß erwiderten, auch seine Bitte gewährten, ihn jedoch mit sonderbar mißtrauischen Augen betrachteten. Eine gewisse Zurückhaltung wäre unserm Anton nicht gerade auffallend gewesen, denn als ein Fremder konnte er wohl nicht von vorne herein ein offenes, zutrauliches Entgegenkommen erwarten. Aber dieses fast spionirende Beobachten, dieses räthselhafte Zusammenstecken der Köpfe und das leise Zuflüstern derer, die ihn aufgenommen, war ihm lästig, machte ihm den Aufenthalt bei ihnen äußerst unheimlich und erfüllte seine Seele mit Besorgnissen aller Art. Was war denn der Grund dieses argwöhnischen Gebahrens der Dörfler?

Wie bekannnt, hatte Napoleon, der den Engländern zur See durchaus nicht gewachsen war und sie dennoch gern gedemüthigt hätte, da sie ihm in manchen Plänen hinderlich in den Weg traten, allen Handelsverkehr mit den von ihm unterjochten Völkern verboten. Auf diese Weise hoffte er das stolze England zu demüthigen und zu schwächen. In wie weit ihm dies gelungen, soll hier unerwähnt bleiben, für uns genügt es einstweilen, daß wir diese Maßregel kennen. Auch die Bewohner jenes Dorfes, in dem sich Anton gegenwärtig befand, wußten sehr gut um dieses Gesetz; allein sie fanden es für zweckmäßiger, dasselbe zu umgehen und sich durch Schmuggelei ein Erkleckliches zu verdienen. Freilich ist

dies immerhin ein ehrloses Gewerbe. Allein die große Mehrzahl der Menschheit sieht trotzdem die Schmuggelei mit ganz andern Augen an. Man betrachtet sie fast gar nicht als ein Verbrechen und Mancher, der dessen gerade nicht benöthigt ist, läßt sich dazu verleiten, ein kleines Paschkunststückchen zu versuchen, nicht wegen des geringen Vortheiles, sondern vielmehr darum, weil in dem Reize einer kleinen Gefahr und in dem behaglichen Gefühle, ihr glücklich entronnen zu sein, ein verführerisches Lockmittel dazu liegt. Das gemeine Volk beurtheilt das Geschäft des Freihändlers noch weit günstiger. Es hat keine Einsicht in Verwaltung und Wesen eines Staates; dagegen hegt es Bewunderung und Sympathie für die, die da voll Muth und Kühnheit, mit Schlauheit und Hinterlist sich gegen die allmächtigen Gesetze des Staates auflehnen. Darum leistet auch der gemeine Mann, freilich mit vollem Unrecht, dem Schmuggler gerne seine Dienste, wenn derselbe in Gefahr geräth durch sein ungesetzliches Leben. Namentlich thut man solches an den Orten gern, wo man eben durch den Schleichhandel gewisse Waaren wohlfeiler bezieht, ja sich oft in den Besitz gänzlich verbotener Artikel setzen kann. Auch mag wohl die Schwere der Strafe, die den Schmuggler trifft, wenn er dem Gerichte in die Hände fällt, vieles dazu beitragen, daß ihn seine Mitmenschen auf alle Weise unterstützen. Denn während der Kaufmann, der die Veranlassung zu diesem Gewerbe gibt und den größten Nutzen daraus zieht, beim Mißlingen des Unternehmens frei ausgeht, höchstens die Waare einbüßt durch Beschlagnahme, hat der Schmuggler seine Freiheit und oft sogar sein Leben zu verlieren. Doch, wie auch immer diese Art des Erwerbes beurtheilt werden mag, immerhin bleibt es vor wie nach wahr, daß es ein ehrloses, ungesetzliches, sündhaftes Gewerbe ist. Und nichts anders war es auch für diese Dorfbewohner. Freilich trug bei ihnen noch ein Grund mehr dazu bei, daß sie sich in solcher Weise gegen die bestehenden Gesetze auflehnten.

Man wußte zu gut, weßhalb Napoleon eben dieses Verbot hatte ergehen lassen; wiederum sollte ein Volk, ein freies Volk, nämlich die Engländer, die Wucht seines Zepters fühlen, wie ja die Holländer selbst längst darunter geseufzt. Sie er-

kannten zu gut, wie sehr sie jener allgewaltige Herrscher übervortheilt hatte, fühlten, wie schmählich sie unterdrückt und geknechtet wurden, daher haßten und verabscheuten sie das neue Regiment und so ließ sie ihre nationale Abneigung, ihr tief verborgener, heimlich genährter Ingrimm diese Uebertretung des Gesetzes gleichsam als gerechte Rache an dem Unterjocher betrachten. Auf den ersten Blick erscheinen diese Gründe wohl stichhaltig; wenn man dieselben aber nach den Lehren unserer heiligen Religion einer Prüfung unterwirft, so wird gewiß Jeder sagen müssen, daß Unrecht Unrecht bleibt, mag die Leidenschaft der Menschen es zu beschönigen suchen, so viel nur immer möglich.

Unter solche Menschen war Anton gerathen, unter Leute, die sich keinen Augenblick sicher fühlten, die Tag und Nacht in dem Glauben lebten, sie würden beobachtet und verfolgt. Daher auch die argwöhnischen Blicke, mit denen unser Flüchtling betrachtet wurde. In jedem Fremden vermutheten sie einen Spion der Regierung und so lange sie nicht vom Gegentheil überzeugt waren, blieben sie mißtrauisch und einsilbig.

Anton, der die Ursache dieses auffallenden Benehmens nicht kannte, litt sehr unter diesem fortwährenden Mustern und Schielen von allen Seiten und, um auf irgend eine Weise demselben ein Ende zu machen, suchte er ein Gespräch einzuleiten über die gegenwärtige Lage Europa's. Wenn auch diese Schmuggler auf's Vorsichtigste mit ihren Ansichten und Urtheilen an sich hielten, so bot sich Anton doch bald eine günstige Gelegenheit, aus einzelnen, bedächtig hingeworfenen Aeußerungen auf die Gesinnungen derer, mit denen er sich unterhielt, mit Sicherheit schließen zu können Gar bald war es bei ihm zur vollsten Ueberzeugung geworden, daß man hier einen wenigstens ebenso großen Haß gegen alles Franzosenthum hege, wie er in seinem eigenen Herzen brannte und deßhalb nahm er auch nicht länger Anstand, seine Zuhörer mit dem bekannt zu machen, was ihn von der Heimath getrieben und wie er von ihnen nun Hülfe und Schutz erwarte. Anton hatte mit zuviel Wärme, mit zu großer Erregtheit gesprochen, als daß man seinen Worten nicht hätte Glauben beimessen sollen. In seinen Zü=

gen, in seinem unwillkürlichen Gebärdenspiel, als er von dem Schandwesen der Fremdlinge sprach, trat der tiefste Ingrimm zu sehr zu Tage, als daß man die Wahrheit dieser Gefühle hätte bezweifeln können. So schwand denn auch allmählich jene für unsern Anton so unerquickliche Zurückhaltung und gar bald sprachen alle Anwesenden unverholen ihre Ansichten über den damaligen Stand der Dinge gegen ihn aus. Aber trotz allem wollte ein letzter Rest von Mißtrauen nicht weichen. Zwar wurde dem Flüchtlinge eine reichliche Abendmahlzeit geboten, zwar wies man ihm mit zuvorkommender Gastlichkeit ein recht behagliches Schlafzimmer an, allein immer noch wollte es Anton bedünken, als ob man ihm nicht so recht traue. Der Hausvater, der ihm sein Schlafkabinet angewiesen, wünschte ihm eine „Gute Nacht" mit einer Stimme, in deren Ton viel Herzlichkeit lag und Anton fieng schon an, sich selbst Vorwürfe darüber zu machen, daß er bisher geglaubt, man halte ihm gegenüber mit den rechten Gesinnungen hinter dem Berge, als er für seinen Argwohn wieder neue Nahrung fand. Denn kaum sah er sich allein in dem freundlichen Gemache, so hörte er auch, wie man draußen mit Hast den Schlüssel im Schlosse umdrehte. „Du wirst dich verhört haben," murmelte er für sich und trat, als die Tritte des Hinabsteigenden verhallt waren, zur Thüre hin, um sich davon zu überzeugen, in wie weit er seinen Ohren trauen dürfe. Er hatte sich aber nicht getäuscht, die Thüre war verriegelt und er eingeschlossen. Eine derartige Behandlung wußte er sich nicht zu erklären. Wie ließ sich das mit der Gastfreundschaft, die man ihm bewiesen, zusammen reimen? Sein nächster Gedanke war: „Du bist verrathen!" Man hat dich ausgelockt und gar bald wird die Polizei hier sein, um dich als Deserteur einzustecken!" Diese Betrachtungen brachten ihn in eine furchtbare Aufregung; fast war ihm jedes ruhige Nachdenken über seine Lage unmöglich geworden. Wie ein Wahnsinniger rannte er auf das einzige Fenster zu, um zu sehen, ob sich hier nicht ein Weg zur Flucht finden lasse. Mit leichter Mühe gelang es ihm auch, dasselbe zu öffnen; schon glaubt er sich gerettet, da gewahrt er mit Schrecken, wie ihm vor der Oeffnung ein starkes,

dichtes Gitterwerk entgegenstarrt, bei dem sich alles Rütteln ohnmächtig erwies. Nun schien es ihm gewiß zu sein, daß er ein Opfer des Verraths geworden und mit laut pochendem Herzen tritt er zurück zur Thüre, legt sein Ohr an das Schlüsselloch und horcht mit angehaltenem Athem, ob nicht der feste, stolze Tritt der Polizei zu hören sei, denn daß diese in aller Eile herbeigeholt werde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Indeß vernahm er nichts, als das kräftige Hämmern seines gepreßten Herzens und jeder Schlag desselben gieng hinauf bis zu den Schläfen. Wie er auch seine Gehörnerven anstrengen mochte, das Haus lag still und ruhig da; kein Ton drang hinauf zu ihm. Da plötzlich kommt es ihm vor, als ob er nach der Seite des Fensters hin leise Schritte vernehme. Sogleich eilt er dorthin und gewahrt nun, wie draußen auf dem Hofe dunkle Gestalten hinhuschen, die dann und wann etwas lichter wurden, wenn der matte Schein der Laterne, die der Vorderste trug, auf Augenblicke die rabenschwarze Nacht in etwas erhellte. Doch zu rasch schwanden sie vorüber, diese unheimlichen Gesellen, als daß es Anton's starrem Hinblicken möglich gewesen, darüber ins Klare zu kommen und wiederum war er mit seinen verworrenen Sinnen allein. Voller Unruhe schritt er in seinem Zimmer auf und ab, tausend Vermuthungen stiegen in seinem Gehirne auf und ein Gedanke jagte den andern. Stunde auf Stunde verrann und doch kam weder Polizei noch sonst Jemand, ihn zu belästigen. Da trat allmählich Ruhe in seinem aufgeregten Gemüthe ein und da er den Tag über tüchtig die Beine gebraucht und recht müde geworden, legte er sich endlich aufs Bett hin, um wenigstens einige Stunden zu rasten. Seinem Ohre aber gönnte er nicht Ruhe, das mußte unausgesetzt horchen und lauschen, damit ihn wenigstens ein etwaiger Ueberfall nicht unvorbereitet treffe. Allein die Natur fordert ihre Rechte und wie sehr er sich auch des Schlafes zu erwehren suchte, die müden Augen fielen zu und gar bald lag er im Schlummer. Freilich war dieser für ihn nicht sonderlich wohlthätig, denn wirre, wilde Träume beunruhigten ihn, aber er hatte doch wenigstens das Gute für ihn, daß er nicht die ganze Nacht in fortwäh-

render Spannung hinbringen mußte. Lassen wir ihn und sehen wir uns einen Augenblick nach jenen Gestalten um, die vor einigen Stunden durch den Garten schlichen und so auffallend bewiesen, daß sie eben keine Freunde des Lichtes waren.

Es waren ihrer sechs, die so in nächtlicher Stille, stumm und behutsam voranschritten auf seltsamen Zickzackwegen. Bald standen sie still und schienen zu horchen, bald setzte sich der kleine Zug wieder in Bewegung und verfolgte lautlos seinen nächtlichen Pfad. Da schlägt ein dumpfes Brausen an unser Ohr und die Luft scheint sich plötzlich geändert zu haben, denn ein kühler, feuchter Wind weht uns entgegen. Wir befinden uns am Ufer des Meeres. Die Gestalten machen Halt und nun gewahren wir beim Scheine jener Laterne, daß wir dieselben Männer vor uns haben, mit denen Anton am Abende sich unterhalten. Es sind kernige Naturen, derbe, verwegen aussehende Fischer, die den Hut tief ins finstere trotzige Antlitz gedrückt sich nun damit beschäftigen, einen Nachen auf's Wasser zu ziehen, der ziemlich weit vom Meere entfernt auf dem Sande lag, weil sonst die alle sechs Stunde wiederkehrende Fluth das leichte Fahrzeug mit sich führen und dem Spiele der Wogen Preis geben würde. Als der Nachen auf sein Element geschafft worden und die Mannschaft eingestiegen war, begann ein kräftiges Rudern; bald legte man bei einer Schaluppe an, gieng an Bord derselben und zog den Nachen mittelst Ketten in die Höhe, daß er in freier Luft schwebte. Die Anker der Schaluppe wurden gelichtet; bald schwebt dieselbe auf den Wogen des Meeres und diese stahlgehärteten Seeleute beginnen zu fischen Eine derartige Beschäftigung kann uns eben nicht auffallend erscheinen. Aber es will uns nicht zu Sinn warum man sich um auf den Fischfang auszugehen, so verdächtig benimmt. Noch stehen wir und sinnen, und schauen hinaus auf die dunklen Fluthen, um mit unsern Blicken jenen schwarzen Rumpf, der dort hin und her schaukelt, zu verfolgen, und schon ist er unsern Augen entschwunden. Aber obgleich die Nacht nicht des Menschen Freund ist, so läßt uns doch die Neugierde den Heimweg nicht antreten, wir warten und harren und

suchen die Finsterniß, in die das Fahrzeug hinein tauchte, zu durchdringen. Endlich kommt die Schaluppe wieder in Sicht. Ein dumpfer Ton, als ob eine Kette rasselnd herabrolle, trifft unser Ohr; man hat die Anker und auch den Nachen herabgelassen. Gedämpfte, taktmäßige Ruderschläge hören wir und bald landen die Fischer, steigen aus, bringen den Nachen wieder an seine vorige Stelle und treten den Rückweg an. Wieder gehts einem Gänsemarsche nicht unähnlich, voran, einer hinter dem andern; jede Bewegung, die der erste macht, wird auch sofort von den übrigen ausgeführt, als wenn's aufs Commando gienge, und wenn sie auch umherspähen und gar vorsichtig thun, als ob eine Gefahr im Anzuge wäre, sie erreichen wieder unbehindert jenes Haus, in dem Anton in unruhigem Schlummer liegt, schlüpfen hinein und treten so geräuschlos, wie möglich in die Hinterstube, in der noch ein schwaches Licht brennt. Am warmen Ofen sitzt die Hausfrau und fährt beim Eintritt der nächtlichen Gesellen aus ihrem stillen Nicken auf; kaum aber hat sie ihnen ins Gesicht geschaut, so gleitet ein zufriedenes Lächeln über ihre Züge. Es scheint, daß sie in den Blicken der Eingetretenen gelesen, daß der nächtliche Ausflug ein glücklicher gewesen. Sie ist sofort beschäftigt, den Fischern den dampfenden Thee mit reichlichem Imbiß zu serviren und schnell sitzen alle um den Tisch herum und lassen es sich trefflich munden." Kannst immerhin dem Mahle einen kräftigen Genevre beifügen, denn ich denke, wir haben ihn verdient," sagte der Hausherr, indem er mit dem Finger auf eine große Schachtel hindeutet, die auf einem Seitentischchen stand.

Die Frau eilt nach der bezeichneten Stelle hin und schlägt vor Verwunderung und Freude die Hände zusammen. „Ja, wahrlich, spricht sie, eine Kanne Genevre habt ihr verdient und zwar vom besten, denn einen herrlichen Fang habt ihr da gethan, der uns ein nettes Sümmchen einbringen soll, denk' ich, wenn nur der Kaufmann nicht wieder so knauserig ist, wie letzthin und euch mit einem Lumpengelde abspeist."

„Sei ohne Sorge! entgegnet der würdige Gemahl, indeß er sich vergnügt die Hände reibt. Er wird schon herhalten müssen, sonst bekommt er die schöne Waare

nicht, denn wisse, wir haben noch einen anderen Kunden gefunden, der mit beiden Händen zugreifen wird, wenn wir sie ihm anbieten. Aber nun mach' vorwärts und bring' deinen Trank!"

Der Genevre kommt, eine echte holländische Pfeife wird dazu angebrannt und nun ein Gespräch geführt unter diesen Fischern, das für uns weniger Interesse haben kann, da es sich um das Veräußern der Waare handelt, die wir noch nicht einmal kennen. Wir wollen daher den günstigen Augenblick benützen, wo kein Auge nach dem Schatze hinsieht und leise hinzutreten, um den Inhalt jener Schachtel zu prüfen. In eine reiche Lage Wolle sehen wir eine beträchtliche Anzahl silberne Taschenuhren gebettet, Schicht auf Schicht und heimlich können wir dem geneigten Leser mittheilen, daß diese Uhren von England kommen, Conterbande sind, und von unsern Fischern eingeschmuggelt und in weiten Taschen diese Nacht nach Hause gebracht wurden. Das sind die Fische, auf die es eigentlich abgesehen war, als sie sich den Schein gaben, die Bewohner des Meeres zu fangen. Dieses Geschäft war es auch, was sie veranlaßte, mit so viel Vorsicht zu Werke zu gehen, denn fielen sie dem Gesetze anheim, so stand es graußig schlecht mit ihnen. Darum auch hatten sie unsern armen Anton eingesperrt, obschon sie von seinem Franzosenhasse überzeugt waren. Wußten sie doch nicht, wie er trotz der geäußerten Gesinnung, über die Art ihres Broderwerbes denken und ob nicht sein Rechtlichkeitsgefühl ihnen am Ende hinderlich in den Weg treten würde. Sie mußten den Jüngling erst auch noch nach dieser Richtung hin sondern und dann erst, wenn sie sich ihm gegenüber für gesichert halten konnten, wollten sie ihm ganz vertrauen.

Wie sich aber auch späterhin diese Untersuchung herausstellen mag, für heute durften sie vollkommen wegen seiner ruhig sein, denn erstens hatten sie ihn unter Schloß und Riegel gebracht und zweitens lag er jetzt, wo sie heimgekehrt, auf seinem Lager, wo er sich freilich im Traume mit ihnen beschäftigte, aber keine Idee davon hatte, was da unten hineingeschmuggelt worden und jetzt verhandelt wurde.

Als man des Guten genug gethan zu haben glaubte, ging man zu Bette und der Hausherr war so freundlich, den Schlüssel in jenem Schlosse wieder umzudrehen, den er vor einigen Stunden in anderer Absicht gehandhabt. Bald darauf lag das Haus abermals still da, denn alle diese Diebe ruhten aus von ihrem saubern, nächtlichen Werke. Kaum warf die Sonne ihre rosigen Strahlen auf's Meer, so trat auch schon der Hausherr in Antons Kammer und sah zu seinem Erstaunen, daß derselbe völlig angekleidet in festem Schlafe auf seinem Bette lag. Er trat hinzu, rüttelte ihn heftig und mußte laut auflachen, als sein Gast gar gewaltig die Augen aufriß und noch im halben Schlummer, ängstlich auf ihn hinstarrend, mit gepreßter Stimme rief: „O, stecken Sie mich nicht ein! Geben Sie mich frei und Sie sollen all' mein Geld haben bis auf den letzten Heller!"

„Bist du über Nacht von Sinnen gekommen oder hast du dich im Traume mit Franzosen und Polizeidienern herumgeschlagen, daß du mir solche Worte zurufen kannst? Reibe doch deine schläfrigen Fenster aus und guck einmal her. Ich, dein Wirth, stehe vor dir und meine, es sei eine Sünde und Schande, daß ein so junges, kräftiges Blut den hellen Tag durch's Fenster schauen läßt und doch noch auf dem Bette faullenzt! Steh' auf und ziehe dich an! Doch nein, du hast es dir gestern Abend bequem gemacht, wahrscheinlich, um diesen Morgen der Mühe des Ankleidens überhoben zu sein! Was soll das heißen? Ist das bei euch zu Lande so Mode? Oder bist du ein so eingefleischter Faullenzer, daß du dich nicht einmal gleich einem andern ehrlichen Christenmenschen zu Bette legst?"

Unter diesem Raisonnement des Hausherrn war Anton endlich gänzlich erwacht, hatte das Lager verlassen und stand nun, sich der Vorgänge des verflossenen Abends entsinnend, vor seinem Wirthe. Was sollte er demselben aber auf all' diese Fragen antworten? Durfte er den eigentlichen Grund angeben, warum er sich also hingebettet? Sein Herz mahnte ihn, die Wahrheit zu gestehen, und Anton, der von Jugend auf gewöhnt war, der innern Stimme zu folgen, sprach frank und frei seine gestrigen Befürchtungen aus, daß man ihn

hintergangen und er deßhalb beschlossen habe, trotz seinem Niederlegen auf seiner Hut sein zu wollen, darüber sei er aber eingeschlafen und habe gar sonderbares Zeug geträumt, das ihn auch noch während des Schlafes in beständiger Unruhe erhalten. Daher auch sein Erschrekken beim Erwachen.

„Ich sehe schon, sagte der Schmuggler, an diesem ganzen Spektakel trägt der Umstand allein die Schuld, daß ich es gestern Abend für nöthig hielt, dieses Zimmer zu verriegeln. Wir trauten dir nicht und du zur Vergeltung unseres Argwohnes uns nicht. Aber heute Morgen ist's ein Anderes. Deine offenherzige Darlegung verdient, daß auch ich offen gegen dich bin. So wisse denn, daß wir nicht dein Verräther sein wollten, noch je sein werden, sondern daß wir uns einfach gegen dich zu schützen suchten. Unser Geschäft wird nicht gerade von Jedem mit denselben Augen angesehen; wie du vielleicht darüber denken wirst, war uns noch unbekannt. Heute aber stelle ich dir die Beurtheilung desselben vollkommen anheim, damit du weißt, was du an uns hast und wir wissen, wessen wir uns dir gegenüber zu versehen haben. Wir sind Schmuggler, umgehen also das allmächtige Gesetz des Kaisers und in deine Hand ist es gegeben, nun unser Verräther oder einer der Unsern zu sein. Das Geschäft ist ein einträgliches, freilich mit tausend Gefahren verbunden, aber auch ein Mittel in der Hand des Vorsichtigen, dem gehaßten französischen Regimente heimlich manchen Schaden zuzufügen. Darf ich nun fragen, was mein Gast beschlossen?"

„Gott soll mich bewahren, daß ich auch nur mit einer Miene zum Verräther an euch würde, das hieße, eure Gastfreundschaft schlecht lohnen. Eben so sehr muß ich mich aber auch gegen das Ansinnen sträuben, mit euch gleichen Weg zu gehen. Unrecht ist Unrecht, Sünde bleibt Sünde, mag nun gerechter Haß euch dazu verleiten, oder schnöde Gewinnsucht. Ich werde niemals der Eure sein!" antwortete Anton.

„Auch gut, meinte der Antragsteller. Doch darfst du es mir in diesem Falle nicht übel nehmen, wenn ich von dir einen Eid darauf verlange, daß du uns nie verrathen willst. Ich für meine Person würde dich nicht

dazu veranlaßt haben nach deinem offenherzigen Reden, aber meine Genossen fordern dies und ich denke, du findest dieses Ansinnen billig. Nur unter der Bedingung kann ich dir ferner Obdach und Schutz und hoffentlich auch Freiheit gewähren! Willst du in Gegenwart der Andern diesen Eid leisten?"

„Es bleibt mir keine andere Wahl und ich hoffe, daß Gott es mir gnädig verzeiht, wenn ich ein Unrecht dabei thun sollte! Führe mich zu deinen Freunden! versetzte Anton rasch entschlossen.

Der Eid wurde geleistet und dann, nachdem ein kräftiger Morgenimbiß genommen worden war, legte der Hausvater unserm Anton eine ähnliche Kleidung vor, wie er selbst trug und forderte ihn auf, sich das Tragen derselben nicht verdrießen zu lassen, da sie allein ihn zu schützen vermöge vor allem neugierigen Fragen und Erkundigen der übrigen Dorfbewohner. Die Schmuggler wollen ihn für einen friesländischen Schifferburschen ausgeben und er solle nur recht keck und trotzig auftreten, damit er diese Aussage recht wahrscheinlich mache, übrigens aber sich mit Niemanden in eine Unterredung einlassen, damit seine Sprache ihn nicht verrathe.

Die Verwandlung war bald geschehen und in Gesellschaft einiger Schmuggler schlenderte Anton hinaus, dem Meere zu. Vieles hatte er schon in seiner Heimath von dem wunderbaren Anblicke des großen Wassers gehört und oft hatte sein Herz sich still gewünscht: „Könntest du doch einmal in deinem Leben am Gestade des Meeres weilen, um all' seine Herrlichkeit zu schauen!" Nun gieng dieser Wunsch in Erfüllung. Nicht lange waren sie gegangen, so hörte er schon, wie es aus der Ferne ihm rauschend und donnernd entgegen klang. Noch ein paar Schritte und sie standen auf einer Anhöhe und — da lag es vor ihm, das gewaltige Meer, wie es heranfluthete mit mächtigen Schlägen. Von weißem Ufersand, in dem hie und da schillernde Muscheln glitzerten, schweifte das Auge hin auf die mächtigen Wogen, die gleich grau-blauen Rossen mit silbernen Mähnen heranstürmten, sich jagend und überstürzend, daß es in Millionen Tropfen hinauffunkelte, als ob zahllose Diamanten zur Sonne flögen. Anton schaute

hinaus in die scheinbare Unendlichkeit, sah wie in der Ferne Himmel und Meer gleichsam in einander verschwammen und ein unnennbares Gefühl zog in seine zitternde Seele ein. Er vergaß, daß er in Mitte solcher Menschen stand, denen dieser Anblick eine Alltäglichkeit geworden und sank nieder auf seine Knie, anbetend den, der mit allgewaltiger Hand diese Wassermasse erschaffen, ihr ewige Grenzen gesetzt und vor dem dieses unabsehbare Meer nur ein Wassertropfen ist, der am Eimer hängt.

Wie lange er so dagelegen haben würde, in Staunen und Anbetung versunken, wissen wir nicht. Seine Begleiter aber stießen ihn an und meinten, es sei des Bewunderns genug, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, vom ersten Besten, der hinzukäme, für einen Neuling angesehen zu werden, wodurch er zugleich seine Bekleidung Lügen strafe. Dieser Grund war triftig genug, ihn aus seinem begeisterten Zustande aufzuwecken, er stand auf und schritt mit den Schmugglern weiter. Man belehrte ihn über manches, was er in seinem neuen Stande wissen und könnnen mußte, man gab ihm Gelegenheit, sich als Schiffer und Fischer praktisch einzuüben und da die Noth ihn zwang, recht aufmerksam zu sein, so ging ihm bald manche derartige Beschäftigung flink von der Hand.

So brachte er einen Monat in Gesellschaft der Freihändler zu und wenn sein Hausherr geglaubt, Anton werde sich trotz seines Widerwillens doch mit der Zeit an ihre Lebensweise, an ihren Geschäftsbetrieb gewöhnen, so hatte er sich sehr geirrt. Antons Ansicht blieb dieselbe und da der Schmuggler trotz allem Zureden ihn nicht anderen Sinnes machen konnte, so ließ er ihn endlich in Ruhe. Indeß hatte der Jüngling ihm doch schon so manchen Dienst geleistet, daß er dem Drängen desselben, endlich für seine Freiheit zu sorgen, nicht länger zu widerstehen vermochte. Eines Morgens sprach er deßhalb zu ihm:

„Ich sehe, wir können dich doch nicht für uns gewinnen und gar zu Schade wäre es, solltest du heut oder morgen den Franzosen in die Hände fallen, darum habe ich beschlossen, dir bei der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, freien Abzug zu verschaffen. Vielleicht ist mir dies schon heute möglich. Halte dich daher bereit,

denn wenn diese Nacht eine günstige für uns ist, wie ich erwarte, so soll deine Befreiung vor sich gehen!"

Wer war da froher, als unser Anton! Schon jetzt wollte er dem Redenden zu Füßen fallen, ihm seinen Dank aussprechen für die angebotene Hülfe. Der aber verhinderte es und meinte, es sei nicht der Rede werth, falls es überhaupt heute gelänge.

Die Nacht kam, eine Nacht, wie die Schmuggler sich keine bessere wünschen konnten. Rabenschwarzes Gewölk hing am Himmel und ein mäßiger Wind strich über das Wasser dahin. Freudig folgte Anton der Aufforderung, die Reise anzutreten. Bald hatte er seinen Bündel geschnürt, der Hausmutter, die von Bezahlung nichts wissen wollte, tausend Dank gesagt und mit den Genossen der Nacht die Wanderung zum Meere angetreten. Wie damals, wo wir den dunklen Gestalten folgten, so huschten sie auch jetzt auf einsamem Wege dahin, bestiegen das kleine Fahrzeug und ruderten mit aller Macht auf dem Meere dahin. Die Schaluppe war erreicht und alle stiegen ein. Als die Anker angezogen waren, schwankte das Schiff hin und her und die Wogen begannen mit demselben zu spielen, als ob es ein Federball gewesen. Doch der Himmel schien unserm Flüchtlinge heute günstig zu sein. Die Fahrt gieng gut von Statten; in der Ferne zeigte sich dem spähenden Auge Antons ein ähnliches Fahrzeug, wie das war, auf dem er sich befand und nicht lange währte es, so langte man bei demselben an. Das bekannte „Ahoy" ertönte, ein Nachen rasselte herab und die Schmuggler nebst Anton stiegen in denselben. Ein paar Worte wurden gewechselt, dem Jünglinge bedeutet, jenes fremde Schiff, ein englisches, zu besteigen und nachdem noch die betreffenden verbotenen Artikel ausgehändigt worden, sah Anton, wie die Schaluppe, die ihn hergebracht, langsam seinen Blicken wieder entschwand.

Ein Gefühl gänzlicher Verlassenheit bemächtigte sich seiner Seele, als er sich so mit einem Male unter wildfremden Menschen, deren Sprache er nicht einmal verstand, allein sah und sich bewußt wurde, daß er mit jedem Augenblicke dem Festlande weiter entrückt wurde. Dazu kam noch das Leiden der Seekrankheit, das fast

jeden heimsucht, der sich zum erstenmale den Wogen des treulosen Meeres anvertraut und so war seine jetzige Lage eine durchaus trostlose.

Von der Schaluppe hatte er bald auf ein weit größeres Schiff gehen müssen und gegen Morgen zeigte sich seinen staunenden Blicken das Land der Britten. Man landete und trotz seiner Wehmuth, trotz seiner zerrütteten Gesundheit jauchzte Anton doch laut auf, da er sich nun vollkommen frei wußte und von den verhaßten Franzosen nichts mehr zu fürchten hatte.

Fünftes Kapitel.

In Amerika.

Auf Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt, den Kompaß gerichtet!
Freunde, Ade! Scheiden thut weh!
Morgen dann geht's in die wogende See.

Oft da draußen auf tobenden Wellen
Schwankende Schiff' an Klippen zerschellen;
In Sturm und Schnee wird mir so weh,
Daß ich auf immer, dann von euch wohl geh'!

Doch erblick' ich die Heimath nicht wieder
Reißen mich, ach! die Fluthen auch nieder
Tief in die See: Freunde, Ade!
Wenn ich euch droben dann wieder nur seh!'

Volkslied.

So groß auch die Freude Antons war, als er englischen Boden unter den Füßen hatte und sich fern von den verhaßten Unterdrückern seines Vaterlandes wußte, so schnell schwand dieselbe doch wieder, als er sich allein und von aller Welt verlassen sah und mit ermatteten Gliedern in krankhaftem Zustande durch die Straßen der Weltstadt London hinschleppte. Alles war ihm hier so fremd, alles so kalt. Die Menschen schritten an ihm vorüber und schienen nicht zu wissen, daß er durchaus auf ihre Hülfe angewiesen war; der gewaltige Verkehr ging ruhig seinen gewohnten Gang; es wogte und tobte um den Jüngling her, aber an ihn störte sich nichts. Fremd waren ihm die Straßen, fremd die Häuser, fremd die Menschen und fremd ihre Sprache, fremd war ihm alles, was seine Augen sahen, seine Ohren hörten. Wie klar wurde ihm jetzt erst der Sinn jener Worte, die er

so oft in frühern Jahren gesungen: „Keiner hat uns lieb da außen, keiner reichet uns freundlich die Hand und kein Kindlein will uns lächeln wie daheim, im Vaterland!“ Für ihn war jetzt Vater und Mutter todt, die Heimath nicht mehr da; kein Freund stand ihm zur Seite, kein Rath und keine Hülfe. In Gedanken an's Vaterhaus, an Jugendglück, Eltern- und Geschwisterliebe vertieft schritt er ohne Ziel und Plan in der fremden Stadt umher und hatte in seiner Trostlosigkeit kaum Augen für all' die Schönheiten, all' das wunderbare Neue, daß sich hier ihm bot. Wie könnte sich auch das Herz erlaben an fremdem Schaugepränge, an fremden Schätzen, wenn es so mächtig fühlt, welch' ungeheuren großen Schatz es verloren, die Heimath mit all' dem, woran die Seele von Kindheit an gehangen? In dieser trostlosen Stimmung wandte sich sein christlich, frommes Herz an den Einzigen, der ihm noch geblieben, der Jedem bleibt und flöge er an des Meeres Ende, der Jeden begleitet an jeden Ort der Welt, so lange der Mensch nicht den liebenden Geleitsmann schnöde von sich stößt durch Sünde und Missethat. Zu Gott flehte Anton hinauf in seiner Trübsal und Gott ließ ihn nicht umsonst bitten.

Noch schlenderte der Fremdling ohne zu wissen, wohin ihn seine Schritte trügen, durch das Gewühl der mächtigen Handelsstadt umher; da tönten Laute an sein Ohr, die er hier nicht zu vernehmen gehofft, da hüpfte sein Herz vor Freude auf und hell und fröhlich wurde sein Sinn. Deutsche Worte hatte er vernommen, in deutscher Sprache unterhielten sich ziemlich laut zwei Spaziergänger, die an ihm vorüber schritten. Da war von keinem langen Ueberlegen mehr die Rede bei unserm Anton, im Augenblicke war er den Beiden zur Seite und, höflich grüßend suchte er sofort mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen. Nicht schwer wurde ihm dies, denn die Andern kamen ihm in herzlicher, freundschaftlicher Weise entgegen, wie das ja fast immer in der Fremde so geht. Erst da, wo man die Wohlthat, gesellig mit unseres Gleichen in derselben Sprache verkehren zu können so schmerzlich entbehrt, erst da lernt man ihren hohen Werth kennen und fühlt sich innigst beglückt, einem

Landsmanne die Hand drücken zu dürfen und Gedanken über Heimath und Vaterland austauschen zu können. So auch hier. In traulicher Weise erzählte Einer dem Andern seine bisherigen Erlebnisse, so weit dies nöthig war, das Zusammentreffen auf fremdem Boden zu erklären und gar bald hatte man sich gegenseitig verstanden und zum gemeinsamen Handeln verbunden. Von den beiden Deutschen, die Anton so unverhofft getroffen, erfuhr er, daß ihrer acht sich hier gefunden, die alle der widrigen Zustände wegen, die in Deutschland herrschen, ihr Vaterland verlassen hatten, um in der Fremde ihr Heil zu suchen. Sie wären nun übereingekommen, bei der ersten Gelegenheit nach Amerika überzusiedeln, um in dieser neuen Welt ihr Glück zu suchen; wenn er nun mit dabei sein wolle, würde es sie freuen; er könne schon im Voraus der Zustimmung der Andern gewiß sein, denn jemehr zu solchem Zwecke zusammen hielten, um so eher sei etwas Ordentliches zu erreichen. Anton erklärte sich sofort bereit dazu.

„Was bleibt mir sonst übrig? Was soll ich hier allein und freundlos in der fremden Stadt machen? Wo ein Unterkommen, wodurch meinen Unterhalt finden? Die Heimath ist doch einmal für mich dahin geschwunden; ob ich nun hier, oder an einem andern Orte der Erde bin, kann mir ziemlich gleich sein. Das einzige Bedenken erregt mir nur mein gegenwärtiger Körperzustand. Das Fahren zur See hat mich gewaltig zusammen gerissen und unter diesen Umständen mich noch einmal dem Elemente anvertrauen, hieße vielleicht dem Tode in die Arme laufen!"

„Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen, lieber Landsmann, entgegnete Einer der Beiden. Wir sind mit derselben Brühe begossen worden und doch siehst du uns nun kräftig und gesund vor dir stehen. Das ist nun so die Manier des gewaltigen Meeres. Es möchte gern Jedem, den es auf seinem Rücken tragen muß, von vorne herein die Fahrt verleiden, damit es in Zukunft ungeschoren bleibe. Trotzt der Mensch aber dieser Tücke, geht er auf's Neue den Kampf mit dem erzürnten Wasser ein, so läßt es ihn meistentheils in Frieden Dein Unwohlsein wird höchstens noch einige Tage währen

und dann bist du wieder ein flotter Bursche, der im neuen Lande sein Glück machen soll! Also topp! Schlag' ein und sei einer der Unsern! du brauchst dich deiner Genossen nicht zu schämen. Wir sind alle sammt und sonders ehrlicher Leute Kinder und würden wohl noch immer daheim bei den braven Eltern sein, wenn uns nicht der blutdürstige Franzmann gezwungen, die Reiseschuhe anzuziehen! Nun, willst du?"

Diesem biedern Zureden konnte und wollte Anton nicht länger widerstehen; gleich nahmen ihn die Beiden in ihre Mitte und nun gings Arm in Arm dem Lokale der deutschen Auswanderer zu. Auch hier fand Anton die herzlichste Aufnahme und erfuhr noch zu seiner Freude, daß die Abfahrt nach Amerika schon im Laufe der kommenden Woche vor sich gehen werde. Denn wenn er auch in den Tagen, wo er auf flüchtigem Fuße stand, sehr sparsam und haushälterisch gelebt, wenn auch der Schmuggler für die gewährte Gastfreundschaft sich durchaus nichts hatte aufdringen lassen, ja, sogar noch die Kosten der Ueberfahrt gedeckt hatte, so sah unser Jüngling doch ein, daß bei einem längern Aufenthalte in London, wo das Leben so kostspielig ist, seine Baarschaft in Bälde gar zu sehr zusammenschmelzen würde.

Nachdem man dem neuen Ankömmling zu Ehren Ein's getrunken, wurde er mit den sogenannten Statuten dieser Verbrüderung bekannt gemacht. Diese lauteten kurz dahin, daß alles vorhandene Geld in eine gemeinschaftliche Kasse fließe, aus welcher sämmtliche Ausgaben bis zur Landung in Amerika gedeckt würden. Mit dem dann noch vorhandenen Kapitale soll dort weiter gearbeitet werden und vom erzielten Gewinne vor und nach jeder die eingeschossene Summe zurückerhalten. Was von da ab noch ferner erworben werde, fiele zu gleichen Theilen jedem als Eigenthum zu, jedoch mit der Verpflichtung, wenigstens drei Jahre dem Bunde ein treues Mitglied zu sein. Da Anton die Ueberzeugung erhielt, daß er wohl mit durchaus redlichen vernünftigen Leuten zusammen gekommen, und daß seine Baarschaft eben nicht die größte sei unter den eingelegten, so übergab er dieselbe ohne weiteres Zögern recht gerne den Händen

dessen, der mit der Leitung der Vereinsangelegenheiten betraut worden und ward so Mitglied der Verbindung.

Zwar handelte Anton in all' diesem etwas schnell und obenhin, so daß wohl mancher Leser ihn des Leichtsinnes beschuldigen wird. Allein man bedenke, in welcher Lage sich der Arme befand, wie er so ganz darauf angewiesen war, sich fremden Händen zu überlassen, wie er so herzlich von Allen aufgenommen und so überzeugend beredet wurde zu diesem Schritte und man wird ihn wohl nicht leicht tadeln könnnen. Zudem wollen wir dem Leser schon jetzt, um ihn zu beruhigen die tröstliche Versicherung geben, daß Anton nie später Ursache gehabt, zu bereuen, was er so eilig gethan, denn sein Vertrauen hat er nicht an Unwürdige verschenkt. Redlichkeit und Biedersinn waren allen gemein, mochten auch sonst nicht eben alle den reinen Adel der Seele tragen wie unser Anton.

Unter der brüderlichen Pflege sah sich Anton schon in den ersten Tagen wieder genesen und als wirklich in der folgenden Woche die Abfahrt Statt fand, konnte er als kräftiger kerngesunder Jüngling, wie er es damals war, als er die Heimath verließ, getrost die Reise antreten. Vielleicht mochten auch jetzt wieder die Erinnerungen an Heimath und Vaterhaus seinen Augen Thränen entlockt haben, als er den unendlich scheinenden Ozean vor sich liegen sah, als nach und nach auch die letzte schimmernde Spur vom festen Lande dem Auge entschwand und sich dem Blicke nur Himmel und Wasser zeigte; doch er war ja nicht allein in der unermeßlichen Wasserwüste. Deutsche Herzen schlugen mit dem seinigen auf dem Verdecke, deutsche Sprache umtönte ihn ferne, ferne vom Vaterlande, deutsche Lieder klangen um ihn her, deutsches Gebahren, deutsche Herzlichkeit und Gemüthlichkeit umgaben ihn, so daß seine Seele sich dem süßen Traume überlassen konnte, sie weile noch in deutschen Gauen, am deutschen Strome. Einer suchte dem andern liebend die Grillen, wie man's nannte, zu vertreiben und den Blick hinzuleiten auf das winkende Glück in der weiten Ferne. Gar oft saßen sie zusammen und besprachen allen Ernstes ihre Aussichten für die Zukunft. Darin waren sie wohl Alle einig, daß

Amerika ihnen zu Reichthum und Glück verhelfen müsse; aber in welcher Weise sie selbst dabei thätig sein wollten, lag noch keinem klar vor. Hier nun, bei der langen Seefahrt hatten sie vollkommen Muße dazu, zu überlegen und zu berathen, wie sie es angreifen müßten, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

„Ich sollte meinen, begann einer von ihnen, den sie seines prächtigen Schnurbartes wegen „der Bärtige" nannten, daß es am zweckmäßigsten wäre, wenn wir in irgend einer der größten Städte Amerika's mit unserm Gelde ein Geschäft anfiengen, bei dem wir alle thätig sein könnten, die Einen durch Ankauf, andere durch Herbeischaffen des Gekauften und wieder einige durch Losschlagen der Handelsartikel. Ueberhaupt werden wir wohl dann erst auf gewünschten Fortgang rechnen können, wenn wir möglichst wenig fremde Hülfe im fremden Lande in Anspruch nehmen, uns vielmehr stets bemühen, alles selbst zu besorgen und zu beschaffen!"

„Was die zuletzt aufgestellte Ansicht betrifft, sagte Lindler, das Oberhaupt der Auswanderer, so bin ich vollkommen derselben Meinung. So wahr das Sprichwort sein mag: „Selbst essen macht fett!" so richtig wird für immer der Satz bleiben: Was du selbst vollbringen kannst, das muthe keinem andern zu, namentlich dann nicht, wenn es dich dein Geld kostet!"

Auf unsern Fall angewendet, fordert dieses Wort doppelte Beherzigung. Was indeß die von dir geäußerte Meinung angeht, wir sollten in den größern Städten unser Fortkommen suchen, so bin ich aber da ganz anderer Gesinnung und zwar aus manchen Gründen. Erstens wissen wir wohl alle recht gut, daß es überall in Städten, namentlich in großen, weit theurer zu leben ist, als an andern Orten, eine Thatsache, die wir wohl zu berücksichtigen haben bei unserm kleinen Vermögen. Ferner kann es doch auch keinem unter uns, so denk' ich wenigstens, gleichgiltig sein, ob er in Mitte seines Gleichen ein friedliches, sittlich reines, geordnetes Leben führt, oder ob er sich hineingeschleudert sieht in die Verderbtheit und Sittenlosigkeit, wie sie auch schon in der neuen Welt in den großen Städten meistens zu Tage treten. Nein, Cameraden, laßt uns nicht in Städte ziehen.

Wir wollen uns einen eignen Staat gründen. Unermeßliche Distrikte liegen noch unbebaut und unbewohnt da in dem Lande unserer Hoffnungen, dahin wollen wir ziehen, dort unser Lager aufschlagen, da versuchen, was wir durch unserer Hände Arbeit, durch Fleiß und kluges Haushalten erringen können! Seid ihr nicht alle dieser Ansicht?"

Nachdem man noch manches für und wider diese beiden Plane gesagt und gestritten, wurde denn auch schließlich festgestellt, den Weg einzuschlagen, den Lindler vorgezeichnet und damit beruhte einstweilen die Sache auf sich.

Wäre damals schon Californien mit seinem enormen Reichthume an Gold bekannt gewesen, so würden unsere Auswanderer wohl nicht lange überlegt haben, sie hätten sofort gewußt, wohin sie ihre Blicke richten müßten. Allein dieses Goldland der neuen Welt wurde ja erst im Jahre 1848 durch den aus Baden gebürtigen Capitän Sutter erschlossen, der mit dem Mühlenbauer Marschall einen Wassergang an seiner Sägmühle erweitern wollte und dabei das erste Gold fand, weßhalb auch dann von allen Seiten Menschen herbeiströmten, um weiter darnach zu suchen. Zur Zeit, als Anton mit seinen Genossen sich auf der Fahrt nach Amerika befand, hatte man aber die goldene Natur Californiens noch nicht entdeckt nnd deßhalb konnte auch von diesem keine Rede sein.

So wie die Auswanderer dieses Thema behandelt hatten, so wurden noch manche andere Dinge besprochen und beleuchtet, die von gemeinsamem Interesse waren, heute dies, morgen das. Das Schiff segelte unterdessen weiter und weiter und, als ob Gott diese Reisegesellschaft in seinen besondern Schutz genommen hätte, es begegnete ihnen kein nennenswerther Unfall auf dem sonst meistens so tückischen Meere. Am 3. Juli, als eben die Sonne aus den Fluthen auftauchte und auf den Wellen ein wunderbar schönes Farbengemisch prangte, standen alle auf dem Verdecke des Schiffes und schauten hinein in den gewaltigen Ozean, träumend und sinnend, von unnennbaren Gefühlen durchbebt. Anton war besonders in tiefe Betrachtung verloren: „Wo ist Europa, das Land, wo deine Lieben weilen?" So fragte es in seiner

Seele und sein Auge schweifte mechanisch über die Wasserfläche dahin, um das Gesuchte zu erspähen. Aber ach, es lag ferne, ferne, 3000 Stunden hinter ihm und nichts gewahrte sein Blick, als das grenzenlose Meer, über dem sich die Sonne so herrlich erhob. Eine Thräne perlte in seinem Auge, da er jetzt der Seinen gedachte. „Dieselbe Sonne, die mir jetzt den neuen Tag bringt, sahen sie bereits sinken. Sie gehen zur Ruhe, während ich mein Tagewerk beginne. Ist es doch, als hörte ich die Mutter, ehe sie sich zur Ruhe legt, leise seufzen: Wo mag jetzt unser Anton sein!" Sie ahnt wohl nicht, daß ich hier auf dem weiten Ozean schwebe und nicht nur durch Land und Meer, sondern sogar durch Licht uud Schatten, durch Tag und Nacht von ihr getrennt bin. Doch, du guter Gott im Himmel, auch darin liegt ein gewaltiger Trost für mich. Darf ich doch nun mich dem süßen Gedanken hingeben: Wenn du schlummerst auf fremder Erde, dann wachen daheim die Deinen und flehen für dich zu Gott hinauf! Kann ich doch selbst, wenn sie in den Armen des Schlafes liegen, für sie deine Güte, himmlischer Vater erbitten, auf ihr Haupt deinen besten Segen herabrufen!"

Aus diesem wehmüthigem Sinnen wurde er durch den Ruf eines Freundes plötzlich aufgerüttelt. Dieser theilte ihm mit, daß sie, der Aussage des Kapitäns gemäß, in einer halben Stunde schon Land sehen würden. Anton sowohl, wie all' die Andern blickten nun unverwandt nach Westen hin und gegen 7 Uhr riefen sie alle wie aus einem Munde in der höchsten Erregtheit ihres Herzens: „Land!" Welche Freude, welche Empfindung durchzog da ihren Busen. Glücklich waren sie allen Gefahren, einer 700 Meilen langen Seefahrt entronnen, ungefährdet sollten sie Amerika erreichen! Da sanken sie Alle im Angesichte des jungen Morgens auf ihre Kniee nieder und sandten heiß und innig ein Dankgebet zu Dem hinauf, der so treulich sie beschützet auf der gefahrvollen Reise.

Als sie so dem Allmächtigen den gebührenden Dank gezollt, schauten wieder Aller Augen nach dem Lande hin, das nun immer mehr aus den blauen Fluthen auftauchte. Erst zeigte sich ihren Blicken die unbedeu-

tende, sandige Insel Sandy-York, dann die schöne, über 100 Meilen lange Insel Long-Island, auf der das Auge nach vielen, vielen Tagen wieder das erste freundliche Grün von saftigen Wiesen sah; dann lenkte das Schiff aus dem großen Weltmeere zwischen Long-Island und einer neuen Insel Staten Island in die Bay: Lower-Bay ein. Mit Wohlgefallen betrachteten die Auswanderer die freundlichen Hügel der letztern Insel, die üppige Vegetation, die herrliche, reiche Flora derselben. Endlich segelte man in den eigentlichen Hafen der großen Stadt New-York und bald betraten unsere Bekannten amerikanischen Boden. Ihr Reiseziel war vor der Hand erreicht, eine ganze neue Welt lag vor ihnen.

Freilich war diese Welt nicht mehr die, welche Christoph Columbus im Jahre 1492 entdeckte, wo nur die Eskimos im hohen Norden und Indianer in den übrigen Landestheilen lebten. Zur Zeit, als unsere Auswanderer dieser Erdtheil, nach Asien der größte, so bereitwillig aufnahm, wohnten hie und da in großer Anzahl Völker aus den meisten Ländern Europa's; ebenso hatte man eine beträchtliche Menge Neger aus Afrika hierhin geführt. Die frühern Bewohner waren nach und nach in die Urwälder zurückgedrängt worden, wenn sie es nicht vorgezogen unter den Waffen der Eingewanderten zu verbluten für ihre Freiheit und für die Erde, die ihnen augenscheinlich der Herr der Welt zum Eigenthum übergeben. Theilweise leben diese Völker auch unter den civilisirten Europäern, haben ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche angenommen und sind oft nur noch durch ihre Hautfarbe und ihren Körperbau von jenen zu unterscheiden. Diejenigen aber, welche noch ihrem frühern Leben huldigen wollen, bewohnen wie schon erwähnt, die ungeheuren Waldungen Amerika's; sie sind jedoch nur noch in geringer Anzahl vorhanden.

Amerika, das Land, aus dem unser Tabak und unsere Kartoffel gekommen, ist rundum von Meeren umgeben. Seine Küsten werden vom nördlichen Eismeere, vom atlantischen und stillen Ozean bespült. Es enthält das längste Gebirge der Erde, die Andes, hat große, meerartige Flüsse, wie der Amazonenstrom, der

Mississippi, der Missouri, besitzt in seinem nördlichen Theil in den vereinigten Staaten und im südlichen, in dem Kaiserreiche Brasilien sein Hauptland und kann schon bedeutend große Städte aufweisen, wie Boston, New-York, Philadelphia, Baltimore u. a.

Wir glaubten es dem Leser schuldig zu sein, im Obigen ihm eine kurze Beschreibung des Landes zu geben, in das unsere Reisegesellschaft nun eingetreten ist. Im weitern Verlaufe dieser Geschichte wird es freilich nöthig werden zum bessern Verständnisse unserer Erzählung, diese Beschreibung noch zu erweitern und sei deßhalb hier nur noch angedeutet, weßhalb fast sämmtliche Auswanderer sich gerade Nordamerika zum Wohnplatz auserkoren haben und auch jetzt noch wählen.

Dies hat wohl darin seinen Grund, weil einzig und allein die Natur dieses Theiles von Amerika der Europa's am meisten gleichkommt und außerdem so ziemlich alle Bedingungen einer bedeutenden Culturfähigkeit in sich vereinigt. Nordamerika hat einen gemäßigten Himmelsstrich, wasserreiche Flüsse, fruchtbare Ebenen, hafenreiche Gestade und nähert sich am meisten der alten Welt.

Kehren wir nun zu unsern Freunden zurück und sehen wir, wie sich ihnen der erste Tag im neuen Lande gestaltet.

So wie sie in die Stadt New-York eintraten, wurden sie von den zudringlichen Yankee's von allen Seiten umringt und wenn auch das kauderwelsche Durcheinander derselben kaum ein Verständniß dessen, was sie wollten, zuließ, so wurde es doch Einzelnen unserer Auswanderer möglich, den übrigen Freunden den Sinn all' dieser bestürmenden Ansprachen zu erschließen. Der Eine wollte ein gar vortreffliches Hotel kennen, wo für wenig Geld ein gutes Unterkommen zu finden wäre, der Andere bemühte sich, zu erkunden, was die Ankömmlinge auf Amerika's Boden zu suchen gedächten, um ihnen bei ihrem Vorhaben seine Dienste widmen zu können, ein Dritter hatte wohl schon den kräftigen, rüstigen jungen Leuten angesehen, daß sie nur Landwirthschaft treiben wollten und prahlte nun, alle andere überschreiend mit seinen allseitigen Kenntnissen; er wisse die schönsten, noch

gar nicht in Angriff genommenen Distrikte, er könne sie, natürlich gegen eine kleine Vergütung, sofort auf die beste Fährte dahin bringen und was solcher Anerbietungen noch mehr waren. Genug, es kostete unsern armen Deutschen die größte Mühe, sich aus diesem Knäuel von Zudringlichen aller Art herauszuwinden und nur ihrem standhaften Abweisen jeglicher angebotenen Dienstleistung, hatten sie es zu danken, daß man sie allmählich, wenn auch unter Brummen und Höhnen, losließ.

Als sie nun so dahin wandelten, äußerte einer von ihnen: Nun sind wir dieser Dränger los, aber was nun machen in dieser fremden Stadt? Wir hätten doch besser gethan, Einen von ihnen anzuhalten, der uns Führer geworden an diesem Orte!" Dieser Meinung traten auch die übrigen alle bei und schon wollte man den so eben noch energisch Abgewiesenen nacheilen, um wenigstens einen Geleitsmann zu miethen, allein Lindler hielt sie zurück, schaute mit innerer Genugthuung auf all die rathlosen Gesichter und sagte dann schelmisch lächelnd: „Ich müßte doch ein schlechter Anführer sein, wenn ich da keinen Ausweg wüßte. Meinet ihr denn, ich würde so entschieden jede fremde Hülfe abgelehnt haben, wenn mir nicht eine viel bessere und dazu auch noch bei weitem wohlfeilere zu Gebote stünde. Wisset, ich habe in dieser Stadt einen Onkel ansässig, der vor Jahren ebenfalls Europa verließ, um hier sein Glück zu machen: Wie seine Briefe uns sagten, muß er auch seine Absicht so ziemlich erreicht haben und ist er, was Gott gebe, noch am Leben, weilt er noch in dieser Stadt, so haben wir an ihm den besten Leiter und Rathgeber, darauf gebe ich euch mein Wort. Ihn laßt uns zuerst aufsuchen, seine Adresse ist mir bekannt.

Ein lautes Halloh belohnte den Sprecher für diese erfreuliche Mittheilung und nun gieng's voran nach „Vogel's" Haus, so hieß nämlich jener Onkel. Nach langem Suchen und vielem Fragen standen sie endlich am Ziele und Lindler wurde von den Andern gedrängt, hinein zu gehen und sich nach seinem Onkel zu erkundigen.

„Was bedarf's da langer Erkundigungen; seht ihr denn nicht dort auf dem Schilde mit großen Goldbuch-

staben den Namen meines Onkels prangen. Marsch, hinein! Ich stehe dafür, daß ihr alle sammt und sonders auf's Freundlichste empfangen werdet, denn Vogel war immer ein leutseliger, biederer Mann und wird sich nur um so mehr freuen, je mehr Deutsche er in dieser Fremde vor sich sieht!" sagte Lindler und der ganze Trupp gieng ihm nach in des Onkels Haus.

Vogel lebte wirklich in sehr guten Verhältnissen und auch die Aufnahme der deutschen Jünglinge war genau so, wie der Neffe gesagt, herzlich und zuvorkommend in jeder Weise. Einem nach dem Andern drückte der amerikanische Deutsche recht warm die Hand; tausend Fragen über die Heimath hatte er an sie zu richten und aus jeder leuchtete hervor, wie sehr er noch am lieben Vaterlande hieng. Während so der Hausherr sich nach allem Möglichem erkundigte, wobei dem Weine kräftig zugesprochen wurde, den die Hausfrau alsbald vorgesetzt, hatte letztere vollauf Zeit gefunden, ein würziges Mahl für die Angekommenen anzurichten und bald saßen sie Alle zu Tische und ließen sich in dem neuen Lande ihre erste Mahlzeit recht trefflich schmecken.

Nach aufgehobener Tafel begann man in gemüthlicher, deutscher Weise wieder von Neuem zu plaudern und diesmal waren es besonders die Angelegenheiten der Auswanderer, die man besprach.

„Ihr könnt euch Glück dazu wünschen, begann der Hausherr, daß ihr so leichten Kaufes von den amerikanischen Blutegeln, die fort und fort alle Ankommenden belästigen, losgekommen seid. Nicht Jedem geht's so gut. Bin ich selbst doch diesen Blutsaugern in die Hände gefallen und habe schwer dadurch leiden müssen!

„Darf ich Sie bitten, lieber Oheim, entgegnete Lindler, uns Ihre Erlebnisse hier zu Lande zu schildern. Sie wissen ja selbst am Besten, wie spärlich Ihre Briefe bei uns einliefen und wie kurz der jedesmalige Inhalt derselben war. Sie könnten deßhalb wohl die gestellte Bitte mit meinem heißen Verlangen entschuldigen, genauer, als dies in ihren Schreiben geschehen, von Ihren hiesigen Schicksalen unterrichtet zu werden, allein ich habe auch noch einen andern Grund für meine Neugierde im Hinterhalt. Ich denke mir, es müsse für uns, die wir so

zu sagen noch gänzlich fremd mit dem Leben in Amerika sind, bei Ihrer Erzählung manches an den Tag kommen, das uns wichtige Fingerzeige giebt für unser späteres Verhalten! Bitte deßhalb nochmals, lieber Oheim!"

Dieser Bitte schlossen sich all' die Andern an und Vogel willfahrte ihnen gern. War es doch für ihn immer eine besondere Befriedigung gewesen, wenn er von seinen Erlebnissen mit einem Gleichgesinnten vertraulich plaudern konnte. Schwebten ja dann noch einmal die geschwundenen Tage mit all' ihren Leiden, mit all' ihren Freuden an seinen innern Blicken vorüber und es war seiner Seele ein wohlthuendes Gefühl, bei Erwähnung der erstern denken zu können: Gottlob, du hast sie glücklich überstanden, du hast trotz aller Hindernisse gesiegt und dir eine sorgenfreie Zukunft errungen! — und beim Hinblick auf die letztern durchlebte er gleichsam noch einmal all die fröhlichen Stunden, die Gott ihm so gnädiglich geschenkt hatte.

Nachdem der Eine und Andere sich eine Cigarre angezündet, Vogel aber seine Pfeife angebrannt hatte, begann er also:

Vorab bin ich es euch, ihr Freunde meines Neffen, schuldig zu sagen, was mich dazu trieb, mein Vaterland zu verlassen. Es war dies nicht jene Lust, die Welt zu sehen, die einem wohl in jungen Tagen ankommt, aber dann, wenn der Mensch sich schon einen eigenen Heerd gegründet, nicht leicht mehr das Herz beschleicht: es war auch nicht Unzufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen, die freilich schon manch' einen die Fahrt hierher machen ließ obwohl er auch hier nicht fand, was er in der Heimath vermißt, weil er in sich selbst die Ursache trug, die ihn mit den gesellschaftlichen Einrichtungen sich nicht befreunden ließ; es war vielmehr Unglück, großes unverschuldetes Unglück, dem ich durch die Flucht nach diesem Lande aus dem Wege gehen wollte. Du, lieber Fritz, weißt recht gut, wie glücklich ich mit meiner Familie in der Heimath lebte, daß ich ein hübsches Vermögen besaß und alle Aussicht hatte mit jedem Tage weiter zu kommen. Da, es mögen jetzt etwa sieben Jahre her sein, kehrte bei mir ein Franzose ein, mit dem ich mich auch früher, als ich Frankreich Ge-

schäfte halber bereiste, sehr befreundet hatte; ich kannte ihn nicht anders, als daß er ein Ehrenmann sei, dem man unbedingt alles Vertrauen schenken dürfe. Auch wußte ich, daß er von sehr gutem Herkommen war und beim Tode des Vaters Herr eines bedeutenden Vermögens wurde. Er erzählte mir nun, daß dieser Todesfall wirklich eingetroffen und er alleiniger Besitzer der ganzen Hinterlassenschaft geworden; weil es ihm aber schon lange nicht mehr in Frankreich behagt, ihn auch die Sehnsucht nach mir, seinem besten Freunde, Tag und Nacht gequält, so habe er sich hierhin gemacht und er gedenke, sich in meiner Nähe anzusiedeln, so bald er zu diesem Zwecke ein passendes Haus sich aneignen könne. Der Zufall wollte, daß gerade damals ein prächtiges Gebäude in meiner Nachbarschaft zum Kaufe angeboten wurde; ich sagte ihm davon, wir giengen hin, besichtigten es und er steigerte es an, indem er mich bat, als Bürge für ihn einzustehen, weil er sich erst aus der Heimath das nöthige Geld kommen lassen müsse. Nichts Arges ahnend gehe ich auf seine Bitte ein und denke: „Für Den kann man wohl ohne Bedenken Bürge werden!“ Doch wie wurden mir die Augen aufgethan! Als der Tag der Zahlung kam, an den ich in meiner Sorglosigkeit gar nicht gedacht, erhielt ich die Aufforderung, den Kaufpreis zu erlegen, da der eigentliche Ankäufer nicht zu ermitteln sei. Was sollte das bedeuten? Warum kaufte mein Freund das Haus an, wenn er es nicht nehmen wollte? Warum hatte er mir vor der Zeit auch nicht mit einem Worte Nachricht gegeben von diesem sonderbaren Handeln? Wohl fiel mir schon damals die ganze Sache wie ein Stein auf's Herz, aber noch kannte ich die Größe des Schlages nicht der mich betroffen. Da ich selbst über die ganze Summe, die man von mir forderte, nicht verfügen konnte, so bat ich um einige Tage Frist, die mir auch gewährt wurde. Ich hoffte nämlich, das Haus in dieser Zeit einem Andern verkaufen zu können oder doch wenigstens das mir noch fehlende Geld gegen hypothekarische Sicherheit geliehen zu bekommen. Da erst erfahre ich, daß jener Schurke der sich, angeblich als mein bester Freund, mein Vertrauen erheuchelte das Haus unter der Hand wieder verkauft und sich mit dem Gelde

fortgemacht hatte. Welch' ein Schrecken mich da überfiel, könnt ihr euch wohl vorstellen. Sollte ich jene Summe erlegen, dann war ich mit Frau und Kindern am Bettelstabe. Ich konnte es nicht über's Herz bringen, all' die Meinigen so jämmerlich elend zu machen. Hätte mich das Unglück allein getroffen, ich würde als Mann von Ehre gehandelt haben und mit dem letzten Groschen den an mich gestellten Forderungen gerecht geworden sein, aber so! Die Unschuldigen, die Unmündigen mit hineinreißen? Als Gatte, als Vater sträubte sich mein ganzes Gefühl dagegen; ich hielt es sogar für Pflicht, den Meinen ihr Eigenthum zu retten. Schleunig machte ich all' mein Gut zu Geld, gab meiner Frau die nöthigen Anweisungen, wie sie später zu verfahren habe, ließ ihr eine kleine Summe Geldes zurück und flüchtete hierher. Mein Inneres sagte mir freilich: du bist um kein Haar besser, als ein Dieb. Du hast betrogen und jenen Gläubiger um sein wohlbegründetes Recht gebracht! Allein es war geschehen, und so gern ich auch wieder umgekehrt wäre und als ehrlicher Mann gehandelt hätte, immer trat mir das Andenken an meine Familie entgegen und ich blieb!"

Erschöpft hielt Vogel inne, das Bekenntniß seiner Unredlichkeit war ihm gar zu hart angekommen und doch hatte er geglaubt, es ablegen zu müssen, vielleicht weil er wähnte, aus dem Munde seiner Zuhörer ein günstigeres Urtheil zu hören, als er es sich selbst fällte, vielleicht aber auch, um durch die Hinweisung auf seinen damaligen Seelenkampf sich selbst wieder neuerdings zu beruhigen und in den Augen seines Neffen im besten Lichte zu stehen.

Einer der Anwesenden benutzte die entstandene Pause zu der Frage, wie es denn aber jenem Franzosen möglich gewesen, ein Haus zu verkaufen, das nicht sein eigen war, da doch bekanntlich bei derartigem Handel der Kaufakt habe vorgelegt werden müssen? Nachdem Vogel dem Frager erwidert, daß der schurkische Freund einen falschen Kaufakt sich zu verschaffen gewußt, fuhr er in seiner Erzählung also fort:

„Es war meine Absicht, nach kurzer Zeit meine Familie nachkommen zu lassen, indeß so fest dies auch mein Wille, Gottes Wille war es nicht. Ich sollte für

die begangene Sünde der Ungerechtigkeit erst schwer büßen. In New-Orleans, wo ich landete, überließ ich mich in meiner Unerfahrenheit einem Führer, der sich mir aufgedrängt und wurde von ihm in ein sehr gutes Quartier gebracht; so war wenigstens seine Versicherung. Allein dies Quartier war so gut und sein Inhaber so gerecht und bieder, daß ich mich in wenigen Wochen fast um mein ganzes Vermögen gebracht sah. Eine reele Beschäftigung, wie ich sie wünschte und suchte, konnte ich beim besten Willen und trotz aller Mühe nicht finden. Als ich aber endlich so glücklich war, mich mit meinem Gelde an einem guten Geschäfte betheiligen zu können, machte mir mein Wirth durch seine Spitzbübereien einen Strich durch die Rechnung. Zunächst forderte er für die kurze Zeit, welche ich bei ihm wohnte, eine unverhältnißmäßig hohe alle noch so geschraubten Anforderungen übersteigende Summe Geldes und als ich endlich, da er sich trotz aller Gegenvorstellungen nicht den geringsten Abzug gefallen lassen wollte, ihn bei Heller und Pfennig bezahlt hatte und am andern Morgen abziehen wollte, war meine ganze Baarschaft verschwunden. Man mußte sie mir während der Nacht gestohlen haben. Heute noch kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß mein Führer mit dem saubern Wirth unter einer Decke gelegen und beide sich in mein ganzes Vermögen getheilt haben All' mein Klagen und Jammern an jenem unglücklichen Morgen brachte mir nichts anderes ein, als daß mich der Wirth noch schließlich auf die Straße warf. Da stand ich nun, ohne Freund, ohne Rath, unbekannt mit den Gesetzen des Landes, arm und verlassen im fremden Welttheile. „Das ist deine gerechte Strafe für deine Betrügerei in der Heimath!“ sagte mir mein Gewissen und mit Schaudern gedachte ich meiner armen Familie und der strafenden Hand Gottes. Unter heißen Thränen bat ich den himmlischen Vater um Verzeihung, flehte mit gepreßtem Herzen, er wolle doch meiner sich wieder annehmen um meiner unglücklichen Frau und Kinder willen und gelobte ihm heilig und theuer, all' meine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, wenn er mich die Mittel dazu erringen ließ.

Gott schien mein Flehen erhören zu wollen, denn er gab mir wenigstens den Plan in den Sinn, wie ich in meiner gegenwärtigen Lage handeln müsse, um mein Leben zu fristen und vielleicht auch wieder zu einigem Vermögen zu kommen. Ich gieng und wurde wie man in der Heimath zu sagen pflegt: Packträger. Es war dies gewiß eine harte Aufgabe für mich, für mich, der sonst in guten Verhältnissen gelebt, der nie gedacht, daß derartiges ihm bevorstehen könne. Doch so geht's manchem Ausländer hier. Was er in der Heimath nicht thun wollte, was er dort mit Entrüstung zurückgewiesen hätte, das muß er hier angreifen, ja, er ist oft froh, wenn er noch ein derartiges Auskunftsmittel findet. Bald hatte ich mir auch wirklich einiges Geld erworben; da mir aber gleichwohl die erwählte Beschäftigung auf die Dauer zu schwer fiel, so fieng ich mit diesem Gelde einen kleinen Handel an. Ich kaufte Früchte und trug sie in der Stadt feil. Ich, der in seiner Vaterstadt mit zu den angesehensten Bürgern gezählt, ward hier erst Packträger, dann Obsthändler! Wer sollte es glauben! Und doch war es so! die Noth lehrt den Menschen Vieles, zwingt ihn zu Vielem was ihm an seiner Wiege nicht vorgesungen worden, was ihm nicht auf der Stirne geschrieben stand. Indeß, so geringfügig auch meine Beschäftigung war, ich erwarb immer mehr dabei und nach und nach wuchs meine Kasse zu einer ansehnlichen Höhe. Schon dachte ich daran, nunmehr ein anderes Geschäft zu beginnen, da packte mich das gelbe Fieber und warf mich auf's Krankenbett. Meine bisherige Lebensweise machte es nöthig, Wind und Wetter zu ertragen, bald war ich der Kälte, bald der Hitze ausgesetzt; Nässe, leichte Bekleidung, Entbehrungen aller Art thaten das Uebrige und so wäre es ein Wunder gewesen, wenn mich das Fieber nicht ergriffen hätte, das hier so oft auftritt und viele Opfer fordert. Es hatte mich derbe gefaßt und ich zweifelte an meinem Wiederaufkommen; in gar trostlosen Augenblicken wünschte ich auch nicht einmal zu genesen. Wäre nicht wiederum der Gedanke an meine Familie es gewesen, gewiß, der Tod würde mir als Freund erschienen sein.

Die Gesundheit kam wieder, aber meine Baarschaft war abermals fast gänzlich auf die Neige gegangen. Wiederum stand ich trostlos und zernichtet da. Doch der Himmel schien endlich versöhnt zu sein, denn er brachte mir ungesucht Hülfe. Man trug mir eine Stelle in einem bedeutenden Geschäftshause an und gar bald gelang es mir, mich zum ersten Arbeiter dort emporzuschwingen, endlich sogar als Compagnon in's Geschäft einzutreten. Es ist dasselbe, in dem Ihr mich hier gefunden, denn ich wurde später alleiniger Inhaber desselben. Was meine arme Familie in der Heimath erduldet, das erlaßt mir, Euch zu schildern; es war gräßlich. Gott sei Dank, daß wir nun wieder Alle in Liebe und Glück miteinander verbunden sind! Da habt Ihr den kurzen Abriß meiner hiesigen Erlebnisse. Möge Euch der Himmel vor ähnlichen bewahren, Euch aber anderseits ein so schönes Glück finden lassen, wie ich mich dessen jetzt erfreue! Nur dies Eine quält mich noch, daß jene Schuld im Heimathlande noch nicht getilgt worden. Am guten Willen hat's nicht gelegen! Das Geld liegt bereit; sobald sich mir ein günstiger Augenblick mit genügender Sicherheit bietet, geht es nach Europa ab!"

„Dann freut es mich doppelt, lieber Oheim, versetzte Fritz Lindler, daß ich Dir die günstige Mittheilung machen kann, daß Dein Gläubiger gestorben, aber vor seinem Tode Dich in seinem Testamente von aller weitern Verbindlichkeit freigesprochen hat, da keiner seiner Verwandten eines Erbes von ihm bedurfte und seine ganze Hinterlassenschaft von ihm zu wohlthätigen Zwecken verschrieben wurde! Er hat mit ehrenden Worten Deiner Redlichkeit gedacht, hat gemeint, den Grund Deines Benehmens eben in der Liebe zu Deiner Familie suchen zu müssen und so einen Strich durch die Schuld gemacht und uns die betreffende Stelle seines Testamentes mitgetheilt, mit dem Auftrage, Dich davon zu benachrichtigen. Die unruhigen Zeiten und all' das Unglück daheim im Vaterlande haben uns abgehalten, Dir Kenntniß davon zu geben. Doch ich denke, es ist Dir diese Nachricht auch jetzt noch willkommen.

Freudenthränen traten dem also Gereinigten in die Augen und alle wußten es wohl zu würdigen, als Bo=

gel sofort in die Kniee sank und für den edlen Todten ein heißes Gebet gen Himmel schickte. Alle waren zu sehr durchdrungen von der Macht des Augenblickes, als daß sie nicht ebenfalls die Hände hätten falten und still und leise ihr Flehen mit dem des Hausherrn vereinigen sollen.

Sechstes Kapitel.

Die neue Heimath.

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben frank und frei
Nach allem Edlen ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und rechtlich handeln.

Clemens August von Droste-Vischering,
Erzbischof von Cöln.

Nachdem so das Andenken jenes Ehrenmannes in echt christlicher Weise geehrt worden und man sich wieder hingesetzt hatte, nahm Vogel abermals das Wort und sprach:

„Du hast mir da, lieber Fritz, eine Kunde aus dem Vaterlande mitgebracht, die ich mit Gold nicht aufwägen kann, denn sie gibt mir die Ruhe meines Lebens wieder und stellt mich gewissermaßen in meinen eignen Augen in ein besseres Licht. Habe Dank dafür Aber füge dieser Freude, die Du mir so unerwartet bereitet, auch noch die hinzu, daß Du die fragliche Summe als Zeichen meiner heißen Dankbarkeit hinnimmst für Dich und Deine Freunde. Der Herr hat mich so gnädig unterstützt in diesem fremden Lande, daß ich es nicht fühlen werde, wenn ich das Geld nicht mehr besitze. Ihr aber, die Ihr Euch hier erst eine Existenz erringen wollet, könntet dessen eher benöthigt sein. Und eigentlich habe ich auch noch immer kein gegründetes Recht darauf, denn wäre es zu Handen jenes braven Mannes, dem es zukam, gelangt, so würde er sicher auch diese Summe, wie sein übriges Vermögen zu wohlthätigen Zwecken ver-

wandt haben. Ich will darum dasselbe seiner ursprünglichen Bestimmung nicht entfremden. Nimm es hin und verwende es zu Eurem Besten!"

So herzlich und redlich gemeint auch dieses Anerbieten war, so glaubte Lindler doch, davon keinen Gebrauch machen zu dürfen Er entgegnete deßhalb:

„Es sei ferne von mir, lieber Oheim, durch Annahme dieser Summe Sie und Ihre Kinder gleichsam zu berauben. So gut dieselbe uns auch unter den jetzigen Umständen käme da unsere Kasse ziemlich zusammen geschmolzen ist, so muß ich doch Ihren freundlichen Antrag aus obigem Grunde ablehnen!"

„Meine Kinder, entgegnete Vogel, sind, Gott sei Dank! schon jetzt fast alle so gut untergebracht, daß es ihnen bei einiger Anstrengung und guter Führung, nicht fehlen kann, hier zu Lande weiter zu kommen. Außerdem ist das, was mir nach Abgang des genannten Geldes bleibt, so erklecklich, daß wir ruhig der Zukunft entgegen sehen können, selbst wenn der Himmel über uns beschlossen hätte, durch Verluste uns zu prüfen. Mache mir deßhalb die Freude und nimm! Und nun keine weitere Einrede mehr!"

Das war zu entschieden gesprochen, als das Fritz sich noch länger hätte weigern können.

„Gut denn, sagte er, ich will Ihnen zu Willen sein, aber nur unter der Bedingung, daß Sie das Geld zurücknehmen, sobald wir im Stande sind, uns ohne sonderlichen Nachtheil davon zu trennen, besonders aber dann, wenn, was Gott verhüten möge, jemals Ihre Vermögensverhältnisse sich der Art gestalten sollten, daß Sie desselben bedürften!"

„Nur die letzte Bedingung lasse ich gelten und somit Basta. Jetzt zu etwas Andern. Das Geld wird Euch wenig nützen, wenn Ihr nicht einen gesunden Plan habet, es sicher anzulegen und da möchte ich Euch denn gerne noch einige Fingerzeige geben, zu denen mich die Kenntnisse und Erfahrungen, die ich hier gesammelt, wohl befähigen. Ehe ich dieses jedoch kann, muß ich vorab Eure Absichten in Bezug auf Eure nun zu beginnende Wirksamkeit kennen. Auf welchem Wege wollt Ihr hier in Amerika Euch weiterbringen?"

„Wir haben nichts geringeres vor, als Farmer, Jäger, Hinterwäldler zu werden und hoffen, daß Sie, lieber Onkel, uns die Gegend nennen, wo sich voraussichtlich durch eine derartige Beschäftigung etwas Ordentliches erringen läßt. An Fleiß soll es bei uns nicht fehlen, Kräfte haben wir wohl auch dazu, wenigstens spricht der Körperbau bei uns Allen dafür und ausdauern wollen wir in Freud und Leid' in Noth und Trübsal, Alle stehen für Einen, wie Einer für Alle; das haben wir uns gelobt, das werden wir halten. Gibt nun Gott seinen Segen dazu, und der heutige Anfang verbürgt uns gleichsam Gottes Huld, dann gedenken wir in dieser neuen Heimath unser Glück zu machen!"

So sprach Lindler, indem er mit muthigem, feurigem Blicke umherschaute unter seine Cameraden, die alle seinen Aeußerungen vollkommen beipflichteten.

„Euer Vorhaben, bemerkte der Onkel, ist gar nicht übel und hat wirklich schon Manchem zum Glücke verholfen. Auch bin ich in der Lage, Euch einen recht schönen Distrikt für Euren Zweck nachweisen zu können. Allein habt Ihr auch reifllich überdacht, mit welchen Schwierigkeiten Ihr zu kämpfen haben werdet, welch' rauhes, fast möchte ich sagen, wildes Leben Ihr da gezwungen seid, zu führen? Freilich sind Eurer schon mehrere, ihr könnt einträchtig zusammen halten und da wird die Sache schon leichter. Aber vergesset doch ja nicht, was es heiße: „Ich trete hinaus aus der civilisirten Welt, ich schließe mich ab von allem gesellschaftlichen Verkehr mit meinen Mitmenschen, ich übernehme es, eine Schöpfung, die noch gleichsam in ihrem Uranfange daliegt, von keines Menschenhand berührt, umzuschaffen, daß sie eine angenehme Wohnstätte, ein fruchtbares Land für mich werde!"

„Das Alles haben wir erwogen und reiflich überlegt und wie schon gesagt, uns fest entschlossen, alles daran zu setzen, um den möglichst größten Gewinn bei dem Unternehmen zu erzielen. Nennen Sie uns daher nur immerhin den Platz in diesem großen Lande, den Sie für geeignet halten, uns dort anzubauen und wir werden auch nicht einen Tag zögern, unsere Arbeiten zu beginnen;" antworteten die jungen Leute.

„Euer Muth ehrt Euch und gibt mir fast die Zuversicht, daß es Euch wohlgehen werde, darum will ich auch nicht länger zurückhalten mit meiner Kenntniß, von der ich oben sprach!" sagte Vogel: „Euch aber die Gegend beschreiben, kann nicht viel helfen, da ihr Euch darauf schwerlich zurecht finden würdet. Ein Anderes will ich aber thun. Mein Geschäft erlaubt es mir, schon morgen, falls ihr es wünscht, mit Euch abzureisen und Euch an Ort und Stelle zu geleiten. Auch bin ich schon oft mit Farmern zusammen gekommen, kenne durch sie so ein wenig ihr Arbeiten und Leben und will Euch beim Beginn Eurer Thätigkeit behülflich sein. Ist Euch das angenehm, so sagt nur einfach: Ja! und wir sind einig!"

Mit der größten Dankbarkeit wurde dieses neue, uneigennützige Anerbieten des wackern Mannes, der dadurch, wie er sagte, einige Wochen den Seinen entrissen wurde, angenommen und auch schon der folgende Tag zur Abreise festgesetzt. Damit hielten alle den Gegenstand einstweilen für erledigt, nicht so Vogel. Verwundert blickten die Jünglinge auf ihn hin, denn die wohlthuende Heiterkeit war plötzlich von seinem Gesichte geschwunden und hatte einem tiefen Ernste Platz gemacht. In all' seinen Zügen arbeitete es gewaltsam und man sah es dem Biedermanne an, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, was er gerne seinen Zuhörern mittheilen und doch auch gerne verschweigen möchte. Endlich aber schien dieser Kampf mit sich selbst bei Vogel beendet zu sein und mit feierlichem Tone redete er die Versammelten also an:

„Ich kann und darf Euch nicht den Lebensweg, den Ihr gewählt habet, antreten lassen, ohne Euch noch eine besondere Weisung mitzugeben für Euer zukünftiges Leben und solltet Ihr deßhalb auch mit mir unzufrieden werden. Ihr werdet all' Eure Kräfte, all' Euren Muth, Gewandtheit und Ausdauer anwenden müssen, um Euer Ziel, Euer Glück hier zu machen, zu erreichen. Alles werdet ihr Euch selbst, Eurem Fleiße, Eurer Arbeit zu verdanken haben. Ihr werdet im Kampfe mit den vielen Hindernissen, die Euch in den Weg treten, Eure Stärke fühlen, Ihr werdet einsehen lernen, daß der Mensch nicht umsonst der König der Schöpfung genannt, daß

er sie auch in Wirklichkeit zu beherrschen vermag. Und das Alles bringt nur gar zu leicht den Menschen zur Ueberschätzung seiner selbst und zur Unterschätzung des allmächtigen Schöpfers; da wo er sich Herr fühlt, wo er glaubt sich alles selbst schaffen zu müssen, sich alles errungen zu haben, vergißt er oft gar zu gern den wirklichen Herrn, der Himmel und Erde durch das Wort seines Mundes gebildet. Um so eher kommt der Mensch dazu, wenn er abgeschlossen ist, vom Leben der Kirche, von der hehren Tochter, der Stellvertreterin des Ewigen, dann hält er sich selbst für den Allgewaltigen, dem die Erde gehört, der eines andern Herrn Hülfe nicht bedarf. Besonders liegt ein derartiger Gedanke, ein derartiges Gefühl dem Farmer, dem Hinterwäldler nahe, und das ist's, was mich ernstlich beunruhigt, wenn ich daran denke, daß diese traurige Möglichkeit auch für Euch existirt. O, nehmt darum noch den Rath eines vielgeprüften Mannes mit Euch in die Einöde. Vergesset doch nie den Herrn, in dessen Hand all' unsere Schicksale liegen, der uns eben sowohl in der Stille des Urwaldes, als im bewegten Wogen und Treiben des geselligen Lebens überwacht und überschaut. Und eben weil Ihr dem segensreichen Wirken seiner heiligen Kirche dort ferne sein werdet, eben deßhalb denket um so öfter, um so lieber an ihn, gerade darum lebt um so reiner, um so gottseliger. Lasset Euch an keinem Morgen von dem feurigen Strahle seiner Sonne begrüßen, ohne daß Ihr zu ihm hinauffleht; lasset an keinem Abend der freundliche Glanz des Mondes, das Flimmern der ewigen Sterne Euch umsonst vom Herrn erzählen. Knieet nieder nach vollbrachtem Tagewerk und sendet ein warmes Dankgebet zum Herrn der Welten hinauf. Ja denket immer und immer an ihn! Verlasset ihn nicht, so wird er auch Euch nicht verlassen. Seine starke Hand wird Euch schirmen und schützen, segnen und wohlthun, Eurer Arbeit glücklichen Fortgang und Eurem Leben Ruhe, Zufriedenheit und Glück verleihen!"

„Dazu sagen wir Alle aus vollem Herzen: „Amen," lieber Onkel, und glauben Sie uns, Ihre herzigen Worte werden uns nie aus dem Gedächtnisse schwinden; sie werden uns führen und leiten auf der neuen Bahn, die

wir im Begriffe stehen, anzutreten und wie sich mit Gottes Hülfe unsere Wohlfahrt gestalten wird, das, lieber, theurer Oheim, danken wir dann nächst Gott Ihrem Rathe!"

So sprach Fritz und hatte damit allen aus der Seele geredet. Waren sie doch alle die Kinder braver, christlicher Eltern, lag doch in ihnen Allen der mächtige Keim zum frommen, gottgefälligen Leben von Mutterhand gesäet und gepflegt, von der h. Kirche bewacht und genährt, sorgsam verborgen im Heiligthume des Herzens, dem die hehren Worte Vogels gleich erquickendem Thaue wohlgethan.

Die frühere Heiterkeit faßte bald wieder Raum und unter Munterkeit und Frohsinn gieng dieser erste Tag im neuen Lande für unsere Auswanderer zur Neige. Fritz blieb auf vieles Bitten seines Verwandten bei diesem über Nacht; den Andern besorgte Vogel ein passendes Nachtlager in der Stadt und gar bald ruhten alle aus in den Armen des wohlthätigen Schlafes und die süßen Bilder der trauten Heimath umgaukelten ihre Sinne.

Am andern Morgen fanden sich alle wieder zeitig zusammen und nachdem noch nach Anweisung Vogels manche durchaus nöthige Einkäufe gemacht, von der Hausfrau und den lieben Kindern ihres Begleiters Abschied genommen worden, trat man die Reise an.

Zuerst bot man einen Fuhrmann auf, der die Habseligkeiten der Reisenden nebst einigen aus der Gesellschaft auf einem, von zwei Pferden gezogenen amerikanischen Wagen weiter brachte. Dieser Wagen, wie er bei den Farmern durchgängig gebräuchlich ist, bestand aus einem langen, viereckigen Kasten, unter dem sich die Räder drehten, über dem sich ein baumwollener Plan befand, der über Bogen gespannt, eine Art Zeltdach bildete zum Schutze wider Sonnenstrahlen und allenfalls eintretenden Regen. Einige Kühe und Pferde wurden hinter diesem Wagen hergetrieben und so bewegte sich der Zug, so rasch es gehen wollte, vorwärts. Die Augen unserer Freunde giengen hin und her, um diese ganze, ihnen so neue und fremde Natur zu beschauen. Kam die Nacht, dann wurde Halt gemacht; wenn's geschehen

konnte bei einer Quelle oder an einem Gewässer ein Feuer angezündet, und alle lagerten sich unter freiem Himmel auf die Erde nieder zur nächtlichen Ruhe, indeß der eine oder andere der Gesellschaft Wache halten mußte. Früh morgens aber brachen sie wieder auf und so giengs fort, bergauf, bergunter, durch die Staaten New-York und Pensilvanien, bis sie endlich das Ziel ihrer Reise, den Staat Ohio erreichten.

„So, begann Vogel, als die Fahrt soweit gediehen und nach und nach alle abwechselnd auf dem Wagen gesessen, um den weiten Weg zurücklegen zu können, jetzt seid Ihr in dem Lande, das ich Euch auserkoren vor so vielen andern. Hoffen wir zu Gott, daß es für Euch Alle ein gelobtes Land werde, wo Ihr Glück und Wohlergehen findet. Doch noch dürfen wir nicht rasten, noch ist die Stelle nicht erreicht, die Euer neuer Wohnplatz werden soll. Wir müssen tiefer in's Land eindringen, denn so sagt mir der Ankaufsakt, den ich vor unserer Abreise von New-York für Euch eingelöst habe. Vor etwa zehn Jahren hätte es eines solchen Aktes nicht bedurft, weil damals das Land noch für jeden frei da lag. Erst im Jahre 1788 siedelten sich etwa 40 Menschen am Ohioflußе an und nannten ihre Ansiedelung, die erste in diesem Lande „Marietta." Von da ab kamen stets neue Einwanderer, um Besitz zu ergreifen von den herrenlosen Distrikten. Als aber im Jahre 1802 die Bewohner eine Verfassung erhielten und einen eigenen Staat bildeten, mußten die neuen Ankömmlinge sich ihre Wohnplätze käuflich erwerben. Dies Geschäft habe ich nun für Euch verrichtet und händige Euch somit durch dieses Papier Euer wohlerworbenes Eigenthumsrecht ein. Nehmt es als die erste Gabe eines gütigen Geschickes von mir hin; es hat keine großen Kosten verursacht, da noch ungeheure Strecken in diesem jungen Staate uncultivirt liegen und die Regierung den Ansiedlern gerne jeden möglichen Vorschub leistet, damit derselbe aufblühe und gedeihe. Da, Fritz, nimm die Anweisung für das Land, das Dir und Deinen Freunden von jetzt an rechtmäßig gehört!"

Mit feuchten Augen trat Lindler auf den Oheim zu, nahm das theure Papier in Empfang und herzte

und küßte den lieben Mann auf's Innigste. Nachdem er so den Gefühlen, die in ihm wogten, schwachen Ausdruck verliehen, sprach er: „Wenn es allein von Ihnen, theurer Onkel, abhienge, unser Leben in Amerika freundlich und freudig zu gestalten, dann brauchten wir uns über unsere Zukunft wahrlich nicht die mindeste Sorge zu machen. Sie haben uns in den wenigen Tagen unseres Aufenthaltes in diesem neuen Welttheile schon so viel Güte bewiesen, daß wir wohl ewig Ihre Schuldner bleiben werden. Seien sie indeß versichert, daß Sie Ihr Wohlwollen nicht an Undankbare, nicht an Unwürdige verschwendet haben. Unsere Gebete werden an jedem Morgen, an jedem Abend für Sie zum Himmel steigen, für Sie und Ihre liebe Familie, denn das ist ja einstweilen Alles, was wir Ihrer Güte entgegen setzen können. Doch wir hoffen, es ist das Beste und Sie sind darum nicht weniger von unserer Dankbarkeit überzeugt, weil wir nicht mehr zu thun vermögen. Mit der Zeit aber hoffen wir auch durch ein Mehreres unsern Dank abzustatten!" Ein donnerndes Hoch dem freundlichen, freigebigen Führer dargebracht, brauste durch die reine, klare Morgenluft und die Aeußerungen der wärmsten Anerkennung, wollten kein Ende nehmen.

„Aber Ihr erdrückt mich ja förmlich mit Euren Umarmungen und Dankesbezeugungen! keuchte endlich Vogel heraus. Macht doch aus so winzigen Hülfeleistungen nicht so viel Wesen. Ist es denn nicht eines jeden Christen Pflicht, dem Andern beizustehen mit Rath und That? That ich denn etwas anderes, als einen kleinen Theil meiner Schuld abtragen, die ich gegen all' die Gnadenbezeugungen Gottes habe? Setzt darum mein geringes Verdienst durch Eure Lobeserhebungen nicht gänzlich herunter; sonst bleibt mir am Ende nicht einmal das Recht übrig zu denken, ich habe in den Augen Gottes etwas Verdienstliches gethan!"

Es kostete den also Angeredeten nicht geringe Ueberwindung, sich dem Wunsche ihres Wohlthäters willfährig zu zeigen, denn ihre Herzen waren ja so voll von den aufrichtigsten Dankesgefühlen. Doch ihm zu Liebe bezwang man sich und unterließ alle weitern Aeußerungen über diesen Gegenstand.

Nach einer kurzen Rast wurde die Weiterreise angetreten und bald befand sich die Gesellschaft in ihrem neuen Besitzthume. Dasselbe war nicht weit von dem Orte gelegen, wo sich später die Hauptstadt des Staates, „Columbus," erhob, jetzt aber noch keine Spur von irgend welchem Anbau zu sehen war. Ehe wir aber die Heimath unserer Freunde weiter beschauen, wird es nöthig sein, erst ein paar Worte über den Staat selbst zu sagen.

Daß Vogel für die deutschen Jünglinge gerade diesen Staat gewählt, machte seiner Kenntniß des Bodens alle Ehre, denn Ohio gehört zu den besten Gebietstheilen der vereinigten Staaten Nordamerika's. Der Boden ist hier durchgängig vortrefflich, seine Oberfläche weder eine das Auge des Reisenden ermüdende, weit ausgedehnte Ebene, noch ein nur mit größter Mühe zu durchstreifendes Gebirgsland; vielmehr zeigt sie sich von sehr mannigfacher, wirklich romantischer Gestalt. Angenehme Höhen wechseln mit Thälern und Flachland und wenn auch im Norden die Gegenden meist eben sind, so bietet dafür der Süden wieder fast nur hügeliges Hochland. Jeder findet also, was ihm am meisten behagt. Das Klima ist gemäßigt, die Hitze des Sommers ebenso erträglich, als die Kälte des Winters, der fast milde genannt werden kann. Zu Anfang unseres Jahrhunderts war das Land noch fast überall mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt; allein wenn auch jetzt Ohio zu den angebautesten Staaten zu zählen ist, so war es doch in jener Zeit, als Anton mit seinen Freunden in demselben anlangte, durchaus nicht zu behaupten. Vielmehr waren es nur einzelne, kleine Strecken, die die schaffende Hand der Menschen gelichtet hatte. Wenn wir oben sagten, daß der Boden durchaus fruchtbar und ergiebig sei, so zeigten das auch wieder recht deutlich die Wiesen und Weiden, die besonders von der Westseite her als Prairien in das Land hineinreichen. Es macht daher keine Schwierigkeiten, recht schönes Rindvieh, recht treffliche Schweine zu ziehen. Die großen Waldungen sind der Aufenthaltsort von einer großen Menge Rothwild und mancherlei Pelzthieren, weßhalb die Jagd nicht nur Vergnügen, sondern auch reichlichen Gewinn bietet.

In dieses Land hatte Vogel seine Freunde eingekauft und jetzt standen sie auf eignem Grund und Boden und überschauten ihre neue Heimath. Keine Stadt, kein Dorf, nicht einmal eine elende Hütte erblickte hier ihr Auge. Umsonst auch spähten sie umher nach einer grünen Wiese, nach einem Stückchen Ackerland. Die ganze, gewaltige Strecke, viele Meilen nach Länge und Breite zählend, war nur ein einziger Wald, ein Wald, nicht wie sie ihn kannten aus Europa her, sondern einer jener Urwälder, an denen Amerika so reich ist. Baum an Baum standen diese gewaltigen Riesen da und selbst den kleinsten Raum konnte der Blick nicht durchdringen, denn allenthalben war der Boden zwischen den mächtigen Bäumen überwuchert von aufgeschossenem Unterholz, vom Gewirre rankender Gewächse, von Schlingpflanzen aller Art, gleichsam einen Wald im Walde bildend. Wohl hatten unsere Freunde schon im Vaterlande viel erzählen hören von diesen Urwäldern der neuen Welt, aber so, wie sie jetzt einen derselben vor sich schauten, hatte der kühnste Flug ihrer Phantasie ihn sich nicht geträumt. Der Reichthum an Quellen und die Feuchtigkeit des Bodens, den kein Sonnenstrahl berühren kann, weil er das dichte Blätterwerk nicht zu durchdringen vermag, geben der Pflanzenwelt in diesem Lande eine Saftfülle und Ueppigkeit, wie kein anderer Boden sie hervorzutreiben im Stande ist. Jahr aus Jahr ein bleibt die Vegetation in vollster Thätigkeit. Die hingestürzten abgestorbenen Stämme, die da liegen, faulend und vermodernd, werden sofort wieder überdeckt von einem saftig grünen Teppich und gleichsam aus ihrem erstorbenen Herzen steigen neue Stämme empor, ihre Nahrung ziehend aus der untergegangenen Generation. Die Mannigfaltigkeit der Baumarten ist so groß, daß es schwer halten würde zu sagen, woraus denn der Wald eigentlich bestehe. Es sind fast ausschließlich Laubhölzer; Nadelbäume stehen nur vereinzelt da und sind selten anzutreffen. Weiden und Pappelarten zeigen sich an den wasserreichen Stellen; die Eichenarten sind zahlreich vertreten, man findet die sogenannte weiße und gelbe Eiche, die zwar nicht sehr hoch, aber schön und dickstämmig sind; ebenso die Silberpappel, den Eisenbaum, die

Dattelpflaume, die Ulme, den Lorbeerbaum, hohe Wallnußbäume und besonders den nützlichen Zuckerahorn. Auch Buchen und Linden stehen unter ihnen und helfen treulich mit den Raum auszufüllen. Die ungeheure Menge Laub, die all' diese Baumarten alljährlich abschütteln, deckt den Boden fußhoch und gibt so ein kräftiges Düngmittel für diese großartige Pflanzenwelt, von der man trotz allem nicht begreift, wie es möglich ist, daß der fruchtbarste Boden sie in dieser Anhäufung zu nähren im Stande sein könne.

Voll Staunen und Bewunderung starrten Anton und seine Mitgesellen ihren Urwald an; fast wollten sie zurückschrecken vor dem Unternehmen, zu dem sie sich entschlossen hatten. Welch' eine unberechenbare Arbeit erfordert es, einen solchen Boden zu cultiviren, diesen Wald zu lichten und zu klären! Vogel mochte endlich ihre Gedanken errathen haben, denn lächelnden Mundes redete er sie also an:

„Ja, staunt nur diese Schöpfung des allgewaltigen Gottes an, von der man daheim in Europa keinen Begriff hat; verwundert Euch nur über diesen Pflanzenreichthum, über diese Lebensfülle, die Ihr mit starkem Arme zu hemmen, zu lenken und zu leiten hierhergekommen seid! Aber zaget nicht vor dem kühnen Werke. Es ist schon vielen vor Euch gelungen, Herr solcher Waldungen zu werden, es wird noch vielen nach Euch gelingen. Warum sollte es denn Euch ein Unmögliches sein? Nur frisch Hand an's Werk gelegt. Vor Allem gilt es jetzt, eine Wohnung herzurichten, damit Ihr nicht allen Launen der Witterung und mehr noch dem Angriffe der wilden Thiere und der wilden Menschen ausgesetzt seid! Packt Eure Geräthschaften aus und schafft Euch vor allem Raum für Euer Blockhaus!"

Rührig griffen die neuen Ansiedler die Arbeiten an; die Kasten wurden vom Wagen gehoben und ihres Inhaltes entledigt; bald war der Boden ringsum von Werkzeugen aller Art bedeckt; hier lagen Sägen und Bohrer, dort Beile, Spaten, Hämmer und Messer; man sah, daß Vogel an Alles gedacht, als er in New-York seinen Schützlingen rieth, die nöthigen Einkäufe zu machen. Und wie sie damals seinen Rath auf's Genaueste

befolgt, so vollzogen sie auch jetzt rüstig und eifrig jeden seiner Winke. Den vereinten Kräften konnten selbst die gewaltigen Baumstämme nicht widerstehen und ehe es Abend wurde, lagen manche derselben, die noch so eben stolz und majestätisch da gestanden, ihren noch muthig dreinschauenden Brüdern zu Füßen. Für diese Nacht mußte man sich noch einmal begnügen, unter Gottes freiem Himmel zu schlafen, was auch ohne jegliche Gefahr ablief. Als aber der Morgen kam und Vogel Diesen und Jenen ihre Arbeit angewiesen hatte, jagte der Wackere von dannen, um, wie er sagte, die nächsten Farmer aufzubieten, damit sie beim Bauen des Blockhauses behülflich wären.

In seiner Abwesenheit giengen die Beile wieder kräftig jenen mächtigen Riesen an's Leder, die Säge schnitt in's Herz der Gefallenen ein und immer lichter wurde die Stelle, immer größer der Raum, wo sich das Blockhaus erheben und der Anfang zur Urbarmachung des Bodens gemacht werden sollte. Dann wählte man sich schwache Bäume von festem Holze aus, fällt sie, sägt sie zu gleicher Länge und legte sie als Material für das Blockhaus bei Seite. Diese Arbeit hatte die Ansiedler den ganzen Tag beschäftigt und gegen Abend streckten sie sich alle, müde und matt auf den grünen Rasen nieder; ihr Auge maß das vollbrachte Werk und ein heiterer Zug voller Zufriedenheit zeigte sich auf dem Antlitze eines jeden von ihnen.

„Was möchten die daheim in Europa wohl sagen, wenn sie uns heute so wirken gesehen, wie die besten Holzfäller der Heimath? begann Anton die Unterhaltung. Würden sie uns nicht die ganze Arbeit beim Anblicke dieses meilenweiten Waldes voll undurchdringlichen Dickichts als eine nutzlose zu verleiden suchen? Würden sie uns nicht zurufen: All' eure Anstrengungen sind vergeblich! Ihr werdet nimmer diesen Waldbestand beseitigen, nie diesen Boden urbar machen können?"

„Wohl möchten sie das sagen, entgegnete Blume, einer der Freunde, ein breitschultriger, untersetzter, kräftiger Geselle; aber wir würden ihnen antworten: dem Menschen, der ernstlich will, sind selbst die Urwälder Amerikas keine Hindernisse, zu Brod, Wohlstand und

Glück zu gelangen; vielmehr bieten gerade sie ihm eine reichliche Quelle des Gewinnes, wenn er sich's nur nicht verdrießen läßt, daraus mit Ausdauer, Verstand und Ueberlegung zu schöpfen! Wir würden ihnen antworten: Dem Kühnen, dem Fleißigen, dem Starken und mehr noch dem Gottvertrauenden gehört die Welt und so werden auch wir, die wir alle vom besten Willen beseelt sind, wohl mit Gottes Hülfe hier finden, was wir suchen!" — Eben wollte ein Anderer das Wort ergreifen, als man plötzlich Hufschläge vernahm, alle schauten nach der Richtung hin, woher sie kamen und gewahrten im Dämmerlichte des Abends ihren lieben Vogel, der auf schweißtriefendem Rosse heimkehrte. Er sprengte in ihre Mitte und brachte ihnen die freudige Nachricht, daß die benachbarten Farmer mit Vergnügen zugesagt hätten, beim morgigen „Fröhlich" zu erscheinen. Dann prüfte er mit aufmerksamen Blicken die vollbrachte Arbeit und drückte seine volle Anerkennung ihres rüstigen Schaffens aus.

„Wenn Ihr mit dieser Lust, mit diesem Eifer fortfahret, hier zu wirken, kanns Euch an den besten Erfolgen nicht fehlen!"

Das Glas Whisky, daß ich Euch einer dem andern zutrinken sehe, ist ein wohlverdientes! Reicht her und laßt mich auf Euer Wohl einen kleinen Schluck nehmen. Die Zunge klebt mir fast am Gaumen. Ich habe scharf geritten, weil ich Euch noch vor Nacht Kunde bringen wollte von dem Erfolge meiner Einladungen.

Man brachte dem trefflichen Manne unter herzigem Zuspruche ein wohlgefülltes Glas und nachdem sich Vogel gelabt, das Glas noch einigemale die Runde gemacht und erst noch manches für den folgenden Tag besprochen worden, gieng man zur Ruhe; aber nicht zu Bett, wenn man anders nicht die bloße Erde also nennen will. Doch schliefen alle auf derselben wohl ebenso gut, wenn nicht noch besser, als Millionen ihrer Mitmenschen auf weichem Lager; denn sie hatten ja heute wieder tüchtig Hand und Fuß bewegt und der ermüdete Körper forderte mit eiserner Strenge seine Rechte. Die Wache stand aus, unterhielt das Feuer und lugte fleißig in die sternenhelle Nacht hinaus, ob nicht Unheil

im Anzuge sei. Jedoch die nächtlichen Stunden entschwanden, ohne daß sich irgend welche Gefahr zeigte und, beim ersten Morgengrauen waren wieder alle auf den Beinen, um ihr neues Tagewerk zu beginnen

Es war aber auch nöthig, daß man heute zeitig aufwachte, denn noch manche Vorkehrungen mußten getroffen werden, um die Gäste, welche man erwartete, würdig empfangen und bewirthen zu können. Nach und nach fanden sich auch die eingeladenen Farmer ein, meist rauhe Gestalten mit wettergebräunten Gesichtern und von harten Zügen. Jeder führte ein wohlgeschärftes Beil mit sich, einige waren mit ein paar Ochsen erschienen, um das Herbeischleppen des Holzes zu erleichtern; wieder andere trieben kräftige Schweine vor sich her, die der umsichtige Vogel für seine Freunde angekauft hatte und so waren nach wenigen Stunden die Nachbarn sämmtlich da, so daß man die Arbeit, den Bau eines Blockhauses und die Einfenzung desselben beginnen konnte.

Die gefällten, dünnern Baumstämme wurden etwas behauen und dann vier der stärksten Balken mit übereinanderstehenden Enden im Viereck aufeinandergelegt; dann wurden diese aufeinander ruhenden Ende dadurch zusammen gefügt, daß in jedes obenliegende ein Kerbe und in die untere ein Sattel gehauen wurde, so daß die Stämme in einander greifen konnten. Auf diese Unterlage wurde nun wiederum eine gleiche Lage von Stämmen angebracht und so Balken auf Balken geschichtet, bis der Bau die Höhe hatte, die man ihm zu geben beabsichtigte und somit war das eigentliche Haus fertig, ein unzugängliches Viereck von rohen Stämmen. Beim Anblicke desselben würde man eher vermuthet haben, vor einem ungeheuren Haufen Holz zu stehen, als auf den Gedanken zu fallen, daß man sich hier einer menschlichen Wohnung gegenüber befände. In dieses mächtige Viereck wurde nun mit der Axt eine Oeffnung für die Thüre gehauen und eine andere für das aus Lehm aufzuführende Kamin. Weil der Bau auch Fenster haben sollte, die zwar gewöhnlich der größern Sicherheit wegen nicht angebracht werden, so hieb man auch dafür zwei kleine Oeffnungen in die mächtige Holzwand hinein.

Endlich wurden noch roh gespaltene Bretter als Dach darauf gedeckt und mit schweren Stangen, damit der Wind dasselbe nicht fortführe, diese Bretterlage befestigt. Alsdann wurde der ganze Raum um das Haus herum eingefenzt, um das Vieh davon abzuhalten und ihm überhaupt noch größern Schutz zu verschaffen. Zu dieser Einfenzung fällte man das beste Nutzholz, zerschnitt es in 10 bis 11 Fuß lange Klötze und spaltete diese in 4 bis 5 Zoll starke Stangen. Darnach wurden diese im Zickzack um den Raum, der eingefenzt werden sollte so hoch übereinandergelegt, daß weder Kühe noch Pferde diese Einzäunung überspringen konnten. Der Tag war noch nicht zur Neige gegangen, da stand schon das ganze Haus, das seine 30 Fuß in Länge und Breite maß, unter Dach und Fach, umzäunt und geschützt in der besten Weise und, unsern Freunden blieb nur noch die leichte Arbeit übrig, Thür und Fenster einzusetzen, die Wände mit Lehm zu bewerfen und das Kamin aufzuführen. Für jetzt hatte die Arbeit ein Ende und die Farmer, die so nachbarlich geholfen, wurden, wie dies Sitte ist, mit Kartoffeln, Speck und Whisky reichlich bewirthet und zogen bald darauf, ohne den geringsten Dank zu verlangen, wieder den eignen Blockhäusern zu.

Die neuen Ansiedler aber, die nun nicht mehr nöthig hatten, ihre Nächte unter dem Zeltdache des gestirnten Himmels zuzubringen, da sie sich in dem neuerbauten Blockhause niederlegen konnten, vergaßen nicht, ehe sie zur Ruhe giengen, dem Geber alles Guten zuvor in heißem Gebete für diese Wohlthat ihren wärmsten Dank auszusprechen, denn nur zu gut fühlt der Hinterwäldler den tiefen Sinn jener frommen Worte des Dichters Claudius:

> Jede gute Gabe kommt oben her von Gott,
> Vom schönen, blauen Himmel herab!

Wiederum stellte sich einer als Wache auf, um den Eingang zu den Oeffnungen, die das Haus noch hatte, zu beschützen und bald lagen die müden Ansiedler in den Armen des wohlthätigen Schlummers.

Siebtes Kapitel.

Das Leben der Hinterwäldler.

Wenn es gilt, sich Bahn zu brechen,
Sich ein Dasein zu erringen,
Darf der Mensch nur muthig sprechen,
„Sieh ich will!“ So wirds gelingen.

Nur muß er in allen Stunden
Segen sich vom Himmel flehen;
Denn ist er mit Gott verbunden
Wird er sich're Wege gehen;

Wird er alle Schranken stürmen
Jedes Hinderniß besiegen,
Denn sein Gott wird ihn beschirmen,
Niemals wird er unterliegen!

Schon am folgenden Morgen hatte Vogel die Freude zu gewahren, wie sehr die ernsten Worte, die er in New-York zu seinen Freunden gesprochen, von diesen beherzigt wurden und wie eifrig sie die Zusage, die sie ihm damals gemacht, hielten. Kaum war der junge Morgen erschienen, so verließen alle ihr Lager, das für diesmal freilich noch die harte Erde gewesen und traten hinaus in die frische Morgenluft. Hier im Angesichte des majestätisch dreinschauenden Waldes fielen sie wie auf ein gegebenes Zeichen auf ihre Kniee nieder, dankten dem Herrn der Welten für die Ruhe der Nacht und flehten um Segen und Schutz für den neuen Tag. Dann erhoben sie sich, sprachen leise einige Worte miteinander und begannen dann in heiliger Rührung einen einfachen Choralgesang, wie er sich für ihre Lage am besten eignete. Es war das schöne Lied: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“ Beim Klange der ersten Töne, die so hell und rein die klare Morgenluft durchzitterten, erwachte Vogel, den die Ansiedler, weil sie ihn bei ihrem Erwachen noch im festen Schlafe liegen sahen, nicht hatten wecken wollen und, neugierig trat er an die Fensteröffnung des Blockhauses und sah sich nach den Sängern um. Welche Freude, welche Genugthuung für ihn! Wie wohl that es seinem frommen Herzen, als er die heilige Stimmung gewahrte, in der seine Freunde da standen im Lichte des jungen Tages und dem Herrn ihren Lobgesang darbrachten. Er rührte weder Hand noch Fuß, um sie nur ja nicht zu stören in ihrer Andacht, nur seine Lippen bewegten sich, denn sie sprachen leise den Text des herrlichen Liedes nach. Es wäre schwer zu sagen gewesen, bei wem in dieser hehren Morgen-

stunde die Andacht größer gewesen, bei den deutschen Jünglingen, die durch den deutschen Klang der Töne und Worte ihres Liedes so mächtig an ihre Jugendzeit, an die Lieben daheim und an den bisherigen sichtbaren Schutz des himmlischen Vaters erinnert wurden, oder bei unserm Vogel, dessen Geist ebenfalls auf den Tönen des heiligen Gesanges hinübergeschwebt nach Deutschlands Fluren, aber gar bald auch wieder zurückgekehrt und hingeschaut hatte nach New=York, wo Weib und Kind voll Sehnsucht des Vaters harrten. Die Jünglinge legten dem Herrn der Nähe und Ferne alle ihre Lieben an's Herz und, Vogel bat ihn um glückliche Heimkehr und freudiges Wiedersehen all' der Seinen.

Die Morgenandacht der jungen Ansiedler war zu Ende. Vogel trat jetzt unter sie, wünschte ihnen einen herzlichen guten Morgen, drückte seinem Verwandten die Hand und sprach: „So recht, liebe Freunde! Beginnt Ihr also euer Tagewerk, dann kann des Himmels bester Segen Euch nicht fehlen! Bleibt so immerdar dem Herrn treu! Es freut mich in die Seele hinein, daß ich die Ueberzeugung mit mir nach Hause nehmen kann: „Du hast Ehrenmänner da draußen im Walde zurückgelassen, die zwar mächtig der uralten Schöpfung ans Leben gehen, dabei aber den Schöpfer selbst nur inniger lieben werden!“

„Wie, lieber Onkel!“ nahm Fritz das Wort, „Sie wollen uns schon verlassen? Sprechen Sie doch so, als ob diesen Morgen noch die Abreise angetreten würde!“

„Und ist es etwa noch zu früh? entgegnete der Onkel. Denkst Du denn nicht daran, daß daheim Weib und Kind sich nach mir sehnen, sich wahrscheinlich schon um mich ängstigen werden? Auch habe ich ja redlich mein Wort eingelöst, Euch in Euer Besitzthum gebracht und sogar, was nicht Verabredung war, dazu geholfen, daß dieses mächtige Blockhaus da steht. Ihr könnet mich darum, denk' ich, nur immer jetzt ziehen lassen! Noch einige Winke und Rathschläge will ich Euch statt meiner hier lassen, dann aber haltet das Vaterherz auch nicht länger von seinen Kindern, den Gatten nicht länger von seinem lieben Weibe zurück!“

„Es würde Sünde sein, noch ein Mehreres von Ihnen, lieber Vogel, zu verlangen, versetzte Anton. Wahrlich, Sie haben uns der Wohlthaten schon so viele erwiesen, daß wir Ihre ewigen Schuldner bleiben werden. Doch nehmen Sie es uns nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß sicher in uns Allen das Verlangen liegt, einen solchen Freund, wie Sie sind, immer hier zu behalten. Sind wir doch schon so sehr an das Zusammenleben mit Ihnen gewöhnt, daß es uns gewiß alle befremden und gar sehr schmerzen wird, wenn wir Sie nicht mehr unter uns sehen! Doch, wie ich so eben äußerte, es würde Sünde sein, wollten wir Sie länger hier zu halten versuchen, als Sie selbst es für gut finden."

Lassen Sie uns darum noch zum Abschiede einen kräftigen Morgenimbiß nehmen und ziehen Sie dann in Gottes Namen!"

„Gut gegeben! wacker gesprochen!" riefen die Jünglinge in freudigem Durcheinander. Sollst unser Redner werden! Nun aber das Frühstück!" Nach wenigen Minuten saßen alle auf dem grünen Rasen vor ihrer Wohnung und ließen sich das Morgenbrod wohl schmecken. Dann wurden zu Ehren des Scheidenden noch ein paar Gläser Whisky getrunken, Vogel gab noch die versprochenen Winke für ihr ferneres Schaffen und Leben, drückte dann jedem die Hand und schwang sich auf's Pferd. Jedes Geleit hatte er sich verbeten, da dies das Abschiednehmen nur verlängern würde.

„Lebet wohl, meine Freunde und Gott sei mit Euch!" sagte er mit zitternder Stimme. „Leben Sie wohl, liebster, bester Vogel!" riefen die Jünglinge; „Gottes Engel geleite Sie, bringe Sie ungefährdet nach Hause und lasse Sie die Ihrigen gesund und glücklich wiederfinden!"

Ein donnerndes Hoch, das aus dem nahen Urwalde hundertfach wiederhallte, schallte noch durch die Lüfte, als Vogels Renner schon mächtig ausgegriffen und den braven Mann den Augen der Nachrufenden entzogen hatte.

Die Heimreise des Edlen gieng auch gut von Statten, glücklich langte er bei den Seinen an und die Wonne

des Wiedersehens lohnte ihm in etwas die Wohlthaten, die er so uneigennützig unsern Ansiedlern erwiesen. Lassen wir ihn einstweilen, da er gut aufgehoben ist in den Armen seiner Lieben und kehren wir wieder zu den Jünglingen zurück, die nun, so ganz sich selbst überlassen, erst recht inne wurden, daß sie von jetzt an nur auf sich selbst angewiesen waren.

Ihre nächste Arbeit war, das Blockhaus zu vollenden. Eine Thüre und zwei Fensterladen von so dickem Holze zurecht gemacht, daß keine Kugel durchdringen konnte wurden eingesetzt, dann von einigen ein Kamin aufgeführt und von andern Lehm gegraben und das Blockhaus damit beworfen. So stand nach einigen Tagen der Bau fix und fertig da und man konnte nun ans „Klären" gehen. Die jungen Bäume des Waldes wurden ungefähr einen Fuß über der Erde abgehauen, so daß nur die Wurzel mit dem kleinen Stumpf stehen blieb; die größern bewältigte man dadurch, daß man durch ihre Rinde mit der Axt einen Ring schlug, wodurch sie absterben mußten. Die Wurzeln der Büsche und Stauden rodeten die Ansiedler mit der Hacke aus, trugen dieselben, wie alles andere nicht weiter zu benutzende Holz auf einen Haufen zusammen und verbrannten den ganzen Stoß. Nachdem sie auf diese Weise in kurzer Zeit eine bedeutende Strecke des Urwaldes gelichtet, wurde dieselbe eingefenzt und mit der Pflugschar weiter bearbeitet. Es ist dies letztere Geschäft wohl das beschwerlichste von allen für den Farmer wegen der unzähligen Wurzeln und der vielen Baumstümpfe, die ihm hier hindernd in den Weg treten. Und doch muß es geschehen, denn wollte man warten, bis dieselben verfault wären, so dürfte man erst nach sechs bis zehn Jahren an die zu bestellende Saat denken, da erst nach so viel Jahren der Vermoderungsprozeß beendet ist. Gerade so verhält es sich auch mit den absterbenden Bäumen, die erst in so langer Zeit so weit angefault sind, daß es den Frühlings- und Herbststürmen möglich wird, sie umzustürzen. Auch würde es zuviel Arbeit und Kräfte erfordern, jene Wurzeln und Stümpfe auszuheben. Es bleibt deßhalb nichts weiter übrig, als beim Bebauen des Bodens den Pflug um diese Baumstämme und über

die Wurzeln hinweg zu heben, was bei der Einrichtung des amerikanischen Pfluges, der deßhalb ohne Räder ist und sich also leichter handhaben läßt, nicht eben gar zu schwer wird.

So arbeiteten sich die rastlosen Ansiedler mit Axt, Beil, Hacke und Pflug durch die Wildniß ihres Urwaldes, immer mehr den Boden klärend, immer weitere Strecken urbar machend.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ihnen auf jedem Schritt und Tritt folgen, ihnen von Tag zu Tag zusehen, wie sie bald dies, bald das betreiben. Es genüge uns, zu wissen, in welcher Art und Weise sie sich in den dichten Urwald Bahn brachen und den Boden empfänglich machten zur Aufnahme der ersten Saat. Diese Saat ist der Mais, auch indianisches Korn genannt. Letztern Namen erhielt diese Getreideart wahrscheinlich deßhalb, weil man dieselbe schon zur Zeit der Entdeckung Amerikas von den Eingebornen des Landes angebaut fand. In Europa ist diese Pflanze meist als türkisches Korn oder türkischer Weizen bekannt und wird nun auch in Italien und Spanien cultivirt. Die sogenannte Polenta der Italiener wird aus dieser Frucht bereitet, indem man aus dem grob gemahlenen Mehle der Körner derbe Klöße bildet und sie mit Salz und Wasser kocht. Der Mais erreicht nächst dem Bambusrohre die größte Höhe unter allen Gräsern, da man nicht selten Pflanzen antrifft von 18 Fuß. Weshalb der neue Ansiedler gerade diese Frucht zur ersten Saat wählt, das hat in folgenden Vortheilen seinen Grund. Erstens verlangt dieselbe nur eine geringe Vorbereitung des Bodens, zweitens gibt sie die meiste Gewißheit des Gedeihens und endlich ist es gewiß wohl in Anschlag zu bringen, daß sie so schnell zur Reife gelangt. Auch ist der Mais eine sehr ergiebige Frucht. Er liefert die schönsten und reichlichsten Körner; dazu ist das Mark seines Halmes eßbar und ist dieses herausgenommen, dann muß der Halm, zwischen Walzen gepreßt, noch einen Zuckerstoff geben, den sogenannten Strohzucker. Selbst die Blätter dieser Getreideart haben ihren reellen Nutzen, da sie ein vortreffliches Viehfutter liefern. Zudem kann die reife Ernte ohne großen Schaden vernach-

läſſigt werden und das iſt für die Anſiedler gewiß zu bedenken, da ſie wohl leicht gerade zur Zeit der Ernte genöthigt ſein könnten, einen Streifzug gegen die Indianer zu unternehmen. Sie brauchen alsdann nicht zu befürchten, bei ihrer Rückkunft die Ernte eingebüßt zu haben; das reife Korn bleibt wohlbehalten auf ſeinem Halme, ſelbſt wenn es den ganzen Winter hindurch auf das Einheimſen ſollte warten müſſen. Es wächſt nicht aus und man hat ſchon die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß ſelbſt Schneeſtürme ihm nicht zu ſchaden vermochten. Ferner läßt es ſich mit leichter Mühe aushülſen, kann aber auch, unbeſchadet ſeiner Güte, unausgehülſet liegen bleiben, bis zum Gebrauche. Nimmt man dazu noch den Vortheil, daß der reife Mais in einer Menge von Geſtalten zur Nahrung zubereitet werden kann, ſo läßt es ſich leicht einſehen, warum der Anſiedler gerade dieſe Frucht als erſte Saat allen andern Früchten vorzieht, und ſo können wir unſern Freunden nur Glück dazu wünſchen, daß ſie eben dieſe Getreideart dem jungfräulichen Boden ihrer Klärung zuerſt anvertrauten.

Natürlich war dies nicht die einzige Pflanze, die ſie im neuen Lande anbauten. Auch alle übrigen Getreidearten, wie auch Kartoffeln, Gemüſe und was ſie ſonſt für zweckmäßig hielten, kam mit der Zeit an die Reihe, ſo daß nach Jahr und Tag ihr Speiſezettel nur noch wenig abwiech von dem der Heimath, was die Erzeugniſſe des Pflanzenreich's anbelangte.

Wie aber ſah es bei ihnen mit dem Thierreiche aus? War ihnen auch dieſes zinspflichtig? Konnten ſie ihre Mahlzeiten bereichern durch ein ſaftiges Stück Fleiſch? Hatten ſie das Glück, welches der Europäer durch den alltäglichen Genuß kaum noch zu ſchätzen weiß, die ſo köſtliche Milch als Getränk oder bei der Zubereitung ihrer Speiſen benutzen zu können?

Es freut uns, daß wir unſern Leſern auf alle dieſe Fragen mit einem wahrhaftigen „Ja" antworten können. Freilich waren in den erſten Wochen und Monaten ihre Mahlzeiten höchſt einfach und nach unſern Begriffen ſogar mangelhaft. Aber ſchon in Jahresfriſt hatte ſich dieſes zum größten Vortheile geändert. Jene Schweine, die von den benachbarten Farmern beim Bau des Block-

hauses mitgebracht worden, waren zu einer kleinen Heerde herangewachsen, die, wie es so Brauch bei den Hinterwäldlern ist, im Dickicht des Urwaldes oder in den benachbarten Prairien umherliefen und gar stattlich gediehen. Man hatte ihnen, wie auch den Rindern und Pferden, die sich unsere Freunde nach und nach zu beschaffen gewußt, den Namen der Besitzung eingebrannt, um sie später von allen andern unterscheiden zu können, wenn es galt, ihrer habhaft zu werden. Dies Einfangen der umherstreifenden Thiere ist meist mit großer Mühe verbunden. Sie müssen oft meilenweit durch die Sümpfe und Schilfdickichte der Prairien und die mit Dornen und Schlingpflanzen dicht verwachsenen Wälder zusammen getrieben werden. Dies ist freilich nicht immer nöthig wenn man ihrer bedarf, denn gemeiniglich befinden sich in der Nähe des Hauses Salzlecken, von den Ansiedlern eben zu dem Zwecke angelegt, damit ihr Vieh sich an den Platz gewöhne. So hatten auch unsere Ansiedler gethan und es bedurfte daher oft nur, daß man sie hier festnahm. So sahen sich denn die Hinterwäldler in der angenehmen Lage, Rind- und Schweinefleisch bei ihren Mahlzeiten verwenden zu können; es fehlte ihnen weder an Milch, noch an Butter und Käse. Auch Geflügel und Wildpret waren für sie keine Seltenheiten, denn ersteres lieferte ihnen vor Allem der wilde Truthahn, den man wohl den Nationalvogel Amerika's nennen könnte und letzteres fanden sie beim Jagen in dem Urwalde nach Tannhirschen und Bären auch reichlich. Ueber Mangel an Fleisch hatten also unsere Freunde nicht zu klagen. Ihre Mahlzeiten gestalteten sich so von Jahr zu Jahr reichlicher und bei den vielen Arbeiten, bei der fortwährenden Anstrengung aller ihrer Kräfte war ihnen dies auch wohl zu gönnen.

Da wir nun ihren Ackerbau gesehen, von ihrer Viehzucht das Nöthige vernommen, von ihrem Jagen im Urwalde aber noch später mehr hören werden, so wird es an der Zeit sein, zum Blockhause zurückzukehren, um zu schauen, wie es dort jetzt aussieht; auch möchte nicht überflüssig sein, sie bei ihren häuslichen Beschäftigungen zu beobachten, da wir uns doch einmal für das Leben der Hinterwäldler interessiren. Schreiten wir also zu-

nächst zur Wohnung. Da fällt uns sogleich auf, daß diese rundum mit Schießscharten versehen ist und daß sich neben dem Blockhause noch einige andere Gebäude erheben, die wir unschwer als Scheunen, Vorrathshäuser und Ställe erkennen. Wenn die merklich vergrößerte Ackerwirthschaft diese letztern Einrichtungen nöthig gemacht, so waren hingegen zum Anbringen der Schießscharten die Ansiedler gezwungen worden durch die traurige Kunde, daß eine Heerde Indianer mehrfach versucht, die benachbarten Farmer zu überfallen, wobei es oft recht blutig hergegangen sei. Unsere Freunde befestigten deßhalb ihre Wohnung so gut es gieng, um für alle Fälle möglichst sicher zu sein. Treten wir nun, nachdem wir dem Aeußern einen Blick vergönnt, hinein in's Innere des Blockhauses, so begegnen wir auch hier mancher Einrichtung, die wir noch nicht kannten.

Wenn wir hier die Bequemlichkeiten, die uns im Vaterlande sogar die ärmste Bauernstube bietet, zu finden vermeinten, so irrten wir sehr. Alles im Leben der Hinterwäldler, also auch in dem unserer Freunde, ist auf Einfachheit und größtmöglichste Sparsamkeit berechnet, weßhalb wir auch nur diesen Maßstab anlegen dürfen bei unserer Umschau in ihrer Behausung. Ein paar Bettstellen, einige Bänke und ein ziemlich langer Tisch ist alles, was wir von Möbeln hier vorfinden. Dazu sind die eben genannten Gegenstände sammt und sonders kunstlos, fast roh gestaltet und machen auf uns den Eindruck, als ob sie mehr ein Werk der Noth und Eile seien, als daß sie dazu dienen sollten, Jahre lang auszuhalten zum Vortheile ihrer Eigenthümer. Ferner gewahren wir eine eigenthümliche Art Gefäße, „Gums“ genannt, in denen Mehl, Salz und dergleichen mehr aufbewahrt wird. Sie sind so einfach als möglich konstruirt, da sie aus einigen Schuh langen Stücken eines hohlen Baumes bestehen, die unten mit Brettchen vernagelt sind. Rechnen wir dazu noch einige Teller, Wäsche, Büchsen und Pulverhörner, welche letztere an den Wänden umherhangen, an dem Herde, der gleich unter dem Kamine aufgeführt ist, noch einiges Kochgeschirr und im Rauchfange etliche Schinken, so kennen wir den ganzen Reichthum, der sich im Hause unserer Freunde dem Auge

zeigt; wahrlich eine Einrichtung, um die wir sie nicht beneiden wollen. Wohl fühlten auch die jungen Leute den großen Abstand, der zwischen ihrer Wohnung und der bequemen, gefälligen Ausstattung im Elternhause herrschte; allein mit der Zeit versöhnten sie sich auch damit wie mit so manchem andern, was ihnen nicht so recht munden wollte und, sie gewöhnten sich bald so sehr an ihre Hütte, daß sie ihnen lieb und werth wurde.

So einfach die Einrichtung der Wohnung war, so beschränkt waren sie auch bei allen ihren Handthierungen und, es verlohnt sich wohl der Mühe ihnen hierbei ein wenig zuzuschauen.

Sollte das Getreide ausgedroschen werden, so wurde ein fester und trockener Platz, der etwa dreißig Fuß im Durchmesser hatte, eingefenzt und rein gefegt. Auf diesen legten sie die losgebundenen Garben und nun ritten sie auf denselben so lange herum, bis die Körner ausgefallen waren. Alsdann wurde das Geschäft des Reinigens begonnen. Einer von ihnen, der auf einer kleinen Erhöhung stand, hielt ein Sieb mit ausgedroschenem, besser ausgerittenem Getreide so hoch wie ihm möglich war und schüttete es ganz langsam aus, indeß zwei Andere dicht neben ihm mit einer Decke, die sie ausgebreitet hielten, so viel Luftzug machten, daß Spreu und Staub hinwegfliegen mußten, während die Körner gereinigt niederfielen. Galt es, das also gereinigte Getreide, namentlich den Mais zu mahlen, so mußte dazu das Stück eines ausgehöhlten Baumstammes herhalten, in das man die Körner hineinschüttete und dieselben dann auf sehr langweilige Weise mittelst eines Schwengels zu Mehl zermalmte. Diese Art ihr Getreide zu mahlen, fand natürlich nur in der ersten Zeit Statt. Später, wo es ihre Mittel schon erlaubten, legten sie zu dem Zwecke eine Pferdemühle an.

Alle Arbeiten, die die Landwirthschaft mit sich brachte, vollführten also die Ansiedler selbst und man könnte meinen, wenn sie nun noch für ihr Haushaltungswesen sorgten, dann hätten sie Arbeit vollauf gehabt und es könnte dabei sein Bewenden haben. Dem war aber nicht so. Allen ihren Bedürfnissen ohne Ausnahme halfen sie, wenn es nur einigermaßen möglich

war, selbst ab. Sie waren Schlächter, Gerber, Schuster und Schneider, sie spielten Zimmermann und Schreiner, kurz, sie betrieben alle zum Leben nöthigen Handwerke selbst.

Als sie über eine große Anzahl Schweine verfügen konnten, geschah das Schlachten derselben, wenn sie sich für längern Gebrauch mit Fett und Fleisch hinreichend versorgen wollten, wiederum auf sehr eigenthümliche Weise, da ihnen die nöthigen Geräthschaften zum handwerksgetreuen Hinschlachten fehlten. Sie trieben alsdann zehn bis fünfzehn Stück in eine Fenz (so heißt der eingefenzte Raum) und schossen dieselben nieder. Nun setzten sie eine längliche Tonne (in spätern Zeiten einen großen Kessel), schräg halb in die Erde, füllten sie mit Wasser und warfen in dieses im Feuer glühend gemachte Steine hinein, bis dasselbe die erforderliche Hitze besaß und tauchten nun ein Schwein nach dem andern hinein. So wie es herauskam, nahmen es andere rasch in Empfang und befreiten es von seinen Borsten. Ebenso flink wurden die Opfer zerlegt und in bereitstehende Tröge, die man zuvor aus Baumstämmen ausgehöhlt hatte, eingesalzen und dann im Rauchhause aufgestellt. Das ausgelassene Fett wurde ebenfalls in solchen Trögen aufbewahrt. Der Tag an dem eine solche Schlächterei Statt hatte, wurde mehrentheils mit einem reichlichen Mahle beschlossen, bei welchem der Whiskyflasche häufig zugesprochen wurde. Diese kleine Festlichkeit, zu der sich unsere Hinterwäldler hinreißen ließen, sollte den benachbarten Farmern, die bei dem Geschäfte Dienste geleistet, als Belohnung dienen

Ebenso eigenthümlich gieng das Gerben der Häute, die man vom eigenen Vieh erhalten, oder welche das erjagte Wild lieferte, vor sich. Sie verfuhren dabei wie die Indianer. Nachdem sie dieselben eingeweicht und die Narben abgestoßen hatten, kneteten sie dieselben tüchtig im Wasser durch, in welchem sie Hirschhorn gekocht und zerarbeiteten die Felle so lange, bis sie vom Wasser ganz durchdrungen waren. Dann setzten sie dieselben der Luft aus; doch ehe diese ihr Trocknengeschäft gänzlich vollendeten, wurden sie auf einem scharfen Brette so lange gerieben und gezogen, bis sie vollständig trocken, hell

von Farbe und sammetweich geworden. Dann räucherten sie das also zubereitete Leder, um es geschmeidig und weich zu erhalten. Aus diesem Leder verfertigten sie sich ihre Lederstrümpfe, „Mokasins“ genannt und ihre Jagdwämser.

Aus dem Angeführten wird man ersehen, wie zahlreich die Arbeiten waren, denen sich die Ansiedler unterzogen, um nur ja möglichst wenig Ausgaben zu haben und so viel wie nur immer thunlich sparen zu können. Ihre Lebensweise war so ökonomisch, daß bei ihnen der kleinste Gegenstand, den sie nicht für durchaus nöthig erkannten, aus ihrem Hauswesen verbannt war. Der überflüssige Knopf am Rocke war ihnen sogar zum Aergerniß.

Ueberhäuft mit Arbeiten aller Art, fehlte es unsern Freunden dennoch nicht an Stunden, wo sie am Abend nach vollbrachtem Tagewerk gemüthlich plaudernd zusammen saßen und sich in ihrer Weise ergötzten. Jeder hatte dann sein Pfeifchen angebrannt und blies mächtige Wolken in die klare Luft. Die Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um die Tagesarbeit, um neue Unternehmungen oder um ihre alte Heimath. Dies letztere Thema war schon hundert und aber hundertmal besprochen worden und dennoch kam es immer wieder von Neuem auf die Tagesordnung, der beste Beweis dafür, wie sehr das Herz an der Heimath hängt. Eine stille, süße Wehmuth beschlich in solchen Augenblicken einen Jeden aus ihnen; am meisten aber fühlte sich unser Anton dann erregt und traurig und, man sah es ihm nur zu sehr an, daß er von Allen sich wohl am schlechtesten mit der neuen Heimath zufrieden geben könne. In den ersten Tagen ihres Hinterwäldlerlebens hatten freilich diese Abendunterhaltungen eine ganz andere Richtung. Da galt es bestimmte Regeln zu entwerfen für ein geordnetes, nutzbringendes Zusammenleben, da verfaßte dieser kleine Staat sogar seine eigenen Gesetze, denen sich ein Jeder unbedingt unterwerfen mußte und auch recht gerne unterwarf, da sie ja alle nur zu wohl wußten, daß durch diese Gesetze ihre Freiheit nicht beeinträchtigt wurde, und daß der Mensch vielmehr erst dann wahrhaft frei ist, wenn er sich aus eignem Antriebe den Gesetzen fügt. Hatte

man sich müde geplaudert, dann hieß es: „Redner Anton, vorlesen!“ Und so willig und gerne dieser dem gestellten Verlangen gerecht wurde, so freudig und aufmerksam lauschte man seinen Worten. Und was war es denn für eine Lektüre, womit Anton seine Freunde unterhielt? Als er daheim kurz vor seinem Weggange vom Elternhause sein Bündel schnürte, fielen ihm zwei Bücher in die Augen, die er nicht zurücklassen konnte. Das eine war ein uraltes Gebet- und Andachtsbuch, das er noch von seiner Großmutter, die zugleich seine Pathin gewesen, ererbt hatte und das andere war eine kurz gefaßte Geschichte vom Leben und Leiden der Heiligen Gottes. Sie waren ihm beide zu lange liebe Freunde gewesen, als daß er sich so mir nichts dir nichts von ihnen hätte trennen können. Deßhalb steckte er sie mit in sein Bündel und brachte sie auch glücklich mit hinüber nach Amerika. Aus diesem las er nun seinen Genossen vor. An jedem Abend, wenn's nur eben angehen wollte, wurde die Lebensgeschichte des betreffenden Heiligen vorgenommen und in frommer, sinniger Weise besprochen. Besonders erbauten sich die Hinterwäldler an den Erzählungen von den frommen Eremiten, weil sie sich fast in derselben Abgeschiedenheit, fast in denselben Verhältnissen befanden, in denen auch diese gelebt. War die Lektion zu Ende, hatte man dieselbe nach allen Seiten mit christlich gläubiger Andacht beleuchtet, so betete Anton noch das eine oder andere Gebet aus dem alten Großmutterbuche vor, dessen herzige Worte Jedem auch zum Herzen giengen und alle legten sich dann voll Dank gegen Gott, der ihnen, die alle Tröstungen der heiligen Kirche entbehren mußten, also doch einigen Ersatz gegeben, mit heiligen Entschlüssen und frommen Gesinnungen zur Ruhe. Der himmlische Vater, in dessen Schutz sie sich an jedem Morgen, an jedem Abend empfahlen, sah huldvoll auf sie hernieder und bewahrte sie gnädiglich vor allen Unfällen, die so häufig den Hinterwäldler heimsuchen. Doch sollte auch für sie, besonders für unsern Anton eine schwere Prüfungsstunde kommen, um sie immer mehr zu Gott hinan zu ziehen. Doch davon später.

Achtes Kapitel.

Die Jagd.

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen!
Frisch auf in Gottes Welt!
Es fängt schon an zu Tagen,
Das Waidwerk mir gefällt.

Auf bei den frühen Stunden,
Mein Herz, ermunt're dich!
Die Nacht ist schon verschwunden,
Die Sonne zeiget sich.

Laßt nur die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh!
Wir eilen mit Vergnügen
Dem dicken Holze zu!

Gottfr. Benjamin Hanke.

Es war zu Anfang des Oktobers, als die Hinterwäldler wiederum, wie gewöhnlich, früh am Morgen durch das fröhliche Kollern der wilden Truthähne geweckt wurden, welche von den Wipfeln der höchsten Bäume, auf welche die Morgensonne ihre ersten Strahlen wirft, einander freudig begrüßen. Der Morgen gehörte zu den schönsten, die man in diesem Monate sich nur wünschen kann und das Herz unserer Freunde wallte auf vor Freude, als sie ihr Lager verlassen und hinausgetreten waren vor ihr Blockhaus, um nach dem Wetter zu sehen. Es war wirklich wundervoll. Ein heiter lächelnder, blauer Himmel wölbte sich über der thauigten Erde; das Licht der Sonne schoß purpurne Streifen über diesen lichten Azur und milde, laue Lüfte streiften die gebräunten Wangen der Farmer. Der Wald stand in stiller Majestät; nur in den Wipfeln der Bäume spielte ein leiser Wind und die einzige Unterbrechung der feierlichen Stille verursachte das Gekoller des obengenannten Vogels.

„Das ist ja ein Tag wie erwünscht", sagte Anton zu seinen Kameraden. Heute können wir nach Herzenslust des edlen Waidwerks pflegen. Es ist, als ob der Himmel unser gestriges Gespräch belauscht hätte, als wir den heutigen Tag zur Jagd in unserm Urwalde festsetzten. Seht, wie er zu unserm Unternehmen lächelt, als wolle er uns zum Voraus reichliche Beute verheißen! Darum laßt uns denn auch nicht länger zaudern, sondern uns zum Antritt der Jagd bereit machen!"

Alle waren dessen geständig, ein Jeder hieng seine Jagdtasche um, die er vorher noch mit einer ansehnlichen Menge gedörrter und geröſteter Maiskörner, mit

Maiskuchen, einem saftigen Stück Schinken und einer kleinen Flasche voll Whisky versehen, nahm sein Pulverhorn und die Büchse von der Wand und trat, noch besonders bewaffnet mit einem großen Messer, das im Gürtel steckte, auf den Platz vor der Hütte hinaus, um mit den Andern auszuziehen. Die Ansiedler hatten sich bei ihrer gestrigen Abendunterhaltung so rasch zur Jagd entschließen können, weil in vergangener Nacht das Geheul der Wölfe sie beunruhigt, die wahrscheinlich durch den Geruch des frischen Blutes herbei gelockt worden, das die Farmer beim Schlachten der Schweine Tags vorher vergossen. Auch hatte man die Spuren eines Bären auf dem Boden abgebildet gesehen; zudem war jetzt der Truthahnenmonat angebrochen, der Oktober, in dem diese Vögel sich besonders zahlreich in den Gegenden des Ohio einfinden. Der Truthahn ist aber kein zu verachtendes Wild, da derselbe in Amerika oft eine Schwere von dreißig Pfund hat und dazu recht vortrefflich schmeckt. Dies Alles hatten unsere Hinterwäldler reiflich erwogen und da eben keine besondere Arbeit ihre Zeit für die nächsten Tage in Anspruch nahm, so war die Jagd beschlossen worden und man schritt nun zur Ausführung.

Das Jagen im Urwalde ist kein leichtes Werk, und wir Europäer können uns kaum einen rechten Begriff davon machen, weil uns immer die Art, wie unsere Jäger ihr Handwerk treiben, zu sehr im Sinne liegt. Mit Recht kömmt dem Nachstellen des Wildes in den Urwäldern der Namen „Jagen" gar nicht zu, da von einem eigentlichen Jagen hier durchaus nicht die Rede sein kann, in dem mit Dorngestrüppen und Reben dicht verwachsenen Urwalde, wo umgestürzte, übereinanderliegende Bäume nur zu oft fast unübersteigliche Verhaue bilden, wo man in die Nähe von Sümpfen geräth, die von Mosquito's, diesen gestachelten Insekten, die Menschen und Thiere unaufhörlich peinigen, wimmeln und von giftigen Schlangen wohl gehütet werden. Schlammige Kanäle und angeschwollene, uferlose Flüsse hemmen den Schritt des Jägers, der die Fährte eines Wildes zu verfolgen strebt. Unter grünem Teppich liegen zahllose, zusammengestürtzte, faulende Bäume, gleich Säulen ragen riesige Stümpfe empor und nicht selten klafft plötz-

lich der Boden vor dem kühnen Jägersmann und nöthigt ihn, sich erst aus dünnen Stämmen und Zweigen eine Arte Brücke zu bauen, will er anders dem Wilde folgen. All' diese Hindernisse gestalten das Jagen im Urwalde viel eher zu einem müh- und gefahrvollen Schleichen und Kriechen, als zu einem frank und frei fortstrebenden Jagen. Mit dem Beile in der Hand muß meist der Weg erst gebahnt werden, ehe der Fuß den nächsten Schritt wagen kann.

Unsere Hinterwäldler kannten schon aus Erfahrung all' diese Unannehmlichkeiten, aber das Alles konnte sie nicht abhalten, des edlen Waidwerkes zu pflegen und so schritten sie denn auch an diesem Morgen muthig und kühn in das Dickicht hinein, um durch Erlegen des Wildes ihren Wintervorrath zu vergrößern und auch vielleicht dem einen oder andern Feinde, der sich in den letzten Tagen ihrer Behausung genahet, den Garaus zu machen. Fritz und Anton, denen die übrigen Ansiedler fast von Anfang an einen gewissen Vorzug bei jedem Unternehmen eingeräumt hatten, waren auch jetzt die Ersten, die die geladene Büchse in der Hand, vordrangen. Wären unsern Freunden Vorbedeutungen zugänglich gewesen, so hätten sie schon gleich umkehren müssen, denn ihre Anführer verfielen nach den ersten Schritten schon den Neckereien eines bösen Geschickes. Ein gewaltiger Baumstamm sperrte ihnen den Weg. Umgehen konnten sie ihn wohl, aber das hätte sie nur aufgehalten; sie wollten darum über ihn herklettern. Beide sprangen zugleich dem Riesen auf den Rücken, aber ach; dieser Riese hatte ein vermodertes Herz; nur die Rinde hatte bis jetzt noch die innere Verwesung des Baumes dem Auge verborgen gehalten, brach aber nun durch den kräftigen Sprung der beiden Jäger zusammen und diese versanken bis an die Brust in Wust und Moder, in ein Gewimmel von Käfern und Würmern. Bei diesem unvermutheten Einsinken stutzten die Nachfolgenden und wußten im ersten Augenblicke nicht, was sie aus dem Unfalle machen sollten. Als aber Fritz und Anton sich lachend aus ihrem Kerker erhoben, brachen auch sie in ein unbändiges Gelächter aus und die Jagd nahm wieder ihren Fortgang. Die Beschwerden des un-

ebenen, von Schlingpflanzen mancherlei Art überwucherten Bodens nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Lange waren sie so fortgeschlichen und noch hatte man weiter nichts erbeutet, als einige gewichtige Exemplare des Putergeschlechtes. Da gewahrte Anton in der Rinde eines Baumes Einschnitte von den Klauen eines Bären und sofort machte sich bei Allen die Ueberzeugung geltend, daß sie einem nicht zu verachtenden Gegner gar bald gegenüberstehen dürften, wenn nicht gar, was auch wohl vorkommt, dieser Baum selbst die Lagerstätte des Bären war; denn sie hatten von ihren Nachbarn schon öfter erzählen hören, daß der graue Bär, der in den Urwäldern des Ohiostaates hauset, sich gerne hohle Bäume zum Aufenthaltsorte auserwählt, wenn ihn nicht seine Raublust von dannen treibt. Derartige Lagerstätten sind aber nur Ausnahmen; meistens besteht das Lager dieses Raubthieres in einem Loche am Fuße eines großen Baumes.

Als Anton das eben erwähnte Zeichen entdeckt, untersuchte man eifrig den Boden rings um den Baum herum und fand die Tatzenspuren auch hier vielfach wieder. War der Bär nun zu Hause, war dieser Baum seine Behausung oder war man nur auf seiner Fährte? Das waren Fragen, die sich nur dadurch lösen ließen, daß man den fraglichen Stamm einer genauern Besichtigung unterwarf. Deßhalb kletterte Anton flink am Baume hinauf und brachte dann die Nachricht herab, derselbe scheine bis zur Wurzel ausgehöhlt zu sein, von einem Bären sei aber in diesem Loche keine Spur zu sehen. Was war nun zu thun? Offenbar hatte Petz hier seine Wohnung. Aber wo war er gegenwärtig? Brach man auf, ihn zu suchen, konnte er dann nicht eben zu der Zeit, wo man nach ihm ausschaute, auf einem andern Wege, als ihn die Jäger eingeschlagen, zu seinem Lager zurückkehren? Um daher sicher zu gehen, wurde beschlossen, sich zu trennen, die eine Hälfte der Hinterwäldler sollte die Spur auf dem Boden, so gut dies zu thun war, verfolgen und die andern wollten in der Nähe des Baumes Wache halten. Zu den erstern, die den Wald durchstreifen sollten, gehörte auch Anton. Die Dämmerung, die selbst beim hellsten Ta-

geslichte stets im Urwalde vorherrscht, machte das Verfolgen der Spuren zu einem höchst mühesamen Geschäfte, doch das Auge der Hinterwäldler hatte sich schon so sehr an die Dunkelheit des Waldes gewöhnt, daß es ihnen gelang, das geringste Zeichen, welches der Tritt des Bären dem Boden eingedrückt, zu erkennen und so gieng es weiter und weiter, immer tiefer in die mächtige Waldung hinein. Endlich kamen sie zu einer Stelle, wo die Spuren sich kreuzten und nach verschiedenen Richtungen hin fortliefen.

Es blieb somit nichts anders zu thun übrig, als daß die Jäger sich trennten und Anton, als einer der Muthigsten unter ihnen, verfolgte eine Fährte allein. Lange war er dieser nachgegangen; schon merkte er an der immer mehr zunehmenden Dunkelheit, daß wohl der Abend im Anzuge sei und es gemahnte ihn, umzukehren, weil eine Nacht in den Urwäldern zugebracht, eben nichts Erfreuliches darbot, namentlich nicht für den einzelnen Mann. Es bleibt einem solchen, von der Nacht Ueberfallenen nichts weiter übrig, als sich ein Feuer anzuzünden, um die wilden Bestien, die bekanntlich keine sonderlichen Freunde einer derartigen Vorkehrung sind, von seinem Ruheplätzchen abzuhalten, sich dann neben der Gluth hinzustrecken und dieser und seinen treuen Hunden sein Leben anzuvertrauen, während er vor Ermüdung dem Schlafe nicht länger wehren kann. Nicht selten weckt ihn dann das Heulen hungriger Wölfe, die durch das Wittern seiner Abendmahlzeit herbeigelockt, und gar zu gerne auch einen Bissen mithaben möchten, den Ort umkreisen und auf das Erlöschen des Feuers oder den Abzug des Jägers zu warten scheinen, um über die Ueberbleibsel der Mahlzeit herfallen zu können. Das allein schon macht ein Nachtquartier im Urwalde äußerst bedenklich und doch sind der Gefahren noch so manche, die bei Weitem mehr das Leben des kühnen Jägers bedrohen. Zwar führte auch unser Anton einen kräftigen Hund mit sich, auch fehlte es ihm nicht an Mitteln, um ein tüchtiges Feuer auflodern zu machen, allein das Alles konnte ihn nicht dazu vermögen, auf die Hoffnung hin, den Bären zu finden, sich der Gefahr auszusetzen, fern vom Blockhause, fern von seinen

Genossen im Dickicht übernachten zu müssen. Schon wollte er, da auch ohnedem das Verfolgen der Spuren unmöglich wurde, umkehren, als sein Hund laut anschlug, und den Jägermuth und die Jagdlust seines Herrn neuerdings anfachte, so daß alle fernern Bedenken verflogen waren. Seine Büchse in Anschlag bringend, schritt er vorsichtig auf dem Wege dahin, den der Hund ihm voraus lief und sein Auge schaute funkelnd hinein in's Dunkel des Waldes. Plötzlich bleibt sein Führer, am ganzen Leibe zitternd, stehen, und da Anton noch ein paar Schritte gethan, um den Grund des Erschreckens seines Hundes zu erkennen, sieht er die Augen eines Panthers wie zwei Gluthbälle durch des Waldes Dunkel leuchten und zwischen den Tatzen des grimmen Raubthieres gewahrt er einen fast nackten Menschen, der verzweiflungsvoll mit dem Unthiere rang, um sich seiner zu entledigen. Obschon der Panther, durch das Anschlagen des Hundes aufmerksam geworden, seinen Kopf nach der Seite hingewendet hatte, wo Anton stand, so hielten die Tatzen trotzdem ihr Opfer nach wie vor mit eisernem Griffe umklammert. Eine der Vordertatzen war tief in die Schulter des Unglücklichen, der schweißtriefend und furchtbar stöhnend vor Kampfesanstrengung am Boden lag, eingegraben und das Blut rieselte aus der offenen Wunde auf das vermodernde Laub herab. Nicht sobald hatte unser Jäger die Todesgefahr erkannt, in der dieser Arme schwebte, als er auch schon nach der blutdürstenden Bestie hinzielte, um ihr eine Kugel zuzuschicken. Aber der Panther, der keine Ahnung davon zu haben schien, daß man ihm nach dem Leben trachtet, senkte in demselben Augenblicke den Kopf wieder und setzte die scharfen Zähne in den Hals des armen Menschen ein, um ihm die Gurgel zu zerreißen. So herzzerreißend dieser Anblick auch für Anton war, so durfte er jetzt doch um keinen Preis schießen, da er ja eben so gut den Menschen, als das Thier treffen konnte, die, gleichsam eine einzige Masse, am Boden lagen. Da krachten plötzlich mehrere Schüsse, ein furchtbares Brüllen und ein lautes Halloh schallte durch die tiefe Stille und Unheil ahnend, springt der Panther in die Höhe und scheint zu lauschen; die Tatzen halten ihren Fang

noch immer nieder. Diesen günstigen Augenblick ersieht unser Anton, drückt los und, gottlob, die Kugel durchbohrt das Gehirn des Scheusals und röchelnd stürzt es über seinem Opfer zusammen. Anton eilt herbei, befreit den Armen, der fast unkenntlich geworden von eigenem Blute und dem des Panthers und sucht die Wunden des gräßlich Zugerichteten so gut zu verbinden, als es ihm möglich. Lassen wir ihn sein schönes Werk der Barmherzigkeit ruhig vollenden; sehen wir uns indessen darnach um, was jenes erste Schießen, jenes Brüllen und Hurrahrufen veranlaßte.

Die zurückgebliebenen, wachehaltenden Genossen Anton's hatten sich auf den Boden gelagert und ihre Mahlzeit gehalten, manches geplaudert und geschwätzt, auch wohl dann und wann einen Trunk aus der Jagdflasche gethan und immer noch wollte Petz nicht erscheinen. Auch hörten sie, so gespannt sie lauschten, keinen Schuß fallen in der Ferne, der ihnen als Beweis gedient hätte, daß die weggezogenen Jäger den Bären gefunden. Da vernahm man plötzlich ein Knistern und Krachen, wie wenn Aeste zerbrochen und Zweige von den Bäumen abgestreift würden und diese Laute kamen aus der Richtung, die der von den Abgezogenen eingeschlagenen, gerade entgegen gesetzt war. Ein wiederkehrender Freund konnte es also wohl nicht gut sein; alle vermutheten, daß ein Raubthier, wahrscheinlich der erwartete Bär im Anzuge sein müsse und stellten sich in Position. Wirklich kam auch bald der Ersehnte zum Vorschein, ein schöner, großer, grauer Bär und nahm den Weg auf den Baum zu, von dem man gedacht, daß er dem Raubthiere zum Aufenthaltsorte diene. Auf ein von Fritz Lindler gegebenes Zeichen knackten alle Hähne und Petz stürtzte laut brüllend zusammen. Nur einer der Jäger hatte zum Glück gut gezielt und dem Unthiere zwischen den Augen eine Kugel durch's Hirn gejagt. Unüberlegt war es auch von diesem Einen gewesen, im Augenblicke, als das Signal gegeben worden, hervorzuspringen und dem Bären gerade entgegen zu treten. Hätte seine Kugel die rechte Stelle verfehlt, so würde das Thier, durch den unvermutheten Angriff und mehr noch durch die erhaltenen, leichten Wunden wüthend gemacht, sicher über

diesen Kühnen hergefallen und dieser wahrscheinlich ein Opfer seiner Verwegenheit geworden sein. Gott aber hatte es gnädig gefügt, daß heute kein Menschenleben verloren gieng, sondern daß vielmehr ein Unglücklicher, der sich von jeder menschlichen Hülfe verlassen glaubte, noch in dem letzten entscheidenden Augenblicke gerettet wurde.

Doch nicht bloß der Panther und Anton hatten das Knattern der Büchsen, das Siegesgeschrei und Wuthgebrüll gehört; auch die andern Jäger, die sich von Anton getrennt, vernahmen es und kehrten nun von ihrem nutzlosen Umherstreifen zurück.

„Wo ist Anton? scholl es den Ankommenden entgegen, als man diesen nicht unter ihnen gewahrte; doch die Befragten wußten keinen andern Bescheid zu geben, als daß sie sich an jener Stelle, wo die Zeichen sich kreuzten, verlaßen und weiter nichts mehr von ihm vernommen hätten. Da man aber den braven Jüngling allgemein liebte, auch die Nacht einzubrechen drohte, deren Gefahren alle kannten, so brachen sofort die zurückgekehrten Freunde nebst zwei andern wiederum auf, um Anton zu suchen. Bänglich klangen ihre Stimmen durch die eisige Stille des dunkelnden Urwaldes und nur das neckende Echo gab ihnen Antwort auf ihr Rufen. Endlich glaubten sie Antons Stimme, ihnen erwidernd, erkannt zu haben; sie giengen in der Richtung fort, in der der Ton zu ihnen gelangt war und fanden auch endlich glücklich den Gesuchten, der noch immer beschäftig war dem Unglücklichen beizustehen. Wie an den Boden gewurzelt standen die Ansiedler da bei dem Anblicke, der sich hier ihren Augen bot. Lang hingestreckt lag die Gestalt eines herrlichen Panthers das gefleckte Fell blutig geröthet, die Zunge hieng aus dem offenen Rachen heraus, das ein Gebiß zeigte, mit dem wohl keiner gerne während der Lebzeit des Thieres nähere Bekanntschaft hätte machen mögen. Einige Schritte weiter, neben einer Blutlacke, kniete der von ihnen Gesuchte bei einem halbnackten Indianerjünglinge; die karge Bedeckung des Letztern hieng in Fetzen zerrissen an den blutigen Gliedern und der mächtige Verband ließ unschwer auf die vielen Wunden schließen, die seinen Kör-

per bedeckten. Dies Bild war wohl geeignet, sie einen Augenblick starr an den Boden zu fesseln, als aber ihr Auge genauer den Freund betrachtet, als sie auch an seiner Bekleidung manche Blutspuren erblickten, brachte die Sorge für ihn sie wieder zur Besinnung. Sie stürzten mit dem ängstlichen Rufe: „Anton, lieber Anton, bist du verwundet!“ hervor und der eine und der andere von ihnen suchte schon in seinen Taschen, ob er nichts Passendes fände, die Wunden zu versorgen. Aber Anton wehrte ihnen mit halbem Lächeln und sagte: „Gott sei Dank“ Ich trage nicht die mindeste Verletzung! Um so mehr aber könnte dieser arme Wilde davon erzählen, wenn ihn sein Blutverlust nicht gänzlich ohnmächtig und bewußtlos gemacht. Es freut mich, Euch also besorgt für mich zu sehen; aber nicht minder werde ich Eure Liebe und Anhänglichkeit zu mir daraus erkennen, wenn Ihr diesen Hülfsbedürftigen fortbringen helfet zu unserm Blockhause!“

Wenn die Sorgfalt, mit der die Freunde Anton's nun für den Transport des Verwundeten sorgten, wirklich von Anton als Beweis angesehen wurde, wie sehr sie ihm zugethan, dann mußte er jetzt das wohlthuende Gefühl haben, welches dann unsern Busen durchzieht, wenn wir uns innig geliebt sehen, denn mit größerer Vorsicht und Behutsamkeit, mit mehr Bereitwilligkeit und Rührigkeit hätte selbst Antons bester Wille nicht für den, dem er's Leben gerettet, sorgen können.

Rasch war eine Tragbahre zurecht gemacht, mit Laub und Moos belegt und der noch immer ohnmächtig Daliegende darauf gehoben. Vier von ihnen trugen ihn dann vorsichtig weiter, indeß Anton mit dem Letzten den Panther fortschaffte. Daß man dem Erretter des Wilden mit der Erzählung seines Abendtheuers nicht Zeit ließ, bis man zu den Uebrigen gelangte, versteht sich wohl von selbst und Anton willfahrte auch gerne ihren Bitten, wofür sie dann wieder ihm die Erlegung des Bären verkündigten.

Da man des Verwundeten wegen nur langsam vorwärts kommen konnte und auch dazu die Beschaffenheit des Weges ihnen manches Hinderniß brachte, so war die Nacht bereits angebrochen, als sie die andere Abtheil=

ung der Ansiedler erreichten. Im andern Falle würde man wohl aus der Noth eine Tugend gemacht und im Urwalde übernachtet haben, da ihrer doch so viel beisammen waren; wegen des Verwundeten schien dies jedoch nicht räthlich und man beschloß deßhalb, trotz der Mühseligkeiten des Heimkehrens bei Nacht, unverzüglich aufzubrechen. Einige brannten Fackeln an von trocknem Holze und leuchteten den Uebrigen heim. Wohl mögen die tausend und aber tausend Leuchtkäfer, die in jenen Urwäldern das nächtliche Dunkel durchblitzten, sonderbar drein gesehen haben, wenn sie diesem seltsamen Zuge nahe kamen. Die Wölfe, deren Geheul durch die tiefe Waldstille schallte, wagten sich nicht heran und wenn dann und wann ein Wild am Zuge vorüberstrich, so sah man es scheu und beängstigt von dannen laufen.

Der Mond hatte die Hälfte seiner Bahn am nächtlichen Himmel schon zurückgelegt, als die Ansiedler ihr Blockhaus erreichten, das von den lichten Mondstrahlen übergossen, so still und freundlich da lag. Bär und Panther wurden in die Fenz gebracht, der Wilde in's Haus getragen und während draußen einige sich noch damit beschäftigten, den erlegten Raubthieren die werthvollen Häute abzuziehen, dann dieselben auszuwaiden und zu zertheilen, überhaupt die Geschäfte des Waidmannes an ihnen zu verrichten, bemühten sich die andern, da drinnen dem armen, verwundeten Jünglinge alle möglichen Dienste zu erweisen, um ihn dem Leben zu erhalten. Für heute gelangen ihre Bemühungen auch schon in so weit, daß der Kranke aus seiner Ohnmacht erwachte und etwas Stärkung zu sich nehmen konnte. Die Ansiedler sahen sich dadurch zu der Hoffnung berechtigt, daß das begonnene Werk der Barmherzigkeit und Nächstenliebe von Gott dadurch gesegnet werden würde, daß der Verwundete wieder heilen und gesunden werde. Und diese Hoffnung war keine eitle. Der sorgsamen Pflege, die namentlich Anton ihm angedeihen ließ, wurde der schöne Lohn zu Theil, daß nach einigen Wochen der Indianerjüngling völlig genesen war.

Hatte also nach der einen Seite hin die Jagd ihnen außer mancherlei kleinerm Wildpret einen Bären und einen schönen Panther geliefert, so war sie auf der an-

dern Seite auch durch Gottes weise Fügungen die Ursache geworden, daß ein Menschenleben nicht in seinen Blüthetagen dem grausigen Tode verfiel, sondern den Zähnen eines blutdürstigen Raubthieres entrissen wurde. Kaum brauche ich hinzuzufügen, daß nicht nur Anton, sondern alle seine Genossen in dieser Nacht, ehe sie ihr Lager suchten, zum Himmel ein inniges Dankgebet hinaufsandten für die Gnaden, deren er sie heute gewürdigt. Ein sanfter Schlaf legte sich bald auf ihre müden Augenlieder und brachte ihrem Körper, der durch die Mühen des Tages gar sehr in Anspruch genommen worden, die nöthige Stärkung und Erfrischung wieder.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, müssen wir zuvor noch erwähnen, wie es kam, daß jener Indianer in die schreckliche Lage gerieth, in der Anton ihn gefunden. Freilich wurden dies unsere Freunde erst später, als sie sich in etwas mit dem Geretteten verständigen konnten, durch diesen gewahr, wir indeß brauchen den Zeitpunkt nicht abzuwarten und wollen dem Leser den Hergang nicht länger vorenthalten.

Da wir im fernern Verlaufe unserer Erzählung noch auf die Indianer mehrfach zu sprechen kommen, so wollen wir hier nur eben das von ihnen einschalten, was zum Verständnisse des Folgenden nothwendig ist. In dem Wigwam, das heißt in der Zelthütte des Indianers bildet der Hauptgegenstand des dürftigen Inventars der sogenannte Medicinsack, der überhaupt für diese Menschenrace von der höchsten Bedeutung ist. Er ist des Indianers Talismann, dem er übernatürliche Kräfte zuschreibt, den er als seinen Leiter und Schützer durchs Leben betrachtet. Diesem Sacke zu Ehren werden Feste gehalten, Hunde und Pferde geopfert; wenn man glaubt, er sei beleidigt, bringt man Tage, ja ganze Wochen in Reue und Fasten zu, um ihn zu versöhnen, kurz man erweiset ihm meist göttliche Verehrung und Anbetung. Und was ist's denn Großes um diesen gebenedeiten Sack? O, er ist nicht's weiter als die Haut irgend eines Thieres, das man nach besonderer Vorschrift erlegt hat, entweder das Fell einer Moschusratte, eines Bibers, einer Otter, einer Maus, Kröte oder Schlange, eines Sperlings oder eines Wolfes. Wenn der junge Indianer

vierzehn Jahre zählt, dann ist die Stunde gekommen, wo er sich einen Medicinsack verschaffen muß. Er wandert alsdann nach einem einsamen Orte im Walde, wirft sich auf den Boden und verharrt so, den großen Geist anbetend, zwei, drei, oft sogar vier Tage in seiner Andacht, ohne auch nur die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen. Glaubt er endlich, den Geist seines Volkes würdig und lange genug verehrt zu haben, so verweigert er dem abgematteten Körper nicht länger die nöthige Ruhe, sondern überläßt ihn den Armen des Schlafes. Das erste Thier nun, von dem er träumt, (und daß er von irgend einem träumt, ist wohl nicht zum verwundern, da während der Fasttage all' sein Sinnen darauf gerichtet war) nimmt er für dasjenige an, welches ihm der große Geist in seiner Huld bestimmt habe; er kehrt zum Wigwam des Vaters zurück, ißt und trinkt nach Herzenslust und wandert hierauf wieder in die dunkeln Wälder, um sich das erträumte Thier zu erjagen. Ist ihm dies gelungen, so zieht er dem Thiere die Haut ab, bereitet und schmückt sie aus nach seiner Phantasie und führt sie alsdann in Form eines Sackes mit sich durch's ganze Leben. Dieser Sack ist ihm Stärke in der Schlacht, Trost und Schutzgeist im Tode, er soll ihn einst hinführen nach den ewigen Jagdgründen, in des Indianers Himmelreich. Dieses Sackes entäußert sich der Besitzer um keinen Preis; hat er aber das Unglück, ihn in einem Gefechte zu verlieren, so kann er denselben nur durch den Medicinsack seines Freundes wieder ersetzen, den er deßhalb mit eigener Hand todtschlägt.

Der Jüngling nun, den Anton aus den Klauen des Panthers errettet, hatte sich von seinem Stamm, der jenseits des Urwaldes lebte, entfernt, um den großen Geist durch Anbetung und Enthaltsamkeit zu bewegen, ihm das zu erjagende Thier im Traumgesichte zu zeigen. Als er nun am dritten Tage matt und entkräftet noch am Boden lag, erschien ihm ein Thier, aber nicht im Traume, sondern im wachenden Zustande, welches ihm aber allem Anscheine nach der große Geist nicht gesandt hatte. Ein hungriger Panther sprang auf den wehrlosen Jüngling zu und würde ihm ohne die gnädige Fügung des allein großen und guten Geistes, ohne den all-

liebenden Vater im Himmel, der auch über das Leben des rothen Mannes wacht, jämmerlich zerrissen haben, so daß er niemals sich wieder nach einem Medicinsack hätte umsehen können. Doch Anton kam zur rechten Zeit, machte dem Panther den Garaus und erhielt den Indianerjüngling dem Leben. So war es gekommen, so erfuhren es unsere Freunde später durch den Geretteten selber und, wenn sie auch über den abergläubischen, kindischen Gebrauch der Wilden herzlich lachten, so konnten sie doch nicht umhin, gleich darauf mit heiligem Ernste Den zu preisen, der da von seinem Himmelszelte herabschaut auf alle seine Kinder und selbst denen hilft, die ihn nicht kennen, nicht ehren und lieben.

Ihm sei Preis in Ewigkeit!

Neuntes Kapitel.

Das Kreuz im Walde.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald;
Die Berge sieh zum Himmel gehn,
Die Felsen, die wie Säulen stehn,
Der Bäume ragende Gestalt;
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht!
Horch, wie's im stillen Thale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wilh. Hey.

Der sorgsamen Pflege der Hinterwäldler, namentlich der fast brüderlichen Hingabe unseres Antons für den Kranken gelang es, diesen bald wieder so weit herzustellen, daß man alles Ernstes daran denken konnte, über die fernern Schritte, die man in Bezug seiner nun zu thun habe, zu berathen. Alle waren der Ansicht, man müsse den Jüngling gleichsam als Geißel zurückhalten, damit bei einem möglichen Ueberfalle der Wilden diesen ein Lösepreis vorgehalten werden könne, so daß man ohne Blutvergießen mit den Rothhäuten fertig werde: denn daß die benachbarten Wilden nicht lange auf sich warten lassen würden, daß sie vielmehr schon jetzt in ziemlicher Nähe sein mußten, gieng aus dem Umstande hervor, daß die Hinterwäldler Einen derselben so nahe der Ansiedlung im Urwalde gefunden. Freilich hatten

die Farmer in keiner Weise den Rothhäuten, wie diese Menschenrace ihrer kupferrothen Hautfarbe wegen genannt wird, Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben. Nichts desto weniger waren ihre Befürchtungen gerechtfertigt, denn es bedarf auch bei diesen Völkerstämmen keiner weitern Veranlassung. Ihnen ist es genug, daß der weiße Mann, wie sie jeden Europäer nennen, sich in ihr Land hinein gedrängt hat, das nach ihrer Anschauungsweise der große Geist ihnen allein zum Eigenthume gegeben. Durchschnittlich lodert deßhalb ein immerwährender Haß gegen die Bleichgesichter, gegen die Europäer in ihrem Herzen. Sind sie doch von ihnen durch Mittel aller Art getödtet, in ihrer ursprünglichen Freiheit beschränkt, in ihre Wälder zurückgedrängt worden! Ihre feindselige Stimmung hat denselben Grund, der stets obwaltet bei besiegten, unterjochten Völkerschaften. Da sie sich aber zu schwach wissen, um gegen die ganze Nation der Weißen kriegerisch auftreten zu können, so beschränkt sich ihr Durst nach Rache mehr auf den einzelnen weißen Mann. Wo sie seiner habhaft werden können, wo sie eine Ansiedlung glauben angreifen zu dürfen, die nicht gar zu mächtig gegen sie ist, da sind sie gleich bei der Hand, um wenigstens Einzelnen des verhaßten Geschlechtes wieder heim zu zahlen, was man an ihrem Volke verbrochen, um sich zu rächen für all' die Schmach, für all' die Bedrückung, die sie erduldet.

Unsere Ansiedler kannten diesen Racheburst der Rothhäute sehr gut; die benachbarten Farmer hatten ihnen häufig genug über die Aeußerungen dieser feindseligen Gesinnungen Mittheilungen gemacht und so war es gewiß des Ueberlegens werth, ob man sich nicht durch Zurückhaltung dieses Indianerjünglinges gewissermaßen schützen könne und solle gegen die Folgen eines möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Ueberfalles. Da aber trat Anton vor und sprach zu seinen Genossen:

„Ihr habt mir nun einmal die Ehre angethan, mich für den Retter dieses Wilden anzusehen; so laßt mich denn auch ein Wort für seine von Euch bedrohte Zukunft reden. Oft genug habt Ihr doch alle von der großen Schlauheit der Rothhäute reden hören und müßt dieses bedenkend einsehen, wie schwer es uns werden wird,

den Jüngling zurück zu halten. Er ist ein freies Kind der freien Natur, er wird nicht ruhen und nicht rasten, um sich den Weg zur Flucht zu bahnen und, wie leicht könnte ihm dies bei der Verschlagenheit dieser Menschenrace gelingen. Daß er ein gutes Theil Schlauheit und List besitzt, leuchtet aus seinem Auge deutlich genug hervor. Was aber habt Ihr alsdann zuwege gebracht durch Euer Bestreben, ihn hier zu halten? Statt Euren scheinbar vernünftigen Zweck zu erreichen, werdet Ihr vielmehr das Gegentheil erzielen. Die Wohlthat, die wir ihm erwiesen, indem wir sein Leben retteten, wird verkleinert und verwaschen durch seine Gefangenschaft. Mögen wir ihn auch noch so freundlich behandeln, er wird es uns nicht Dank wissen, wird die drückenden Fesseln abschütteln und sein Volk Rache zu nehmen suchen für den Versuch, eine Rothhaut von ihrem Wigwam ferne zu halten. Höret deßhalb auf meinen wohlgemeinten Rath! Laßt uns dem Jünglinge, dessen Herz sicher darnach verlangt, heimzukehren zu seinem Volke, die Freiheit geben! dadurch erst machen wir die Wohlthat, die wir ihm schon erzeigt, recht werthvoll und dürfen sicher hoffen, daß er die Leute seines Stammes von unserer Niederlassung ferne halten wird!"

Das war besonnen und klar, das war vernünftig und menschlich gesprochen und mußte jeden Zuhörer überzeugen. Einstimmig wurde der Vorschlag angenommen, der Jüngling vorgeführt und ihm bedeutet, daß er frei sei und gehen könne, wohin er wolle. Ein freudiges Aufleuchten in seinem Blicke belehrte die Hinterwäldler darüber, wie richtig Anton das Verlangen des Jünglings beurtheilt und die Dankesworte, die der Freigelassene hervorstotterte, mit denen er sich namentlich an Anton wandte, als ob er gewußt, daß dieser sein Fürsprecher gewesen, bewiesen dies noch mehr. Jauchzend eilte er dem Walde zu und war bald den Blicken derer, die ihm lachend, aber mit innerer Befriedigung nachschauten, entschwunden. Sahen sie ihn wieder? Wurde er ihr Vermittler bei seinem Volke? Lieber Leser, gedulde Dich! Wir werden Deinen Fragen Rechnung tragen, sobald die Zeit und Stunde dazu gekommen sein wird.

Jetzt aber wollen wir den Glücklichen ziehen lassen und uns wieder unsern Freunden zuwenden.

War auch das Leben unserer Hinterwäldler in der ersten Zeit ein Leben der Entbehrungen und Mühen, vermißten sie auch auf jedem Schritt und Tritt die Annehmlichkeiten, die sie daheim so leichten Herzens hinter sich gelassen, weil sie noch nie in die Lage gekommen, ihren hohen Werth zu fühlen, so gestaltete sich dies Alles doch bald anders. Ihre Ansiedlung blüht immer mehr auf, die Mittel, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, mehrten sich von Tag zu Tag und mit Freuden gewahrten sie, wie nach und nach die Aussicht wuchs, daß sie es wohl erzwingen würden, zu Wohlstand und Glück zu gelangen im fremden Lande. Das mußte ihren Fleiß spornen, daß mußte ihnen ihren Aufenthalt, wenn auch ferne von allem civilisirten Leben, heimisch und werth machen und zufrieden mit ihrem Geschicke verbrachten sie manches Jahr in Eintracht und Freudigkeit in dieser zweiten Heimath. Nur zweierlei drückte sie oft sehr darnieder, besonders unsern Anton. Es war dies erstens der Gedanke ans Vaterhaus, an die verlassene Heimath, an alles Liebe und Gute, dem sie den Rücken gewandt hatten und zweitens die Entbehrung, die ihnen bei ihrem frommen, christlichen Gemüthe am härtesten vorkam, die Entbehrung der Tröstungen, der Gnadenschätze unserer heiligen Religion. So sehnsüchtig ihr Herz nach dem Vaterlande, nach Eltern, Geschwistern und Freunden verlangte, so heiß wünschten sie auch des Glückes theilhaft werden zu können, am warmen Mutterbusen der katholischen Kirche wieder ausruhen, aus ihren Händen die göttlichen Spenden, deren der Mensch nirgends entrathen kann, entgegen nehmen, an ihrem kirchlichen Leben, an ihrem Opfer, an ihren Festen und heiligen Zeiten sich erbauen, stärken und kräftigen zu dürfen. Doch stand die Befriedigung dieses Verlangens nicht in ihrer Macht. Sie mußten sich eben damit begnügen, in gläubigfrommem Herzen den Schatz zu bewahren, zu hüten und zu pflegen, den sie dieser liebevollen Mutter von Jugend auf zu verdanken hatten, ein fester, starker Glaube, eine heiße, zuversichtliche Hoffnung und eine reine, heilige Gottes- und Nächstenliebe. Um

dies zu können, blieb ihnen nur das Gebet und der öftere Hinblick, der stete Gedanke an Gott. Wie wir bereits gehört, trug zur Erhaltung ihrer gottgefälligen Gesinnung, zur Läuterung ihres abgeschlossenen Lebens sehr viel der schöne Gebrauch bei, daß sie allabendlich durch Antons Vorlesungen und Gebete sich zu erbauen suchten. Allein dies war dem Jünglinge selbst nicht genug. Er sann und sann, wie sich ihr Leben wohl noch christlicher gestalten ließe und da verfiel er auf den herrlichen Gedanken, in ihrem Besitzthume an geeigneter Stelle das Zeichen des ewigen Heiles aufzupflanzen für sich und die Andern. Der schicklichste Ort hiezu war auch bald gefunden. Nicht gar weit von ihrem Blockhause stand im Urwalde eine schöne, mächtige Eiche, die mit ihrem reichen Blätterschmuck gar wohl dazu angethan war, das heilige Zeichen zu überschatten und gleich einer Kapellendecke zu überwölben. Am Fuße dieses Baumes pflanzte Anton ein Kreuz auf, das er, so gut es seine Mittel und Fertigkeiten zuließen, ziemlich hübsch aus Holz gezimmert hatte. An diesem Orte weilten alle sehr gerne und wähnten dann in ihrem zufriedenen Sinn, sie knieten daheim in trauter Kapelle vor dem Bilde des Gekreuzigten, ihn anbetend und preisend. Vor Allen aber war es der Gründer dieses Heiligthums, (denn das war es ihnen), der nirgendwo lieber weilte, als hier. Stundenlang konnte er im Schatten des schönen Baumes vor dem Symbole unseres Heiles auf den Knieen liegen in heilige Betrachtung versunken, ganz mit seinem Gott und Heilande beschäftigt, während es über ihm in den Wipfeln rauschte und die tausend Blätter der Eiche gleichsam durch ihr Geflüster ebenfalls den Herrn zu loben schienen nach ihrer stillen, sinnigen Weise. Wenn Anton dann so da lag, den Blick aufs Kreuz gerichtet und das Herz erhoben zum Herrn der Welten, wenn dann der majestätische Wald so erregt, so feierlich ihn umgab oder ein geheimnißvolles heiliges Rauschen durch die Lüfte zitterte, dann, ja dann flog sein Geist auf den Schwingen hoher Andacht zum Himmel hinauf, die Erde und all' ihre Sorgen vergessend, dann erinnerte der Jüngling sich besonders gerne der zurückgelassenen Lieben in Deutschlands Gauen und heiß und

innig strömte von seinen Lippen ein kindliches Gebet für all' die Seinen zum Allvater hinauf.

So lag auch Anton am Abende eines Tages, der hart und mühevoll für ihn gewesen, wieder vor seinem geliebten Kreuze und pflegte seiner stillen, aber gleichwohl feurigen Andacht. Sein Herz war so voll von Dank gegen den Geber alles Guten, der so sichtbar ihn und seine Freunde schützte und segnete; sein Mund floß über vom Lobe des Höchsten und allmählich weilte sein Geist wieder im lieben Elternhause, schaute den gebeugten, alten Vater, sah die abgehärmte Gestalt der theuren Mutter, erblickte all' die Seinen und warm und wehmuthsvoll stieg sein Flehen für sie alle zu den Wolken hinauf. Er war so sehr in Andachtsgluth versunken, daß er die Welt um sich her vergaß und einzig und allein mit seinem Gotte sich beschäftigte. Was Wunder also, daß er die Schritte, die sich leise und behutsam dem Orte naheten wo er kniete, gänzlich überhörte und erst dann erschrocken zusammen fuhr, als er sich plötzlich von kräftigen Händen ergriffen und zu Boden geworfen fühlte. Er wollte nach Hülfe rufen, aber ein Knebel, den man ihm schleunigst in den Mund steckte, machte ihm dies unmöglich. Mit Stricken gebunden wurde er in Waldes Dunkel hineingeschleppt, wo zwei seiner Feinde, denn nur solche konnten ihn also behandeln, bei ihm zurückblieben und Wache hielten, indeß die andern, ein ziemlich großer Trupp, nach der Richtung des Blockhauses sich entfernten. Wer waren diese Unmenschen, die den braven Jüngling also mißhandeln konnten?

Was die Ansiedler schon lange befürchtet und Anton durch die Freilassung jenes Wilden verhüten wollte, war zur schrecklichen Wirklichkeit geworden. Der Indianerstamm, dem der gerettete Jüngling angehörte, hatte nicht sobald denselben vermißt, als er auch sofort aufbrach, ihn im Waldesdickicht aufzusuchen. Dem geübten Auge dieser Kinder der freien Natur wurde es nicht schwer, die Fußstapfen zu finden und zu verfolgen, die der nackte Fuß ihres Verlorenen dem Boden eingedrückt und so kamen sie zu der blutgetränkten Stelle, wo der Jüngling mit dem Panther gerungen hatte. Beim Anblicke des getrockneten Blutes und der mancherlei Fuß-

spuren, die sie augenblicklich als dem weißen Manne zugehörig erkannten, stieg in ihnen der Gedanke auf, der Gesuchte müsse den Weißen in die Hände gefallen und von diesen getödtet worden sein. Ein wildes Geheul zeugte von dem großen Schmerze, der ihr Herz durchschnitt, war aber auch der schreckliche Ausdruck des flammenden Rachegefühles, das sie alle durchdrang. Unverzüglich wurde aufgebrochen, um diesen Mord an den Bleichgesichtern zu rächen. So waren sie bis zu jenem Kreuze gekommen, hatten Anton erblickt und ihn als erstes Opfer hinweg bringen lassen; er sollte ihrer spätern Rache aufgehoben bleiben.

Nun ging es dem Blockhause zu. Vor diesem saßen einige Ansiedler in traulichem Gespräche beisammen und dachten an nichts Arges. Als aber die Indianer ihrer ansichtig wurden, stießen sie ihr wildes Kriegsgeheul aus und stürzten mit wuthfunkelnden Augen auf die Farmer zu. Diese aber erkannten noch frühzeitig genug die Gefahr, flüchteten sich zu den Uebrigen ins Haus hinein und verrammelten sorgfältig die Thüre mit schweren Eichenbalken. Dann griffen sie zu den Waffen und in Kurzem war die kleine Festung wohl besetzt; aus jeder Schießscharte blinkte den Rothhäuten ein glänzender Lauf entgegen. Verdutzt blieben diese stehen, um, wie es schien die fernern Schritte, die nun zu thun seien, zu berathen.

Drinnen in der Hütte leitete Lindler die kriegerischen Angelegenheiten. Auf seine Anordnung hatte jeder seine Büchse laden und an seine Schießscharte treten müssen, aber den gemessenen Befehl erhalten, nicht eher zu schießen, bis der Augenblick höchster Noth es fordere, um nur ja so viel Menschenblut zu schonen, als eben angehe. Von seinem Posten aus beobachtete er nun unverwandten Blickes jede Bewegung des Feindes. Auf Anweisung eines unter ihnen, der mit einem prächtigen Federbusche geziert und um dessen Hüften ein Gürtel befestigt war, an dem viele Kopfhäute, noch mit dem Haarwuchs versehen, herabhiengen, eilten mehrere Indianer wieder dem Walde zu und kehrten bald mit dikken Baumstämmen zurück, mit denen sie aus voller Macht gegen die Thüre anrannten, daß das Haus zitterte und

die Thüre in ihren Fugen krachte. Doch die Wilden mochten einsehen, daß sie mit dieser Arbeit nicht rasch genug zum Ziele gelangen würden. Der Häuptling, jener gräßlich Geschmückte, rief sie zurück und wechselte einige Worte mit ihnen.

Neuerdings lief eine Abtheilung dem Walde zu, um bald darauf mit dürrem Holz, mit Reisig und Stämmen schwer beladen zurückzukehren. Auch hielt einer von ihnen einen mächtigen Feuerbrand in der Hand. Ihre Absicht war leicht zu errathen. Das Holz wurde ans Blockhaus geschleppt und sollte, dort aufgehäuft bald in lichter Lohe emporschlagen, um die Insassen wie Mäuse in der Falle zu braten. Da nun galt für die drinnen kein längeres Zaudern mehr, wollten sie nicht elendiglich zu Grunde gehen.

„Jeden, der sich dem Hause naht, befahl Lindler, strecket nieder. Aber zielet nur gut, damit wir sie in Respekt halten und auch unsere Munition nicht unnöthig verschießen!"

Damit war der Anfang zum Kampfe gegeben. Bald stürzte hier, bald da ein Indianer nieder und das Wuthgebrüll der Andern schallte fürchterlich durch die Luft. Aber trotzdem ließen sie nicht ab von ihrem Vorhaben und die Farmer konnten nicht so rasch laden und abdrücken, wie die Wilden herbeirannten und ihr Material herzuschleppten. Es gelang ihnen wirklich das Feuer anzuzünden und die Flammen leckten schon an dem Blockhause hinauf. Was war nun zu thun?

„Noch eins muß versucht werden, sagte Lindler, zwingen wir sie aber dadurch nicht zum Abzuge, so müssen wir ins Freie, um den Kampf offen mit ihnen aufzunehmen, denn besser, draußen verbluten, als hier jämmerlich verbrennen! Wir müssen suchen, den Häuptling niederzustrecken; ich erinnere mich oft gehört zu haben, daß diese Wilden, wenn ihr Anführer gefallen ist, allen Muth verlieren und scheu von dannen fliehen! Also frisch an's Werk!"

Fast aus allen Scharten zugleich krachten da die Schüsse in der einen Richtung nach dem Häuptlinge hin und es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn nicht wenigstens eine Kugel ihn getroffen. Er sank, durch

Brust und Kopf geschossen, leblos nieder und unter lautem Wehklagen und bangem Geheul flüchteten sogleich die Wilden dem Holze zu, ihren Häuptling mit sich führend. Es war aber auch die höchste Zeit daß die Farmer von ihrem Feinde befreit wurden, denn an allen Ecken nagte schon das Feuer mit gewaltigem Zahn und in Kurzem würde das ganze Haus ein Haufen Asche gewesen sein. Jetzt, als die Feinde abgezogen, sprangen Alle hinaus und löschten mit solcher Hast, aber doch umsichtig und klug, daß bald jede Spur vom verheerenden Elemente verschwunden war. Erst jetzt, als die Gefahr vorüber, gedachte man des armen Anton, der nicht unter ihnen war. Schleunigst ergriff der größte Theil der Ansiedler wieder die hingeworfenen Waffen, um dem Freunde beizuspringen, falls er in Noth schwebte. Unter dem Kreuze fanden sie nur die Bestätigung, daß die Wilden auch hier gewesen und sich sicherlich des Unglücklichen bemächtigt hatten. Denn wäre Anton Zeit zur Flucht geblieben beim Herannahen der Rothhäute, würde er doch sicherlich dem Blockhause zugeeilt sein, weil nur hier für ihn der beste Schutz zu finden und es auch seine Pflicht war, den bedrohten Genossen schleunigst Nachricht zu bringen von dem bevorstehenden Ueberfalle. Da dies nicht geschehen, mußte also nothwendig Anton ihnen in die Hände gefallen sein. Dafür zeugten auch die Verwüstungen, die den Freunden die heilige Stätte zeigte; hier mußte Anton mit den Unmenschen gerungen haben. So trostlos diese Ueberzeugung nun auch einerseits für die Hinterwäldler war, so wohlthuend war es ihnen andererseits, daß sie nicht die geringste Blutspur auffanden, woraus sie schlossen, daß Anton wohl noch am Leben sei und nur fortgeführt wurde, um nach dem Urtheile des Kriegsrathes zu sterben. Dieses Letztere zu verhindern, den Wilden ihr Opfer zu entreißen, dahin gieng das ganze Dichten und Trachten der treuen Freunde: Obschon die Nacht bereits im Anzuge war, obgleich Alle sehr wohl erkannten, welchen Gefahren sie sich Preis gaben im undurchdringlichen Walddunkel, wo ihnen noch die meisten Wege und Stege fremd, dagegen ihren Feinden aufs Genaueste bekannt waren, obwohl unter solchen Umständen sie alle ihr Le-

ben aufs Spiel setzten, weil die Wilden gar leicht aus irgend einem Hinterhalte über sie herfallen und sie überwältigen konnten, ich sage, obschon das Alles zu bedenken war, so nahm doch keiner von ihnen Veranlassung, auch nur mit dem leisesten Worte dieser Gefahren zu erwähnen. Sie schritten muthig vorwärts, ließen ihre Blicke, so viel es diesen noch möglich war, nach allen Richtungen streifen, lauschten auf jeden Ton, der die tiefe Waldesstille störte und blieben so in fortwährender Aufregung und Angst für ihren Freund, bis der helle Tag durch das dichte Laubdach des Urwaldes hindurch zu dringen versuchte.

Aber all' ihr Mühen, all' ihr Suchen war fruchtlos geblieben, nicht das geringste Zeichen wurde ihnen, dem sie weiter hätten nachspüren können. Immer größer wurde ihre Sorge, immer stärker ihre Angst und, doch mußten sie sich gestehen, daß es nutzlos sein würde, wollten sie noch weiter so in's Ungewisse, ins Blaue hineinlaufen. Tiefe Wehmuth im Herzen, kehrten sie zur verlassenen Brandstätte zurück. Bei jenem Kreuze machten sie Halt, warfen sich Alle, von demselben Gefühle durchdrungen vor dem heiligen Zeichen nieder und, flehten unter Thränen für ihren verlorenen Freund zum Herrn hinauf, zu ihm, der da Leben und Tod in seiner Hand hält und, die Wege seiner Kinder bestimmt und bewacht. Thränen, kostbare Thränen, geweint von der innigsten Freundschaft und Liebe, zitterten in den Augen dieser abgehärteten Naturen, von denen man draußen im civilisirten Leben so gerne glaubt, sie seien jedem edlen Gefühle unzugänglich, hätten sich aller Zärtlichkeit, alles Mitgefühls entäußert. Mag dies hier und da sein Wahres haben, bei unsern Ansiedlern war es nicht so.

Diese theuren Thränen sammelte der Engel der Freundschaft liebevoll auf und, brachte sie als reines Bittopfer vor den Thron des Allerhöchsten.

Daß die Heimgekehrten sofort die ihnen benachbarten Farmer von Anton's Schicksal in Kenntniß setzten, und sie aufforderten, schleunigst zu ihnen zu eilen, damit sie gemeinschaftlich den Feind im eigenen Lager angreifen und den Freund retten könnten, brauchen wir un-

sern Lesern kaum zu sagen. Daß aber diese Bemühungen nutzlos waren, weil Antons Schicksal sich früher entschied, sei hier schon angedeutet. Bis die Verstärkung eintraf, beschäftigten sich die Harrenden zunächst mit ihrem stark beschädigten Blockhause und suchten das, was die Feuersbrunst zerstört, eiligst wieder herzustellen. Wir wollen sie bei ihrer Arbeit nicht stören, sondern dem armen, gefangenen Anton nachgehen, um dessen ferneres Schicksal dem Leser wohl ebenso sehr bangt, wie seinen Freunden.

Als die wilde Horde nach dem Tode ihres Häuptlings die Flucht ergriff, vergaßen sie in all' ihrer Eile doch ihres Gefangenen nicht; sie nahmen ihren Weg nach dem Orte hin, wo er bewacht wurde, lös'ten eiligst die Fesseln seiner Füße, indeß die Hände gebunden blieben und schleppten ihn mit sich fort. Hierbei vermieden sie sorgfältig alle betretenen Wege, selbst der einsame Pfad des Jägers wurde verschmäht. Durch Gestrüpp und Gesträuch, durch Dornen und Dickicht gieng der Zug fort und gar nicht lange dauerte es, so hiengen unserm Anton nur noch Fetzen von seiner Kleidung herab; Gesicht, Hände und Füße waren blutig zerrissen, matt und kraftlos brach er zusammen und alles Schelten, Stoßen und Quälen brachte ihn nicht weiter. Wollten die Rothhäute ihn nicht liegen lassen, oder ihn schon jetzt tödten, so mußten sie ihn fort tragen. Dazu rieth ihnen denn auch ihr Rachegefühl, das durch den Verlust ihres Häuptlings noch mehr gesteigert worden war. Zwei kräftige Wilde packten ihn auf und wiederum gieng es in scharfem Trabe weiter, bis endlich die Hütten ihres Stammes sichtbar wurden.

Ein großer Haufe von halbnackten Frauen, Kindern und Greisen stürzte ihnen entgegen und wollte schon in lautes Siegesgeschrei ausbrechen, als er das Weißgesicht unter den Ankommenden gewahrte; doch als diese ein furchtbares Klagegeheul anstimmten, verstummte jede Lippe, um bald darauf noch wüthender, unter allerlei Gebärden des Schmerzes und des höchsten Grimmes ebenfalls zu jammern und zu winseln. Dann gieng's den Hütten zu und kaum konnten die Wilden, die unsern Anton herbeigeschleppt, verhüten, daß dieser Un=

glückliche nicht schon jetzt der Rache der Stammesangehörigen verfiel.

Ehe wir weiter über das Schicksal Antons berichten, müssen wir uns ein wenig die Indianer besehen, in deren Händen sich der Unglückliche befand. Es waren durchgängig schlanke Gestalten; das lange, rabenschwarze aber glanzlose Haar wurde von ihnen verschieden getragen. Die Einen, besonders die Frauen, hatten dasselbe zu beiden Seiten des Kopfes in schmalgeflochtenen Zöpfen bis zur Schulter herabhangen, indeß bei den meisten vom männlichen Geschlechte dasselbe bis auf ein Schöpfchen über der Stirn kurz abgeschnitten war. Aus dem kupferbraunen Gesichte traten die Knochen eckicht hervor und die breiten Lippen verliehen dem Antlitze eben auch kein schönes Aussehen. Um die Häßlichkeit vollständig zu machen, hatten sie sich auch noch allerlei Figuren mit rothen und schwarzen Farben in das bartlose Gesicht gemalt, von denen sie glauben, daß sie dadurch ihren Freunden angenehmer, dagegen ihren Feinden schrecklicher erscheinen. In den Nasen trugen viele von ihnen Ringe und in den Ohren Muschelwerk. Auch waren einige mit allerlei Glas- und Federschmuck geziert. Bogen, Pfeile, Skalpmesser, mit welch' letztern sie die Kopfhäute des Feindes ablösen, Kriegskeulen, sogenannte Tomahawk's und Schießwaffen bildeten ihre Ausrüstung. Den halb nackten Leib hatten sie in Decken gehüllt, die sie gleich einem spanischen Mantel über die Achsel geworfen, bei andern mußten Thierfelle denselben Dienst leisten. Ihre Fuß- und Beinbedeckung bestand ebenfalls aus Thierhäuten. Nimmt man dazu noch den Gürtel mit haarigen Kopfhäuten behangen, den listigen, mißtrauischen Blick und die ganze Haltung einem Feinde gegenüber, so kann man sich leicht den Abscheu erklären, mit dem Anton diese Wesen betrachtete.

Jetzt traten sie zum Kriegsrathe zusammen. Etwas abseits von der Stelle, wo Anton am Boden lag, weil er vor Ermattung nicht stehen noch gehen konnte, lagerten sich auch seine Feinde auf den Boden hin in einen großen Kreis, um wie es schien die Todesart zu berathen, der der weiße Mann anheim fallen sollte; denn daß er sterben müsse, daran zweifelte der Gefangene kei-

nen Augenblick. Einer der Indianer, ein Greis dessen schneeiges Haupt über achtzig Winter zählen mochte, ließ sich von denen, welche mit dem Gefangenen heimgekehrt waren, zuerst Bericht erstatten, was alles Anton aus dem Gebärdenspiel der Redner leicht errathen konnte. Die Züge des Greises verfinsterten sich immer mehr bei den Worten der Erzähler und, als diese geendet lag eine lautlose Stille auf der ganzen Versammlung. Niemand wagte es, ein Wort seinen Lippen entschlüpfen zu lassen, ehe der greise Häuptling, Wolfszahn genannt, es für gut fand, zu reden. Endlich sprach er die Versammelten in tiefem, ernstem Tone an; die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und Anton glaubte aus allem, was er beobachtete schließen zu müssen, daß das Todesurtheil zwar schon über ihn gefällt sei, daß man sich aber über die Art der Ausführung desselben noch nicht einigen könne. Es kam ihm vor, als ob immer die eine oder andere Todesart verworfen würde, damit eine noch grausamere, noch schrecklichere ersonnen werde. Er wußte nichts besseres mehr zu thun, als sich in sein Schicksal zu ergeben und sich auf das traurige Ende seines jungen Lebens vorzubereiten. Dabei weilten seine Gedanken aber noch einmal, gleichsam im Fluge bei der trauten Heimath, wo er die goldenen Tage seiner sorglosen Kindheit verlebt. Er sah all' die lieben Plätzchen wieder, wo er so froh als Knabe sich herumgetummelt, er gedachte der Geschwister, der Eltern, all' seiner Lieben und fast wollte das Herz ihm brechen bei dem Gedanken: „Wenn sie ahnten, daß du hier eines grausamen Todes unter den Händen der Kannibalen sterben mußt, o, wie würde ihr Herz zerreißen vor namenlosem Jammer und Leid!" dann dachte er wieder: „Wäre ich nicht besser in der Heimath geblieben und lieber gestorben unter den Waffen civilisirter Menschen, als hier bei den rohen Barbaren!" Doch sagte sein Herz in stiller Ergebung, es war Gottes heiliger Wille, er hat's so gefügt, seinem Rathschlusse will ich mich gerne unterwerfen und gefaßt im Vertrauen auf seine Gnade und Barmherzigkeit dem unvermeidlichen Tode entgegen gehen!"

Dann betete er noch aus innigster Seele zu Gott für sich, seine Lieben und Freunde und erwartete mit

standhaftem Herzen, welche Qualen jene Unmenschen für ihn ersinnen würden.

Nach langer, langer Berathung schienen diese endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, denn sie sprangen alle wie mit einem Male vom Boden auf, stießen ein Freudengeschrei aus und blickten voll Siegeslust auf den Gefangenen hin. Einer der kräftigsten und wildesten Indianer schwang ein scharfes, langes Messer in der Gegend der Stirne um seinen eigenen, kahl geschorenen Schädel herum, als wolle er anzeigen, daß man zunächst den Armen skalpiren, das heißt, ihm die Haut vom Kopfe ziehen würde; die Andern spannten schon ihre Bogen und, Anton errieth leider mit Schaudern, daß man also beschlossen habe, ihn mit skalpirtem Haupte nackt an einen Baumstamm zu knebeln und ihn so noch stundenlang als Zielscheibe zu benützen, wobei kein einziger Schütze einen wirklich tödtlichen Schuß thun durfte, weil sonst die Qual und ihre teuflische Freude zu rasch beendet sein würde. Noch andere wogen die Lanze, den Wurfspieß in ihrer Hand, als ob es ihnen zu lang würde, ehe sie dieselbe nach dem Opfer werfen durften. Dort stand wiederum einer und hob drohend seine Keule, seinen Tomahawk in die Höhe, als wolle er nach all' diesen Qualen ihm endlich doch die Hirnschale zerschmettern. Dabei schleppten einige Holz und Reisig zusammen und häuften es zu einem großen Holzstoße auf, woraus Anton erkannte, daß man ihn langsam verbrennen lassen werde, indeß die jungen Indianer einen wilden Tanz um das auflodernde Feuer halten würden. Sein Herz schauderte, sein Inneres erbebte und seine Seele erzitterte vor Angst und Beklommenheit. Dem Tode hätte er muthig ins Auge geschaut, aber all' diese Grausamkeiten noch zu erdulden, um dann schließlich den schrecklichen Feuertod zu sterben, das war mehr, als seine Nerven zu tragen vermochten. Es flimmerte ihm bereits vor den Augen, kalter Todesschweiß trat auf seine Stirne und er hatte das dunkle Gefühl, als wolle Gott ihn in seiner Huld schon jetzt zu sich nehmen. Fast seiner nicht mehr bewußt, starrte er auf seine Feinde hin, die geschäftig hin und her liefen und die Anstalten zu seinem martervollen Hinschlachten trafen.

Schon stürzten zwei auf ihn zu und schleppten ihn in den Kreis, schon erhob der Greis seinen Finger, um das Zeichen zum Beginn der Qualen zu geben, schon griff jener wilde Krieger mit frevelnder Faust ihm in's Haar, das blinkende Messer blitzte über seinem Haupte, da — da stürmte ein Indianerjüngling herbei, brach sich mit aller Gewalt Bahn durch den dichten Kreis, schlug die Hand, die Antons Haar gefaßt mit kräftigem Schlage hinweg und fiel dem Gefangenen um den Hals und herzte und küßte ihn. Ein lautes Gemurmel vermischt mit Aeußerungen des Unwillens ließ sich aus der Reihe der Versammelten hören und, auf einen Wink des alten Häuptlinges rissen zwei der zunächststehenden den Indianerjüngling von Anton hinweg, um ihn vor „Wolfszahn," den zornflammenden Alten zu schleppen.

Der Jüngling wandte sein Gesicht und jetzt, wo es allen Wilden möglich wurde, dem kühnen Eindringlinge ins Auge zu schauen, jetzt entstand eine Bewegung, eine Unruhe und zuletzt ein derartiges Freudengeschrei, daß man auf Augenblicke ganz des Gefangenen vergaß. Alles stürzte auf den Jüngling zu; ein Indianerweib aber drängte mit aller Macht Jeden zurück, der ihr den Weg versperrte und bald hielt sie den schon todtgeglaubten Sohn in ihren bebenden Armen, drückte ihn in wilder Freude ans Herz, streichelte sein langes, schwarzes Haar, hob seinen Kopf in die Höhe und schaute ihm in die Augen, als ob sie sich immer und immer wieder überzeugen müsse, daß sie ihr Kind wieder gefunden. Doch nicht nur die Mutter, sondern alle, die um sie herum waren, jauchzten laut auf und gedachten nicht einmal daran, daß der greise Häuptling in ihrer Mitte weilte und der Erfüllung seines Befehles harrete. Jedoch ein einziger Ruf von ihm genügte, um die Säumigen an ihre Pflicht zu mahnen und aus den Armen der Mutter hinweggerissen, brachten sie den Jüngling vor den finsterblickenden Alten.

„Unglücklicher! was wagtest Du zu thun? fragte der Greis mit furchtbarem Ernste. Das Bleichgesicht, das vom großen Geiste in unsere Hände geführt wurde, damit es blute für die Schmach, die über uns alle gekommen durch die ruchlose Hand seines Volkes, damit es

sterbe zur Sühne für den Tod unseres tapfern „Schlangengift's," den die mörderische Kugel seiner Gesellen herbeigeführt, dieses Bleichgesicht überhäufst Du mit Zärtlichkeiten und Liebesbeweisen, als ob es der Sohn deiner Mutter sei? Rede, was soll dies Gebahren bedeuten und mögest Du Dich genügend vertheidigen können, sonst, beim großen Geiste sei es geschworen, besteigst Du mit dem weißen Manne für dein unzeitiges, weibisches Benehmen den Scheiterhaufen!"

Ein gellender Schrei der dem bangen Mutterherzen entfuhr, zitterte durch die Luft, sonst blieb alles still und ruhig. Der Jüngling aber blickte frei zum Greise hinauf und sagte dann mit fester, aber ehrerbietiger Stimme:

„Mächtiger Häuptling! Vater unseres Stammes, höre, wie es dem Kinde deines Volkes ergangen und dann richte! Du weißt, daß ich hinausgewandert in des Waldes Dickicht, um den großen Geist anzubeten und ihn durch mein Flehen am lichten Tage und in dunkler Nacht zu bewegen, daß er mir gnädig sei und das Thier im Traumgesichte zeige, dessen Haut mein Schutz und Trost für's ganze Leben sein sollte. Allein der große Geist schien erzürnt über mich und statt mir huldvoll zu gewähren, um was mein Herz zu ihm rief, ließ er es geschehen, daß am dritten Tage ein Panther über mich, den Unbewaffneten und Ermatteten herfiel, dem der wehrlose Knabe trotz allen Ringen's unterlag. Schon glaubte ich mich dem finstern Tode geweiht, da streckte eine Kugel das Unthier zu Boden, eine wohlthätige Hand verband meinen blutig zerrissenen Leib und rettete so das Leben Deines Kindes. Und diesen Retter, diesen Freund wollet ihr nun schmählich ermorden, daß der weiße Mann sage, die Söhne dieses Landes seien undankbare Wölfe!? Denn wisse mächtiger Häuptling, dieser Retter, dieser Freund, vom großen Geiste auserwählet, Dein Kind dem blutgerötheten Rachen des Unthieres zu entreißen, war kein anderer, als dieses Bleichgesicht. Und ihm sollte ich nicht Freund sein, ihn nicht umarmen dürfen?"

Die Wangen des Jünglings glühten vor edler Begeisterung, alle Zuhörer schienen milder gestimmt gegen

ihr Opfer, das sie so eben noch unter den schrecklichsten Qualen vom Leben zum Tode führen wollten, ja, manche von diesen wilden Naturkindern sahen mit Wohlwollen auf den Armen hin. Doch der Greis blickte noch immer ernst und düster auf den Jüngling und seinen Freund und erwiderte:

„Gutes hat der weiße Mann Dir erwiesen, wie ein Bruder hat er an Dir gethan, allein dies kann sein Leben nicht retten. Einer meines Volkes ist gerettet worden durch ihn, einen andern haben seine Freunde gemordet. Dank sind wir ihm also nicht schuldig, wir sind quitt miteinander. Doch wollen wir ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ohne alle fernere Leiden einfach sterbe zur Sühne für all' das Elend, das die Bleichgesichter, seitdem ihr Fuß unsere Erde betreten, über unser Volk gebracht!"

„Ich erkenne die Weisheit und den erhabenen Verstand meines Vaters in diesem Richterspruche; aber dennoch darf und soll dieser Edle nicht sterben!" entgegnete der Jüngling. Höre mehr von ihm! Als er meine Wunden verbunden, sorgte er dafür, daß ich in die Wohnung seiner Freunde getragen wurde und, hier erst zeigte sich seine ganze Sorgfalt und Liebe. Stunde um Stunde, Tag und Nacht wachte er an meinem Lager und pflegte mich, wie die Mutter, die mich geboren, es nur hätte thun können. Du hättest seine Freude sehen müssen, als ich nun endlich wieder kräftig und gesund vor ihm da stand. Als ob ich ein Kind seines Volkes, als ob ich ein Sohn seines Vaters gewesen, so umarmte und herzte er mich. Und ihn wolltet ihr tödten? Nein, ihr werdet's nicht! Der große Geist würde zürnen über uns und sein Donner uns vernichten, sein Feuer uns hinwegfressen, wollten wir also dem Freunde seine Liebe vergelten!"

Das Antlitz des Häuptlings war freundlicher geworden. „Nun wohl, sagte er endlich nach langem Besinnen, das Leben sei ihm gefristet für diesen Freundschaftsdienst; er meint es gut mit den verdrängten und verfolgten Rothhäuten. Seines Gleichen würden nicht Schmach und Noth über uns gebracht haben. Darum nochmals, sein Leben hat Dein Wort gerettet; aber ich

muß dem großen Geiste dennoch ein Opfer bringen für das Blut des Gefallenen. Er soll frei unter uns einhergehen, aber nie unsern Stamm verlassen, nie wieder zu den Bleichgesichtern heimkehren dürfen! Also fordert es der große Geist!"

„Vater meines Stammes, nahm der Jüngling nochmals das Wort, vergönne mir noch einen Augenblick und verschließe dein Ohr nicht dem Letzten, was ich noch zu berichten habe. Wie dürfen wir Dem die Freiheit nehmen, der Deinem Kinde sie schenkte? Als ich wieder frisch und gesund unter den weißen Leuten umhergieng und mich nach dem Wigwam meiner Mutter sehnte, da hielten die Bleichgesichter einen Rath und Deinem Sohne wurde es möglich, zu erkunden, was sie beschlossen. Ich sollte festgehalten werden und das Dorf meines Stammes nicht wiedersehen. Da aber trat abermals dieser weiße Freund für mich auf und beschwor seine Genossen, mich nicht halb die Wohlthat genießen zu lassen, die mir erzeugt worden „Laßt ihn ziehen zu seinem Volke, damit die Wilden sehen, wie man den Freund versöhnen müsse!" sprach er Und ich kehrte frei und frank zu Euch zurück. Und Ihr wollt ihm die Freiheit versagen? Das kann der Geist nicht wollen, das wird auch Dein edles Herz nicht fordern. Der Winter, der seinen Schnee auf Dein Haupt gestreut, ist mir Bürge dafür, daß Du ihm, meinem Freunde, gerecht werdest!"

Der Greis lächelte und sagte: „Was deine Zunge uns da erzählt, ist mehr, als ich jemals einem Bleichgesichte zugetraut hätte. Darum gehe hin und sage Deinem weißen Bruder, denn das ist er Dir geworden, gehe hin und sage ihm, daß der rothe Mann wisse zu schätzen, was er an einem Kinde seines Volkes gethan, daß er frei hinziehen dürfe nach dem Wigwam seiner Freunde, daß wir nie wieder ihre Ruhe stören würden, soferne sie gegen uns nicht feindselige Thaten ausführten. Gehe hin, ich schenke Dir Deinen Bruder! Handle mit ihm, wie Dir Dein dankbares Herz eingibt!"

Da fiel der junge Indianer dem Häuptlinge zu Füßen, küßte seine Hand und sagte: „Der große Geist hat Wohlgefallen gefunden an meinem Vater und wird

Dich, wenn Du einst zu ihm gehest, hinführen in die ewigen Jagdgründe, wo Dir die Sonne nie untergehen wird und Du das nie endende Fest der Freude und des Tanzes feiern wirst!"

Dann, nachdem er dies gesagt, sprang er zu Anton hin und küßte und herzte ihn, der sich noch immer dem Tode verfallen glaubte auf's Innigste und verkündete ihm, so gut er es vermochte, den Ausspruch „Wolfszahn's." Hierauf führte er ihn unter Jauchzen und Springen zu seinem Volke, (die Freude hatte Antons Glieder urplötzlich wieder erstarkt), und hier schüttelten ihm Alle die Hand, brachten ihm Erfrischungen aller Art und geleiteten ihn zum Greise. Dieser überreichte ihm die Friedenspfeife, eine Auszeichnung, die der Wilde nur seinen besten Freunden angedeihen läßt; er mußte sich unter den Rothhäuten niederlassen, mit ihnen dampfen und ihren Tänzen und Spielen zuschauen

So hatte Gott sich seiner in der höchsten Noth erbarmt und, wenn er auch jetzt nicht niederfiel und dem Vater droben seinen Dank aussprach, so dankte sein Herz darum doch nicht minder warm dem Allgütigen, dessen Liebe nicht zu ermessen ist. Nachdem Anton so noch manche Stunde unter den Kindern des Waldes zugebracht, folgte er seinem jungen Freunde zu dessen Hütte, wo er auf Laub und Moos, das der Wilde ihm geschäftig zum Lager zusammengetragen und mit weichen Thierhäuten überdeckt hatte, recht bald den süßen Schlaf des Glücklichen schlief, nicht als ob er unter wilden, blutdürstigen Indianern, sondern daheim in Vaters Hause ruhe.

Gerne hätte der Jüngling Anton noch länger bei sich behalten, um ihm seine Dankbarkeit durch tausend kleine Dienste beweisen zu können; allein Anton verlangte zu seinen Freunden zu gehen und willig, aber traurig, machte sich der Indianer am folgenden Morgen mit ihm auf den Weg. Nachdem er Anton so weit geführt, daß dieser den Weg nun allein finden zu können erklärte, verließ der Wilde ihn unter Schluchzen und Jammern. Anton sah bald sein Blockhaus wieder, lag in den Armen seiner staunenden und frohlockenden Freunde, denen er nicht genug erzählen konnte von seinen Erleb-

nissen unter den Wilden. Sie aber entließen die bereits eingetroffenen Farmer und benachrichtigten die andern, ihre Ankunft zur Ausrückung gegen den Feind sei nicht mehr nöthig, da Anton gesund und wohl in den Kreis der Seinen zurückgekehrt sei.

In der ersten freien Stunde aber eilte Anton hinaus, kniete unter jenem Kreuze nieder und sprach in den wärmsten Ausdrücken, die sein überströmendes Herz ihm eingab, dem gnädigen Erhalter seines Lebens seinen tiefinnigsten Dank aus.

Zehntes Kapitel.

Der Segen des Fleißes.

Wer ernstlich will und redlich strebt,
Im Leben weiter sich zu bringen,
Dabei den Blick zu Gott erhebt.
Dem muß sein Tagewerk gelingen.

Wer rüstig schafft, sich fleißig müht,
Und das Errung'ne sparsam hütet,
Dem auch des Fleißes Segen blüht,
Das Glück die vollen Hände bietet.

Wer dann bedenkt, daß Gott es war,
Der ihm den Segen all' gegeben,
Der wird sein Gut auch immerdar
Benützen für das ew'ge Leben.

Seit diesem Ueberfalle der Indianer floßen unsern Hinterwäldlern Tage, Wochen, Monate und Jahre ruhig und ungestört dahin. Kein weiterer bedeutender Unfall beeinträchtigte ihr friedliches Leben und mit der größten Genugthuung gewahrten sie, wie ihr Schaffen und Wirken unter Gottes Segen reichliche Früchte trug. Schon in den ersten Jahren erzielten sie durch ihre Bemühungen bei weitem mehr, als sie zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse brauchten. Das urbargemachte Ackerland lieferte ihnen eine so große Menge Getreide, daß sie einen bedeutenden Getreidetransport nach dem Osten unterhalten konnten, was ihnen nicht wenig Geld einbrachte. Ansehnliche Summen lös'ten sie auch aus dem Holze des Waldes, das sie Jahr aus, Jahr ein rüstig fällten; die Häute der erlegten Thiere mußten auch ihr zusehends anwachsendes Vermögen vergrößern helfen und, so kam es denn in kurzer Zeit dahin, daß sie sich im Besitze einer artigen Summe Geldes sahen, die bescheidenern Gemüthern als hinreichend erschienen

wäre, um damit die Wildniß zu verlassen und zum civilisirten Leben zurück zu kehren. Allein die meisten von ihnen hatten ihr Farmerleben so lieb gewonnen, daß ein derartiger Gedanke ihnen nicht in den Sinn kam. Nur Anton deutete oft sein Verlangen an, die Klärungen verlassen zu wollen, um in der großen Menschengesellschaft wieder ein Dasein zu finden oder sich zu gründen, wie es sein Herz noch immer wünschte und hoffte. Er konnte nicht für immer mit dem daheimgelassenen Leben abschließen. Tag und Nacht standen ihm die Fluren am schönen Rheinstrome vor Augen, er sehnte sich nach den klaren Wogen des vaterländischen Flusses, nach seinen sonnigen Ufern, nach dem lieben, trauten Dörflein zurück, wo er seine Lieben wußte, die gewiß eben so heiß nach seiner Rückkunft verlangten, wie er danach dürstete. Aber so oft er einen derartigen Wunsch äußerte, hatten seine Freunde tausenderlei Vorstellungen und Einwürfe zu machen; schlug seine Beredsamkeit sie aber mit diesen glänzend aus dem Felde, was seinem klaren Verstande diesen gesuchten Gründen gegenüber nicht schwer werden konnte, dann beschworen sie ihn bei seiner Freundschaft und Liebe, die sie bisher miteinander so selig verbunden, er möge doch wenigstens noch ein Jahr bei ihnen aushalten, damit sie sich erst an den Gedanken der Trennung von ihm gewöhnen könnten und, sein treues Herz konnte alsdann nicht „Nein" sagen. War aber das Jahr zu seinen vorausgeeilten Brüdern gegangen, so fand wiederum dieselbe Scene Statt und so kam es, daß Anton immer und immer wieder blieb, obschon seine Seele ihn gar mächtig zur Heimath hinzog.

Um aber doch in etwas seinem verlangenden Herzen genug zu thun, griff er dann neuerdings zu dem schon so oft gebrauchten Mittel, um sich mit der Heimath in Verkehr zu setzen. Er schrieb an die lieben Seinigen einen ellenlangen Brief, schilderte ihnen all' seine Erlebnisse, all' seine Leiden und Freuden, seine Sehnsucht und seine Hoffnung sie bald wieder zu sehen, fragte nach jedem Einzelnen von ihnen, wie es gehe und stehe zu Hause, was dieser und jener Dörfler anfange und dergleichen mehr

So hatte er schon gleich in den ersten Wochen da er in Amerika weilte, nach Hause geschrieben, so hatte er fast vierteljährlich ein neues Schreiben nach der Heimath gesendet und, doch niemals auch nur den kleinsten Bescheid, die geringste Antwort erhalten. Was sollte Das bedeuten? Er zerbrach sich Tag und Nacht den Kopf darüber und konnte doch nicht mit sich einig werden, was der Grund dieses ewigen Stillschweigens sein möge. Waren seine Briefe nicht angekommen? Damit durfte er sein beunruhigtes Gemüth nicht beschwichtigen, denn einzelne seiner Freunde hatten ebenfalls nach Deutschland geschrieben, hatten sogar dann und wann ihre Briefe mit den seinigen abgeschickt und Antwort erhalten. Warum sollten also diese ihr Ziel erreicht und gerade die seinigen dasselbe verfehlt haben? Und dann, wenn auch wirklich eines seiner Schreiben verloren gegangen, mußten sie denn darum alle dasselbe Unglück haben? Ja, wenn nur ein einziges nach der Heimath gekommen, warum dann keine Antwort? Walteten vielleicht gerade in seiner Gegend noch die Wirren des Kriegszustandes ob und, waren deßhalb seine Briefe in treulose Hände gefallen? Aber Anton hatte doch durch Vogel Nachricht davon erhalten, daß Napoleons Macht ihr Ende erreicht und die Franzosen aus Deutschland weggefegt waren. Worin sollte er also den Grund finden? Vogel selbst hatte sich für Anton nach dessen Heimathsort verwendet und ebenfalls nichts erzielt. Es blieb sonach dem grübelnden Ansiedler kein anderer Gedanke mehr übrig, als der für ihn äußerst traurige und schmerzvolle: „Der Krieg muß entweder die Deinen von Haus und Hof vertrieben oder sie wohl gar, wie so viele tausend Andere dahin gewürgt haben!“ Dieser Gedanke gewann immer mehr an Gewißheit bei ihm, je mehr Schreiben er absandte und doch keine Antwort erhielt. Dieser Gedanke war es aber auch, der sich mit den Bitten der Freunde paarte, wenn dieselben so eindringlich baten, Anton möge sie doch noch nicht verlassen und, so blieb er denn immer wieder noch dieses Jahr, noch das folgende Jahr und noch manches andere bei ihnen, bis allgemach der Jüngling Mann geworden und der Mann schon nach und nach dem Greisenalter entgegen rückte.

Wenn nun aber auch Anton viele, viele Jahre in der Wildniß blieb, wenn er sich auch ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte: Die Deinen sind todt und begraben, du findest in der Heimath wohl noch manche liebe, traute Stelle wieder, aber sie alle werden dir deinen Verlust nur noch schmerzlicher vor die Seele führen! — so kam es darum doch keineswegs dahin, daß er in Amerika wirklich eine zweite Heimath gefunden hatte. Ganz anders war dies bei seinen Freunden. Sie hatten das Leben der Hinterwäldler so lieb gewonnen, daß bei ihnen der Entschluß fest stund, diesem Leben treu zu bleiben, bis der Tod sie in eine andere Heimath abrufen werde. Und eben weil sie also gesonnen waren, thaten sie auch so wie der zu thun pflegt, der sich in einer Gegend einen festen Wohnsitz gründen will. Sie setzten sich mit den benachbarten Farmern in immer größere Verbindung, wählten sich deren Töchter zu Frauen und schufen sich so ihren eigenen Herd in der vollsten Bedeutung des Wortes. So sehr sie unserm Anton ein Gleiches anriethen, so stand darin doch sein Vorsatz zu fest, als daß die Freunde sich der Hoffnung hätten hingeben dürfen, jemals seinen Sinn nach dieser Richtung hin zu ändern. Anton blieb unverheirathet. Nichts desto weniger waren ihm aber die Veränderungen, die ihr allgemeines Hauswesen durch den Hinzutritt der Frauen erlitt, höchst angenehm. Jetzt erst konnte er sagen, daß er im trauten Familienkreise sitze, jetzt erst konnte er wie auch jeder Andere so manche Beschäftigung von der Hand geben, die eigentlich auch nicht zu den Geschäften des Mannes gehören, jetzt genoß er wieder so manche Bequemlichkeiten, die er bisher mit den Uebrigen oft schmerzlich entbehrt hatte.

Besonders aber gefiel er sich unter der Kinderwelt seiner Freunde. Alle nannten ihn mit inniger Zutraulichkeit nur ihren „Onkel Anton“ und waren bei keinem lieber, als bei ihm. Fast immer hatte er in den Mußestunden das eine oder andere Kind, oft auch ihrer zwei zugleich auf seinem Schooße sitzen, freute sich über ihr kindliches Geplapper und plauderte mit ihnen über dies und das, als ob er selbst die Kinderschuhe noch nicht abgetreten hätte. Auch an ihren muntern Spielen nahm

er herzlichen Antheil und fand es gar nicht unter seiner Würde, sich mit ihnen herumzutummeln, ihnen nachzulaufen und sich von ihnen haschen und fangen zu lassen. Was er nur ersinnen konnte, den Kleinen eine Freude zu machen, das that er mit der größten Bereitwilligkeit. Nürnberger Spielwaaren gab es nnn einmal nicht dort im Urwalde; trotzdem mangelte es aber an diesem nothwendigen Handwerkszeug für die Kinderwelt, den Knaben und Mädchen, der Hinterwäldler durchaus nicht; denn Anton wußte ihnen allerlei hübsche Sachen zurecht zu machen. Die einen schnitzte er aus Holz, die anderen wurden aus schlanken, biegsamen Zweigen geflochten, selbst die Felle der Thiere mußten herhalten, wenn es galt, den Buben eine Trommel, den Mädchen eine Puppe anzufertigen. Er war ihr Tausendkünstler und mußte ihnen bei jeder Gelegenheit aus ihren kleinen Nöthen helfen. So zog er spielend die Kinder an sich und unbemerkt führte er dann seine kleine Schaar weiter zu dem, was ihm am meisten in Bezug auf sie am Herzen lag, ihre Bildung. O, der Onkel Anton wußte ja so manche schöne Geschichte zu erzählen, konnte ja so warm und herzlich zu ihnen von Gott und dem göttlichen Kinderfreunde reden, war ihnen ja ein so lieber, gütiger Lehrer. Freilich standen unserm Anton bei seinem Unterrichte nicht gar viele Mittel zu Gebote, er hatte, wie wir wissen, nicht auf Lehrer studirt. Allein er wußte sich zu helfen. Seine beiden Bücher, das alte Gebetbuch und die Geschichte der Heiligen Gottes, Legende genannt, wurde dem Unterrichte zu Grunde gelegt, und wenn auch das Lesenlernen ein mühsames war und außerordentlich langsam von Statten gieng, seine kleinen Schüler lernten's doch auf die Dauer, wie alles andere, was er ihnen beizubringen sich bestrebte, weil sie einen Lehrer hatten, den sie liebten, der ihr Freund und Gespiele war und aus dessen warmem Herzen jedes Wort, jede Lehre ergreifend an ihre Seele schlug. Besonders waren es die Lehren unserer heiligen Religion, die er den kindlichen Gemüthern so recht verständlich machte und ihrem Herzen nahe legte. Fühlte er doch zu sehr an sich selbst, was es heiße, der gütigen Mutter, unserer heiligen Kirche ferne zu leben, als daß er nicht

Alles hätte aufbieten sollen, was in seinen schwachen Kräften stand, um bei den Kindern seiner Freunde theilweise die Stelle des Lehrers, des Seelsorgers zu vertreten, auf ihr sittliches Leben einzuwirken und sie zu gläubigen, frommen Christen heranzubilden. Die Art und Weise, wie er in solchen Stunden an's Herz der lauschenden Kinderwelt redete, war so erhebend, daß selbst die Eltern als andächtige Zuhörer da standen und gleichsam mit den Kleinen von ihrem „Redner“ noch manches Gute und Schöne lernten.

Gar wohl fühlten Antons große und kleine Freunde, was sie an ihm besaßen und reiche, innige Liebe lohnte sein edles Bestreben. Später freilich genossen unsere Hinterwäldler und ihre Familien durch Gottes gnädige Fügungen auch das Glück, daß ein Priester der katholischen Kirche dann und wann ihre Ansiedlung besuchte und ihnen die reichen Gnadenschätze der Kirche erschloß und jeder Tag, wo der geistliche Herr kam, war ein Feier- und Festtag, für die Hinterwäldler. Immer aber blieb Onkel Anton der eigentliche Lehrer und Führer der Kinderwelt und, der Seelsorger selbst hatte ihn feierlich in seinem Amte bestätigt, eine That, die Anton in den Augen der Niederlassung noch bedeutend hätte heben müssen, wenn er nicht schon in ihren Herzen so hoch angeschrieben gestanden.

Auf diese Weise verbrachte Anton seine Tage in Amerika. Nur müssen wir nicht denken, daß er und seine Freunde immer an derselben Stelle gewirthschaftet hätten. Sie erkannten gar bald, daß sie ihr Vermögen noch bedeutend steigern könnten, wenn sie den, bei den ersten Farmern so gebräuchlichen Weg einschlagen, und ihre Farm, die sie zu einem angenehmen, gewinnbringenden Aufenthaltsorte eingerichtet, wieder an neue Ankömmlinge für eine schöne Summe Geldes veräußerten. Das thaten sie mit ihrer ersten Ansiedlung, für die sie ein hübsches Geld erhielten und zogen dann sammt und sonders weiter gegen Westen, um neuerdings der Wildniß durch Fleiß und beharrliches Streben fruchtbaren Boden abzugewinnen; so machten sie es mit der zweiten, so mit der dritten und ihr Kapital stand jetzt auf einer Höhe, daß sie beschlossen, die vierte Ansiedlung solle ihre

letzte sein, in ihr wollten sie bleiben und dort die noch übrigen Tage ihres geschäftigen Lebens verbringen; sie sollte dann später das Erbe ihrer Nachkommen sein. Unterdessen war aber auch von anderer Seite, von andern Farmern tüchtig gewirthschaftet worden, so daß im Jahre 1850 der Gesammtwerth des urbargemachten Landes im Staate Ohio auf 264 Millionen Dollars geschätzt wurde, dazu ist der Viehbestand zu berechnen mit 33 Millionen und der Werth alles steuerpflichtigen Eigenthums beläuft sich auf 431 Millionen. Aus diesen Zahlen sieht man, wie rüstig in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in diesem Distrikte Amerika's geschafft worden. Siebzig Jahre vorher war der ganze Staat zum größeren Theile noch mit Urwald bestanden, der kleinere Theil zeigte dem Blick nur wilde Wiesenflächen, wo Thiere und Pflanzen in ungehinderter Freiheit mächtig gediehen. Freilich hatten auch damals schon einzelne, kühne Wanderer sich den Ohio hinab gewagt oder den Eriesen befahren und an seinen südlichen Ufern im Staate Ohio gelandet, aber bleibende Ansiedlungen gab es damals noch nicht. Erst am 16. April des Jahres 1781 erblickte das erste weiße Kind in diesem Unionsstaate das Licht der Welt. 1788 bewerkstelligten etwa vierzig Menschen, wie bereits erwähnt worden, am Ohio eine Ansiedlung, die sie Marietta nannten und im Jahre 1794 konnte man sich erst mit einiger Sicherheit in diesem Lande niederlassen, weil die hier herumschweifenden Indianer besiegt worden. 1802 erhielten die Eingewanderten eine Verfassung und bildeten einen neuen Staat der Union, der jetzt nächst Pennsylvanien der fruchtbarste und blühendste der vereinigten Staaten ist. Unter seinen Bewohnern zählt man 800,000 Deutsche, die sich hier eines ehrenden Rufes erfreuen. Sie sind fleißig, mäßig, bescheiden und verträglich und gehören durchgängig zu den reichsten und angesehensten Landwirthen. Einen wie großen Werth man in Ohio auf Erziehung und Bildung legt, geht daraus hervor, daß sich das Land vieler Schulen und höherer Lehranstalten erfreut. Kanäle und Eisenbahnen durchziehen das Land und manche blühende Stadt hat sich dort in kurzer Zeit erhoben; zu den schönsten gehört die Hauptstadt des Staates, Co-

lumbus mit 18,000 Einwohnern und seine größte Handelsstadt, Cincinati, von den Amerikanern die Königin des Westens genannt. So hat sich also dies Land zu einer hohen Stufe der Cultur emporgeschwungen durch den Fleiß der Eingewanderten, die meist Deutsche waren. Zu den Besten von ihnen gehörten sicherlich unsere Freunde.

Wir haben ihr Leben, ihr Thun und Lassen so vielfach beobachtet, daß wir bis zum Jahre 1850 nichts weiter nachzutragen brauchen, als daß sie in immer bessern Verhältnissen, in immer angenehmern Zuständen ihre Tage zubrachten, denn das freudige Aufblühen Ohio's verfehlte natürlich nicht, auch ihnen manche Annehmlichkeiten zu bieten. Sie konnten jetzt weit leichter mit dem Osten in Verbindung treten, ihre Erzeugnisse um vieles schneller und besser verwerthen und, zählten mit der Zeit zu den angesehensten und wohlhabensten Einwohnern des Landes.

So sehr sich aber auch ihre Lage erfreulich gestaltet, so viel sich ihr Leben dem anderer Menschen in längst civilisirten Ländern genähert hatte, dennoch hat all' dies nicht vermocht, in Anton's Seele das Andenken an die deutschen Fluren, an den deutschen Rhein zu verwischen. Immer noch sehnte er sich zurück zur lieben Heimath. Er stand jetzt bereits in einem Alter von 56 Jahren und sein Haar begann schon den kommenden Winter seines Lebens anzuzeigen. Sollte er denn nun über kurz oder lang in fremdem Lande das lebensmüde Haupt niederlegen, sollte sein Leib in fremder Erde ruhen, seine Gebeine fern von denen seiner Lieben eingescharrt werden? Sollte Keinem der Seinen der von ihm so sauer errungene Schweiß seiner Arbeit zu Gute kommen? Wenn er auch all' die Seinen längst begraben wähnte, so lebte doch noch immer die Hoffnung in ihm, im Heimathslande die Kindeskinder seiner lieben Eltern zu finden die einen gerechten Anspruch auf sein Erbe hatten. Auch wollte er die irdische Welt nicht verlassen, ohne Europa, ohne Deutschland, ohne sein freundliches Dörfchen wieder gesehen zu haben und das Alles steigerte die Sehnsucht in seinem Busen zu einer solchen Höhe, daß seine Freunde wohl einsahen, Anton könnte

ihnen schwer erkranken, wenn sie noch ferner seinem Verlangen, entgegen strebten. Sie suchten ihn darum auch nicht länger zum fernern Bleiben zu bereden, sondern verabredeten vielmehr mit ihm den Tag, an dem er die so oft in die Zukunft hinausgeschobene Reise in's Vaterland antreten möge. Wie ein Kind, dem man endlich die so lange und so stürmisch geforderte Erfüllung seiner Bitte zusagt, so jauchzte Anton laut auf, umarmte und küßte die Kameraden und war seit jener Stunde wie neugeboren, so daß Alle erst jetzt recht deutlich erkannten, wie sehr sein Herz an der Heimath hieng.

Fühlte Anton von da ab sich überglücklich, so ließen dagegen seine Zöglinge, besonders die jüngsten Kinder seiner Freunde, gar traurig die Köpfe hängen. Ihr Herz sagte ihnen, daß sie an ihm ihren besten Freund, der ihnen fast so lieb wie Vater und Mutter war, ihren gütigen, liebevollen Lehrer, ihren Mitgenossen bei Spiel und Festlichkeit verloren, auch wußten sie sehr gut, daß er aus Europa nicht so leicht, ja aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wieder zurückkehren werde, daß sie, wenn er nun schied, den getreuen Gefährten ihrer frohen Kinderjahre nimmer wiedersehen würden. Zwar schaarten sie sich auch jetzt noch immer um ihn, so oft sie ihn von Geschäften frei sahen, zwar lauschten sie auch jetzt nach seinen lieben Worten, wenn er so kindlich, so herzlich zu ihnen sprach, zwar konnten auch nun noch immer ihre Spiele nicht recht in Gang kommen, wenn er nicht unter ihnen weilte, aber es war doch nicht mehr das traute Beisammensein, wie ehedem. Immer gieng den Kindern der Gedanke an die baldige Trennung von ihrem guten Onkel Anton durch die Seele und wie konnte da ein so herzliches Lachen ertönen, eine so ungetrübte Heiterkeit bei ihnen Platz greifen, wie in frühern Tagen, wo ihr Herz nicht den Verlust des Geliebten zu fürchten hatte? Wäre Antons Vorsatz, Amerika's Boden zu verlassen, nicht gar so fest gewesen, die traurige Miene dieser Kinder, der Druck und die Wehmuth, die auf ihnen lastete, würden ihn bestimmt haben zu bleiben. So aber konnte er nichts weiter thun, als Trost sprechen an ihr bangendes Herz und immer wie-

der die Versicherung zu geben, ihnen recht häufig zu schreiben, Geschenke zu schicken und wenn Gott es so wolle, einstens sie nochmals zu besuchen. Allmählich, wie die Kinder denn sind, gaben sie sich auch mit diesen Erklärungen zufrieden und unserm Anton kam der Gedanke an ein endliches Scheiden nicht mehr gerade so hart vor.

Der Tag vor jenem, der zur Abreise festgesetzt worden, war für die ganze Ansiedluug ein Feiertag. Heute durfte nicht gearbeitet werden. Heute wollten sie noch jede Stunde in herzigem Gespräche, in trautem Beisammensein mit ihrem Anton zubringen. Auch war da noch Manches zu überlegen, zu richten und zu schlichten, was ihre Zeit vollkommen mit in Anspruch nahm. Die Sonntagskleider waren angelegt worden, der Wanderpriester, der ihre Niederlassung ab und zu besuchte, war gebeten worden, ihnen die Ehre zu erzeigen, an diesem Tage zu ihnen zu kommen, und der gute Mann, der wohl wußte, um was es sich handle, der auch selbst, wie wir wissen, große Stücke auf Anton hielt, war dem Ersuchen nachgekommen nnd that sogar noch ein Mehreres. Er brachte für die glückliche Heimkehr des Scheidenden dem lieben Gott das heilige Meßopfer dar, dem natürlich alle mit der größten Andacht beiwohnten und bei dem es Keiner unterließ, für Antons ferneres Wohlergehen den Vater im Himmel, der sich ihnen allen bisher so gnädig erwiesen, heiß und innig anzuflehen. Kannten sie doch alle zu gut den reichen Segen, den Antons Bemühungen in ihre Familien hineingebracht, fühlten sie doch alle zu sehr, welch' ein Glück es für ihre Kinder, ja für sie alle gewesen, daß Anton jetzt nahezu vierzig Jahre unter ihnen geweilt und mit echt christlichem Gemüthe, aus wahrer, inniger Gottesfurcht des guten Samens gar viel ausgestreut hatte, der schon bei Vielen emporgekeimt, freudig geblüht und reichliche Früchte getragen hatte.

Mit dem Priester communizirte auch Anton. Nach dem heiligen Opfer hielt der Geistliche noch eine warme Anrede an seine kleine Herde, wies dabei besonders auf Anton hin, wie er selbst bei dem rauhen Leben eines Hinterwäldlers doch sich ein reines, schuldloses, Gott

wohlgefälliges Herz bewahrt, wie er so recht gezeigt, daß man Gott und der heiligen Religion allüberall treu bleiben könne, und daß seinem kindlich frommen Gemüthe, seinem stillen Wirken die Andern sicher nächst Gott es zu danken hätten, daß ihre Niederlassung nicht nur zu den gesegnetsten, sondern mehr noch zu den bravsten und sittlichsten gehöre. Nachdem der würdige Mann dann noch Alle aufgefordert, dem Vater droben für diese, wie auch für alle andern Gnaden von Herzen zu danken, was auch mit der tiefsten Rührung geschah, schritt er auf Anton zu, der bescheiden da gestanden, den Blick zur Erde gekehrt, das Auge voll Thränen, umarmte ihn liebreich, drückte ihm die Hand und sagte:

„Es wäre fast Sünde gethan, Ihnen Glück auf den Weg zu wünschen, denn wer wie Sie seinem Gott gedient, den schützt und leitet der Vater gewiß durch seine heiligen Engel. Gehen Sie darum, da es nun einmal nicht anders sein soll, getrost zur Heimath zurück! Es kann Ihnen nur wohl ergehen!"

Die Thränen, die bis dahin Anton so gewaltsam zurückgedrängt, rollten nun unaufhaltsam herab und gar schön war es anzusehen, wie seine treuen Freunde, einer um den andern, zu ihm traten, ihn in ihre Arme schlossen und ihm die Thränen wegküßten.

Dann wurde ein Mittagsmahl gehalten, so prächtig, wie es die Küche der Ansiedler nur zu liefern vermochte, ja, die haushälterischen Farmer hatten es sogar über sich vermocht, sich zu der Verschwendung herabzulassen, statt des sonst bei Festlichkeiten gebräuchlichen Whisky einen guten Wein als Nachtrunk hinzustellen, dem auch alle Ehre angethan wurde Als man so sich gestärkt und weidlich unterhalten hatte, gieng man zu dem wichtigen Geschäfte über, Antons Antheil am erworbenen Vermögen festzustellen und ihm sein Eigenthum einzuhändigen. Mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit wurde der Werth der jetzigen Besitzung mit Mobiliar, Gebäulichkeiten und Viehbestand berechnet, ebenso das wirkliche Kapitalvermögen in Betracht gezogen und dann das Ganze nach der Anzahl derjenigen, die sich damals mit Anton zu gemeinsamem Erwerbe verbunden, getheilt. Anton wollte gegen diese Art, seinen Antheil

zu bestimmen, Protest erheben, weil einige unter ihnen beim Beginne ihrer Reise eine bei weitem größere Summe eingelegt, als er; aber seine Freunde ließen seinen Einwand nicht gelten.

„Zu gleichen Theilen soll unser Gewinn vergeben werden und besonders Dir gegenüber dürfte niemals von einer andern Berechnung die Rede sein. Indeß ist das, was wir bis jetzt für Dich festgestellt haben, nur das, was wir Dir von Rechtswegen als unserm Mitarbeiter zuerkennen mußten. Als Freunde betrachten wir die Sachlage aber anders. Du hast für unser Glück, für das Gedeihen unserer kleinen Colonie und besonders für die Wohlfahrt unseres Familienlebens durch Erziehung und Unterricht so viel gethan, daß unser ganzes Vermögen nicht ausreichen würde, Dir würdig zu lohnen. Darum darfst Du es uns aber um so weniger verargen, wenn wir Dir noch besonders als geringen Beweis unserer Liebe und Dankbarkeit diese Summe zu Deinem Antheile hinzufügen!"

Alles Weigern Antons fruchtete nichts; die Gründe, die er anführte, daß er ja nur gethan, was seine Pflicht gewesen, wozu ihn sein Herz getrieben, daß ihn die Freundschaft seiner Kameraden und die Zuneigung und Liebe der Kinder reichlich belohnt, all' diese Gründe schlugen nicht an. Die Summe war und blieb festgesetzt und wurde ihm in Anweisungen, zahlbar in New-York ausgehändigt.

„Aber, sagte darauf Anton, so werdet Ihr's mir doch nicht wehren können, daß ich unserm Freunde Vogel den mich betreffenden Antheil wieder zurück zahle von der Summe, die er uns damals übergeben!"

„Wehren wollen und können wir das nicht, entgegnete Lindler, aber anbringen wirst Du Dein Geld dennoch nicht bei meinem Onkel. Schon oft habe ich ihm unsere ganze Schuld abtragen wollen, aber jedes Mal hat er die's entschieden abgewiesen. Willst du ihm aber eine Freude machen, so gehe an seinem Hause nicht ohne Besuch vorüber, da Du ja doch Deinen Weg über New-York nimmst!"

„Das würde ich ohnedem gethan haben, versetzte Anton und somit war das Geschäft des Theilens been-

digt. Aber bis spät in die Nacht wurde noch geplaudert und gezecht und nur die Erinnerung Antons, daß er morgen mit Tagesanbruch wegziehen wolle, mahnte die Freunde, endlich zur Ruhe zu gehen.

Am folgenden Morgen wurde Abschied, herzlicher, aber gar wehemüthiger Abschied genommen. Kein Auge blieb trocken, kein Mund wollte ungeküßt den Scheidenden von sich lassen und, bis zum Ende ihrer weiten Besitzung gaben die Meisten dem geliebten Freunde das Geleit. Hier trennte sich Anton schleunigst von ihnen allen und gar bald befand er sich wieder in New-York und suchte Vogels Haus auf.

Sechstes Kapitel.

Der Heimath zu.

Zu dem Orte zieht's mich wieder,
Wo ich froh als Kind gelebt,
Wo ich spielend froh gesprungen,
Fröhlich manches Lied gesungen,
Das noch jetzt im Herzen lebt.

Möchte gern dort wieder spielen,
Singen wie in alter Zeit,
Beten auch am Grab der Lieben
Und mit denen, die geblieben,
Leben noch in Freudigkeit.

Sonne, laß mit dir mich eilends
Ueber Berg' und Thale ziehn!
Nehmt mich mit, ihr Abendwinde,
Führt zur Heimath mich geschwinde,
Helft mir aus der Fremde fliehn!

J. Arnold.

Als Anton in Vogels Haus eintrat, fand er diesen, der nun ein Greis von achtzig Jahren war, gemüthlich in einem schwellenden Polstersessel. Nicht sobald gewahrte aber der Eintretende, daß der alte, freundliche Mann Anstrengungen machte, sich zu erheben, so eilte er auch schon auf denselben zu, nöthigte ihn sitzen zu bleiben und bot ihm mit echt deutscher Herzlichkeit die Hand.

„Ich habe Amerika satt, lieber Freund! sagte Anton. Die Pracht des Urwaldes, das üppige Emporblühen unserer Ansiedlung, die erfreuliche Umgestaltung unserer Verhältnisse, ja, selbst die starken Bande unserer Freundschaft vermochten nicht mich länger zu fesseln. Das Herz verlangt zu ungestüm nach der Heimath und

wie Sie mich hier vor sich sehen, bin ich auf dem Wege, diesem Verlangen Rechnung zu tragen! Indeß konnte ich den Welttheil, in dem ich nun seit vierzig Jahren gelebt, in dem ich ein bedeutendes Vermögen erworben, nicht verlassen, ohne von Ihnen, theurer, lieber Freund, Abschied genommen und Ihnen meinen wärmsten Dank gesagt zu haben für all' die aufopfernde Liebe, die Sie mir und meinen Kameraden erzeigt!"

„Schon wieder die alte, so oft vorgebrachte Geschichte, versetzte Vogel. Wenn man doch endlich einmal aufhörte, die kleinen Gefälligkeiten, die ein Mensch dem andern immer erzeigen sollte, so hoch anzuschlagen. Sie sind ja nicht der Rede werth. Darum zu dem andern Punkte. Also, Sie wollen in die Heimath zurück! Wollte Gott, ich könnte mit Ihnen ziehen. Die Sehnsucht nach der Stätte der Kindheit ist auch meinem Herzen noch nicht fremd geworden, obschon ich mich längst geduldig in den Willen des Herrn ergeben habe und nicht mehr hoffen darf, Europa's Boden wieder zu betreten. Es ist doch ein sonderbarer Zug im Menschen, dies Hangen an der Heimath. Der Grönländer und Eskimo, der da bei seiner Thranlampe sitzt und sich von ewigem Schnee und Eis umgeben sieht, der ein Leben führt, welches uns als ein elendes Dasein vorkommt, er seufzt eben so sehr nach seiner kargen, kahlen Heimath, wenn er selbst unter Italien's sonniger Himmelsbläue weilt, wie der Südländer um sein verlorenes Paradies jammert, wenn die rauhen Stürme des Nordens seine Wangen mit eisigem Hauche berühren. Der Mensch mag seine Heimath in den sandigen Steppen der Wüste, oder auf den hohen Alpen mit Gletscherwand und schrecklichen Lawinenstürzen haben, immer zieht's seine Seele gar mächtig zum vaterländischen Boden zurück. Ich habe oft und viel über diesen Zug im menschlichen Gemüthe nachgedacht und mich gefragt, was mag wohl die Ursache gewesen sein, weßhalb der Schöpfer dieses Gefühl ins Menschenherz gelegt hat? Da bin ich denn zu der Ansicht gekommen, daß sich uns auch hierin wieder, wie in Allem, was Gott erschaffen, seine hohe Weisheit und Güte offenbart. Wollte der Mensch nur da weilen, wo die Erde einem Paradiese gleicht, fände er nur Geschmack

und Freude an den Gegenden, die durch ihre Schönheiten und Annehmlichkeiten Sinn und Herz erquicken, so müßten nothwendig gerade diese Stellen so übervölkert werden, daß auf die Dauer die Existenz der Menschen unmöglich würde, oder aber diejenigen, die gezwungen wären, in weniger freundlichen Ländern zu weilen, würden ewig unzufrieden und unglücklich sein. So aber, wie es der liebende Vater droben eingerichtet, fühlt sich jeder glücklich auf seiner Scholle, findet jeder eben da, wo er lebt, Freuden und Naturschönheiten, die ihn zufrieden stellen, an die sein Herz sich hängt und die ihm die Heimath traut und süß erscheinen lassen!"

„Diese Ansicht theile ich ganz mit Ihnen, lieber Vogel, sagte Anton. Weiß ich doch sehr gut, daß es Gegenden gibt, die weit herrlicher sind, als meine Heimath, erkenne ich doch gar wohl, daß ich manche Schönheiten hinter mir gelassen habe, die ich daheim nicht finden werde und doch, doch muß ich zur Heimath zurück, doch will sich mein Herz nicht zufrieden geben, bis es die deutschen Fluren, den deutschen Strom, der mein Dörfchen bespült, wiedersieht!"

Lange noch unterhielten sich die Beiden über Deutschland und die Heimath und, es war dem alten Vogel wirklich ein Hochgenuß, daß er bei dieser Gelegenheit noch einmal so recht schwelgen konnte in der Erinnerung an längst entschwundene Tage. Dann brachte Anton noch einige freudige Stunden im traulichen Familienkreise des Alten zu und gieng darauf in die Stadt, um alles zu seiner Heimkehr anzuordnen, denn er hatte von Vogel vernommen, daß schon morgen in aller Frühe ein Dampfboot die Anker lichte, um nach Europa zu fahren. Gar bald waren seine Angelegenheiten ins Reine gebracht; bis zur Abfahrt war er noch Vogels gern gesehener Gast und dann gieng's am andern Morgen per Dampf nach Hause. Wir müssen aber hier noch eines Zuges im Charakter unseres Antons erwähnen, der ihm alle Ehre macht und der jedem Reisenden zur Nachahmung hingestellt sein möge. Wir kennen bereits zur Genüge unseres Freundes tief religiöses Gemüth, wir wissen auch, wie er gerade das in seinem Leben als Hinterwäldler am meisten beklagte, daß er so

abgeschlossen, so fern von allem Segen seiner lieben Mutter, der heiligen katholischen Kirche war. Um so glücklicher fühlte er sich nun, da er wieder in den Kreis des civilisirten Lebens eingetreten war, wo ihm all' das, was er bisher so schmerzlich entbehrt, wieder zu Theil werden sollte. Sein erster Gang, als er Vogels Haus am Tage seiner Ankunft verließ, war daher auch zur Kirche gerichtet. Hier, im hehren Tempel Gottes lag er in heißer Andacht auf seinen Knieen und flehte inbrünstig zu Gott hinauf, dankte ihm für den gnädigen Schutz, den er ihm bisher hatte angedeihen lassen und bat ihn in innigem Gebete, er möge auch ferner huldvoll auf ihn herniedersehen, ihn schützen und leiten, daß er das Ziel seiner Reise glücklich erreiche. —

Wie damals, als Anton in Begleitung seiner Freunde sich Amerika nahte, so stand er auch jetzt, freilich ohne sie, auf dem Verdecke des Dampfers und schaute mit feuchten Augen nach dem Lande hin, das immer weiter und weiter von ihm floh, um in die bläuliche Ferne hinein zu tauchen. Warum denn waren seine Augen feucht, warum durchzog diese stille Wehmuth sein Herz? O, er gedachte all' der Braven, die er im neuen Welttheile zurückgelassen, er erinnerte sich an die lange Reihe von Jahren, die er unter ihnen verbracht, an all' die Liebe und Güte, die sie ihm erzeigt. Besonders stand die frohe, lebenslustige Kinderschaar vor seinem träumenden Geiste und er glaubte zu sehen, wie sie jetzt so traurig einhergiengen, all' die lieben Kinder, weil sie ihren Freund und Lehrer umsonst suchten.

So stand er da und schaute unverwandten Auges nach dem wegeilenden Lande, bis die letzte kleine Spur desselben in den Wellen untergetaucht war. Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner fühlenden Brust und ein warmes: „Lebet wohl, ihr Lieben! Gott schütze und erhalte euch!" floß von seinen Lippen.

Dann wandte er sein Angesicht und blickte nach der Richtung hin, wo er glaubte, daß Europa liegen müsse. Noch zwar suchten seine Augen dasselbe vergebens, aber sein Geist flog schon dahin und schaute die lieben Gefilde, wo er froh als Kind gelebt, wo er spielend froh gesprungen, wo so manches heitere Lied aus

der reinen Kindesbrust emporgejubelt, wo alles so wonnig und glücklich ihn umgeben. An die Eltern dachte er dann, über deren Schicksale und Erlebnisse er seit vierzig Jahren nichts mehr erfahren, von denen er kaum hoffen durfte, daß sie noch am Leben. Geschwister und Freunde standen vor ihm, o er schaute sie noch alle und wunderte sich nur darüber, wie sie alle noch so frisch und fröhlich einhergiengen, während er doch die Last der Jahre schon fühlte. So träumte Anton sich hinüber ins Vaterland, malte sich das Entzücken seiner Lieben, das verwunderte Aufschauen seiner Freunde und Nachbarn, die Aufregung und Spannung aller Dörfler aus, wenn er nun kam und unter sie trat und sagte: Kennt Ihr mich noch? Entsinnet ihr Euch denn nicht mehr meiner? Wisset Ihr nicht mehr, daß damals, als die Franzosen gar gewaltig rüsteten, der sechszehnjährige Anton des Halfen Krauber aus der Heimath mit einem Male verschwunden war? Nun, dieser Anton bin ich! Ich komme schnurstracks aus Amerika! Und wie ihm dann die Seinen um den Hals fallen, wie es ein Herzen und Küssen ohne Ende geben und des Fragens und Antwortens nimmer genug sein werde. Das Alles durchlebte Anton schon jetzt im Geiste, jetzt wo er noch so weit vom deutschen Boden entfernt, auf den trügerischen Wogen des Meeres dahin fuhr, ungewiß, ob er jemals das Ziel erreichen werde.

Ein Matrose, der gerade an der Stelle, wo Anton stand, etwas zu thun hatte und ihn ersuchte, auf die Seite zu treten, verscheuchte auf einmal alle diese schönen Bilder und erinnerte so den Reisenden daran, daß er noch auf offener See und noch lange nicht im sichern Hafen sich befinde. Das führte ihn wieder zur Wirklichkeit zurück und er trat zur Brüstung hin und betrachtete die unermeßliche Wassermenge, die sich da nach allen Seiten ausbreitete. Als Kind hatte er schon gelernt, auf alles genau zu merken, als Hinterwäldler war er darin noch mehr geübt worden; auch war er jetzt nicht mehr so bekümmert und beunruhigt, wie ehedem, als er zum ersten Male auf dem gewaltigen Ozean schiffte. Darum überließ er sich nun ganz der stillen Betrachtung der Wasser, die da kamen und giengen und

doch nicht Anfang noch Ende zeigten. Nichts entgieng seinem beobachtenden Blicke von all' dem Wunderbaren, von all' dem Großartigen, was das Meer dem Menschen, den es auf seinem Rücken trägt, darbietet.

Und wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, einen Augenblick zu verweilen, um dieses gewaltige Werk des Schöpfers, das Meer in seinem Wesen und Treiben zu betrachten.

Wie der klare, heitere Himmel so lag die ungeheure Wassermasse im reinsten Blau zu den Füßen derer, die sich dem trügerischen Elemente anvertraut hatten. Tief hinab drang der Blick in die nasse Welt und staunte über das bunte schillernde Leben der muntern Wesen, die sich da hin und her nachzujagen schienen und einen Farbenschmuck zeigten, von dem sich das Auge nicht abzuwenden vermochte. Ein linder Lufthauch kräuselte nur sanft die ruhige Oberfläche und das ganze Aussehen des Meeres schien alle die Lügen strafen zu wollen, die es als tückisch und trugvoll verschreien. Der dürstende Mensch, unbekannt mit den Eigenschaften dieses Wassers, würde sicherlich nicht angestanden haben, sich ein Labsal aus dem unerschöpflichen Vorrath, der so lachend, so klar, so lockend vor ihm da lag, zu nehmen; aber wie bald hätte er den Trunk bereut und voller Unmuth dem Meere sein Eigenthum wieder zugeschleudert; denn das Seewasser hat einen salzigen, bitteren, Eckel und Erbrechen erregenden Geschmack, weßhalb die Schiffer auch so vorsichtig sind, sich vor ihrer Abfahrt mit genügendem Süßwasser zu versorgen, damit sie nicht, umgeben von unendlichen Wassermassen, dennoch verdursten müssen im Angesichte des großen Wasservorrathes.

So eben die Oberfläche des Meeres ist, so uneben ist sein Grund. Wie auf dem Festlande so wechseln auch hier Berge mit Hügeln, Thälern und Ebenen ab, die mit einer Unzahl Gewächsen bestanden sind, ungeheure Waldungen bildend, in denen es von tausenderlei Thieren, von Gewürm aller Art wimmelt und wogt. Aber gerade diese Unebenheiten des Meeresgrundes sind es, die den Schiffer so oft in große Noth, sogar in Lebensgefahr bringen. All' die Klippen, all' die Sand-

bänke, an denen schon so manches Schiff zerschellte, auf denen schon so viele gestrandet, sind Gipfel oder Rücken der Meereserhöhungen, gleichwie auch die Inseln sich aus der See erheben, wo der Seefahrende wohl ebenso oft Schutz und Rettung findet in den gefahrvollen Augenblicken.

Aber wenn auch der Gefahren noch so viele wären, wir müßten dennoch dem weisen Schöpfer des Weltall's auch für dieses Werk der Güte und Liebe unsern besten Dank sagen. Würde doch die ganze Erde eine traurige, öde Wüste sein, müßte doch jede Pflanze ersterben, Thiere und Menschen zu Grunde gehen ohne diese unendliche Wohlthat Gottes. Die unermeßliche Oberfläche des Meeres ist einer fortwährenden Verdünstung ausgesetzt; diese Dünste steigen in die Atmosphäre hinauf und kehren als Regen, Schnee und andere Niederschläge zur dürstenden Erde zurück, erquicken die Gewächse, bilden das fließende Wasser auf dem Lande und sorgen so reichlich dafür, daß es nimmer in der Welt an dem so nöthigen, so gänzlich unentbehrlichen Wasser fehlt. Die Ströme tragen dasselbe dann wieder zum Meere und, so dauert dieser Kreislauf nach des Schöpfers weiser Einrichtung ununterbrochen fort. Gleich einem gewaltig großen Menschenherzen liegt das Meer da, sendet sein klares, kühles Blut in alle Theile des großen Weltkörpers, nimmt es aus den Flußadern wieder auf und läßt es neuerdings kreisen, um Alles zu nähren, zu erhalten. Wahrlich, nur der unergründliche Geist des ewigen Vaters konnte den Gedanken denken, in so einfacher und doch so großartiger Weise für all' seine Geschöpfe zu sorgen, sie vor Verfall und Ersterben zu bewahren. Ihm sei Preis und Dank und Anbetung immerdar!

In solche Betrachtungen vertieft, von solch' frommen Gefühlen beseelt, stand auch unser Anton manche Stunde des Tages während seiner Fahrt auf dem Meere still sinnend da und sein ganzes Herz war voll Liebe, voll Lob und Preis. Doch auch noch anderes war geeignet, ihn den allmächtigen Schöpfer erkennen und lobpreisen zu lassen.

An einem sonnigen Morgen hatte er sich wiederum an die Brüstung des Schiffes gelehnt und schaute hinaus

auf die See. Da gewahrte sein Auge ein seltsames Schauspiel, er sah fliegende Fische. Zwar mögen manche meiner geehrten Leser wohl eben so ungläubig bei der Erzählung dieses Wunders drein schauen, wie jene alte Schottländerin, die zu ihrem, von einer langen Reise wiedergekehrten Sohne sagte: „Erzähle mir von Flüssen, in denen Milch fließt und von Zuckerbergen und ich will nicht zweifeln, wenn Du aber sagst, Du hättest Fische fliegen gesehen, so kann ich es nimmermehr glauben!" — nichts desto weniger beruht aber diese Erscheinung auf Wahrheit. So sicher jeder davon überzeugt ist, daß die Vögel fliegen, daß manche von ihnen auf dem Wasser schwimmen und untertauchen, so fest darf er für wahr halten, daß es fliegende Fische gibt, und daß es unserm Freunde Anton vergönnt war, dieses Wunder zu schauen.

Zehn bis fünfzehn Fische hoben sich urplötzlich aus dem Wasser in die Luft und streiften am Bord des Schiffes hin. Diese Fische hatten freilich keine Flügel, deren besitzt überhaupt kein fliegender Fisch; sondern an der Brust dieser Thiere sind die Floßfedern sehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Mit Hülfe dieser Flossen hielten sich die erwähnten Fische eine Zeit lang in der Luft, freilich nicht zu ihrem besondern Vergnügen. Wenn ein solcher Fisch sich außer Wasser begibt und es dem Vogel gleichzuthun sucht, so ist's fast nur die Noth, die ihn dazu zwingt.

Raubthiere sind auf seiner Fährte im Wasser und nöthigen ihn, sich also zu retten. Das war auch der Fall bei jenen fliegenden Fischen, die Anton sah. Ein großer Goldbrassen verfolgte sie. Leider war dies ein Räuber, der ebenso in beiden Elementen, in Wasser und Luft zu Hause war, wie die, denen er nachjagte. Kaum hatten diese sich über dem Wasser gezeigt, als er auch schon mit der Schnelligkeit einer abgefeuerten Kugel emporschoß und einen weiten Satz machte nach den armen Flüchtlingen. Dabei hatte Anton Gelegenheit, die schillernden Farben des Räubers in der Sonne glizern zu sehen. Sein Satz war indeß nicht weit genug gewesen für den Vorsprung, den die Verfolgten vor ihm voraus hatten; er fiel kurz hinter ihnen in's Wasser hinab. Er

Er schlängelte sich einen Augenblick in den kühlen Fluthen und machte dann mit erneuter Kraft einen zweiten Satz, der ihn seinem Ziele schon näher brachte. Indeß waren die Fische aber wiederum aufgeschlagen und so dauerte die Jagd noch eine geraume Weile fort. Das häufige Niedertauchen der Fische, welches sie am schnellen Fortkommen bedeutend hinderte, das gleichwohl bei ihnen wie auch bei ihrem Feinde nothwendig war, da diese Thiere nur so lange fliegen können, als ihre Flossen feucht sind, — trug dazu bei, daß der ihnen weit überlegene Feind ihnen endlich so nahe gekommen, daß er bei jedem Niederstürzen einen von ihnen erhaschte und so die ermüdete Schaar bald gänzlich verzehrt hatte, wenigstens gewahrte Anton keines dieser fliegenden Wasserthiere mehr. Dieses Schauspiel, zu anziehend, als daß Anton nicht bis zum letzten Augenblick, so weit dies ihm möglich war, hätte zusehen sollen, war die Ursache bei ihm zu recht unerquicklichen Folgerungen.

„Ist's nicht gerade so im Menschenleben, sagte er zu sich selbst; sucht nicht auch da Jeder auf Kosten des Andern zu leben; ist's nicht auch da häufig ein Kampf auf Leben und Tod um's tägliche Brod? Und doch liegt noch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Thun dieser Geschöpfe und dem Treiben des Menschen. Diese folgen ihrem Naturtriebe, haben nicht Vernunft, nicht Einsicht, nicht Liebe; jene hingegen, die Menschen, die sich so gerne und viel brüsten mit ihrem herrlichen Geiste, die sich da alle mit echter Bruderliebe umfassen sollten, sie haben keinen Vorwand für ihr Gebahren, wenn's nicht der einer elenden, verkommenen Seele ist: „Ich muß auch leben!"

Solcher Gedanken kamen und giengen viele bei ihm aus und ein und brachten Unmuth in sein Herz; doch gewöhnt, aus Allem für sich Gutes zu ziehen, entschlug er sich derselben bald, machte aber bei sich den festen Vorsatz, wie bisher, so auch in Zukunft nie die Rechte des Bruders, und sollte dieser auch der Schwächere sein, zu kränken, nie um ein Haar breit seine gerechten Ansprüche an's Leben zu verkümmern.

Die Tage, die Anton auf dem Schiffe zubringen mußte, giengen einer um den andern in Ruhe und Frie-

den dahin, freilich viel zu langsam für das heiße Sehnen des Reisenden, aber daran ließ sich nun einmal nichts ändern. Um sich vor der so tödtlichen Langweile zu schützen, die so gerne den überfällt, der einen Tag um den andern immer dieselbe Umgebung gewahrt, nichts wie Himmel und Wasser, wußte Anton eben nichts besseres zu thun, als immer und immer wieder, wie wir das schon oben gesehen haben, hinauszuschauen auf die unendliche See, ob nicht dennoch das Eine oder Andere auftauche, was Leben in dieses ewige Einerlei brächte. Doch der eine Tag hatte dasselbe Gesicht wie der andere und nichts Neues wollte sich dem aufmerksamen Beobachter zeigen. Schon glaubte Anton Alles gesehen zu haben, was das Meer Eigenthümliches aufzuweisen hat, als ihn eine Nacht eines Bessern belehrte.

Anton hatte sich zur Ruhe gelegt, konnte aber für dieses Mal den ersehnten Schlaf nicht finden. War es die drückende Schwüle, die in seinem Schlafgemach herrschte, war es ein krankhafter Zustand seines sonst so kerngesunden Körpers, genug, der Schlaf floh ihn und er, müde des Hin- und Herwälzens auf seinem Lager, erhob sich und trat bald darauf wieder auf's Verdeck. Ein herrlicher Anblick entschädigte ihn hier für die erwünschte Ruhe, die er umsonst gesucht. Der blaue, nächtliche Himmel hieng in seiner ganzen Pracht über dem stillen Wasser, die Miriaden Sterne, die dort oben funkelten und flimmerten, glänzten da unten mit hellem Schein aus dem Meere herauf und das klare Silberlicht des Mondes warf lange, sanfte Streifen über die leise auf und ab tanzenden Wogen, die vom Schiffe aus sich immer mehr verflachten, bis sie in der Ferne mit der Wassermasse zusammenflossen. Freudig staunte Anton diese wonnige Naturschönheit an und gedachte schon nicht mehr an Schlaf und Ruhe. Da gewahrte er in der Ferne am klaren Horizonte ein kleines Wölkchen, das sich zusehends vergrößerte, immer höher am Himmel hinauf sich ausbreitete und die trauten Sterne zu verschlingen schien in feuchter Umarmung. Doch nicht nur er, auch die Seeleute und vor allen der Kapitän schauten hin nach dieser Veränderung, die sich am reinen Himmel zeigte, ja sie schauten mit wahrer Spannung dar-

nach aus und Anton bemerkte zu seiner Verwunderung, wie die abgehärteten Gesichter der Schiffer immer finsterer, wie die Mienen des Kapitäns immer ernster und mißmuthiger wurden. Er wußte sich das nicht zu erklären, trat zu ihnen hin und fragte sie, wie denn diese unschuldig dahinschwebende Wolke sie also beunruhigen könnte.

„Sehen sie diese unschuldige Erscheinung; sie birgt Unheil unter dieser friedlichen Larve. Sie bedeutet Sturm und das einzig Gute, so sie hat, ist das, daß der Schiffer durch ihr Nahen gemahnt wird, sich bereit zu halten, um dem Toben der Elemente nicht unvorbereitet entgegentreten zu müssen!"

So belehrte den Fragenden in kurz abgebrochenen Worten ein alter Seemann.

„Er sieht schwarz, dachte Anton bei sich selbst und kehrte wieder auf seinen Platz zurück. Ein lindes Lüftchen erhob sich, das aber erstaunlich schnell an Stärke und Ungestüm zunahm. Bald war der ganze Himmel umdüstert und es stürmte jetzt ordentlich auf der so eben noch ruhig schlummernden See. Schon wollte Anton, dem das Toben doch zu arg anhub, wieder hinabsteigen, als sein Auge neuerdings gefesselt wurde von einer wunderbaren Erscheinung. So weit sein Blick reichte, schien das ganze Meer in lichten Flammen zu stehen und dem Laufe des Schiffes zog ein langer, heller Streifen nach, wie von Millionen Funken gebildet. Man nennt diese glänzende Erscheinung das Meerleuchten und sagt, daß sie vom Schleime abgestorbener, aufgelöster Thierchen oder von solchen, die noch leben herrühre. Anton hatte über diesem prächtigen Schauspiele fast Sturm und Gefahr vergessen; er schrack deßhalb ängstlich zusammen, als sich eine nervige, feste Hand auf seine Schulter legte, ihn rüttelte und er die in rauhem, erregten Tone gesprochenen Worte hörte: „Neugieriger! es ist jetzt nicht Zeit, jenen Funken nachzuschauen. Meer und Sturm drohen schrecklich zu werden. Gehen sie schleunigst hinab und wollte Gott, sie könnten dort ruhig schlafen und wir auch bald!"

Anton hatte den Mund schon geöffnet, um noch eine Frage zu thun; allein der Mahner war entschwun-

den und auf's Höchste beunruhigt, stieg Anton hinab, warf sich auf die Kniee nieder und rief den Herrn der Elemente um Schonung und Schutz an.

Indeß ras'te der Sturm immer ärger und wurde zum heulenden Orkan, der das Wasser peitschte, daß es sich schäumend bäumte, und gewaltig an die Wände des Schiffes anschlug. Dann prallte es wieder zurück und stürzte hinab in die erregte Fluth. Das Fahrzeug schwankte hin und her, legte sich von einer Seite zur andern und unter gräßlicher Angst klammerten sich die im Schiffsraume Befindlichen an alle nagelfesten Gegenstände, deren sie nur habhaft werden konnten.

Anton, der sich gleich den Uebrigen krampfhaft festhielt, lag noch immer auf seinen Knieen und betete:

„Herr der Welten! Du hast dieses furchtbare Meer erschaffen und ihm seine Grenzen angewiesen, Du hast einst den Winden und dem Meere geboten, als das schwanke Schifflein Deiner Jünger von den Wellen bedeckt ward, Du hast Deine allmächtige Hand ausgestreckt und es herrschte eine große Stille! O, sieh' auch auf unsere Noth. Sage dem Sturme und den empörten Fluthen: Bis hieher und nicht weiter! und die Elemente werden sich hinlegen zu Deinen Füßen, wie ein gehorsames Kind. Du trägst Leben und Tod in Deiner Hand. So errette uns denn und bewahre uns gnädig vor dem wüsten Fluthengrab. Doch, Dein heiliger Wille geschehe! Hast Du es anders über uns beschlossen, sollen wir untergehen bei diesem schrecklichen Kampfe des Orkans und des Meeres, so sei uns allen ein gütiger, erbarmungsvoller Richter!“

Hatte der Ewige das Flehen seines Kindes gehört, hatte er mit barmherzigem Auge das Elend und die Todesgefahr der Geängstigten gesehen? — Der Sturm legte sich und die im Schiffsraume wollten sich der Hoffnung hingeben, sie seien gerettet, als eine gewaltige Woge das Schiff haus hoch emporhob und dann unter donnerndem Getöse mit ihm in die Tiefe stürzte, daß denen drinnen Hören und Sehen vergieng. Dann trug eine neue Welle das Fahrzeug wieder in schwindelnde Höhe und wiederum sank es hinab, daß das Wasser über's Verdeck hinfluthete und sicherlich die Seeleute, die auf demselben

waren, hinabgespült hätte, wenn sie sich nicht an Masten und andern Gegenständen angeklammert. So blieb das Schiff eine geraume Zeit ein Spiel der wüthenden Wogen und als sie endlich zur Ruhe gelangten, und man glaubte, aller Gefahr enthoben zu sein, da bemerkte man mit Schrecken, daß das Schiff zu sinken begann. Es hatte einen Leck bekommen, das Wasser drang ein und fieng an, den untern Schiffsraum zu füllen. Die Noth war jetzt erst recht schaudererregend groß geworden. Alles wurde an die Pumpen beordert und den gemeinsamen Bemühungen gelang es, das Schiff so lange flott zu erhalten, bis der Leck glücklich verstopft war.

Fügung des gnädigen Vaters im Himmel war es, daß dieses Unglück sich erst da ereignete, als man der europäischen Küste nicht mehr gar ferne war, sonst hätte dieser Nothbehelf dennoch zuletzt nicht mehr ausreichen mögen. So aber landete man glücklich an Englands Gestaden und von hier trug ein anderes Schiff unsern Anton bald nach dem Festlande hinüber.

So war also die gefährliche Reise überstanden und Anton, der schon fast die Hoffnung aufgegeben, jemals Europa zu erreichen, befand sich gesichert auf deutschem Boden, im Oldenburger-Lande.

Zwölftes Kapitel.

Onkel Anton in Deutschland.

Da in der Krankheit Fiebergluthen
Auf meinem Bett ich stöhnend lag,
Und ungeduldig, Stund' um Stunde,
Nachzählte jeden Hammerschlag;

Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
Der so viel mehr noch litt, als ich,
Und spürte Trost in dem Gedanken:
Dein Heiland sieht herab auf dich!

J. G. Seidl.

Als Anton das Schiff verlassen, das ihn hinüber nach Oldenburgs Küste gebracht und sein Fuß zum ersten Male wieder deutsche Erde betrat, da fiel er nieder und dankte dem gütigen Lenker der menschlichen Schicksale aus innigster Seele für das hohe Glück, daß er

endlich doch das Land seiner Sehnsucht erreicht. Fast hätte er sich mit dem Angesichte zu Boden geworfen und den Staub geküßt, so mächtig erregt, so überselig fühlte sich sein Herz. Gönnen wir ihm diese reine, edle Freude, die so recht das deutsche Herz bekundet; wer weiß ob es nicht für ihn, der so heiß nach der engern Heimath verlangt, Alles ist, was der Schöpfer ihm gewähren will.

Mit eiligen Schritten, auf den kürzesten Wegen trabte Anton auf die Hauptstadt des Landes zu, denn er wollte doch jetzt auch recht alle Schönheiten und Merkwürdigkeiten, die eben auf seiner Reiseroute zu finden waren, aufsuchen und betrachten. Bald war auch Oldenburg erreicht; er hatte sich auch schon genügend dort umgesehen und wollte eines frühen Morgens wieder aufbrechen, um der Heimath näher zn kommen Doch, als er eben sein Lager verlassen und begonnen, sich anzukleiden, fühlte er sich so unwohl, so angegriffen, daß für jetzt an keine Weiterreise zu denken war. Sein Zustand wurde immer schlimmer und nöthigte ihn, wieder zu Bett zu gehen. Es stellte sich ein starkes Fieber ein, seine Pulse flogen, durch seine Adern zog eine heiße Gluth, sein Kopf brannte und schmerzte ihn so sehr, daß ihm das Sehen schwer wurde. Was er anfänglich für ein kleines Unwohlsein hielt, von dem er hoffte, daß es sich heute noch bessern werde, schlug in eine ernstliche Krankheit um und fesselte ihn Wochen lang ans Krankenlager. Sein Hauswirth war einer von denen, bei dem noch echte, deutsche Biederkeit und Gastfreundschaft zu finden war, der Jedem, auch dem Aermsten beigesprungen wäre in einem solchen Falle. Um so mehr wandte er aber bei unserm leidenden Anton Alles an, da er bemerkt hatte, daß derselbe ein wohlhabender, und was noch mehr in seinen Augen galt, ein braver, christlich frommer Mensch war. Aerztliche Hülfe wurde schleunigst herbeigeschafft und mit bangender Seele stand der sorgsame Wirth an Antons Krankenlager, ängstlich den Ausspruch des Doktors erwartend. Der Arzt erklärte, das Nervenfieber habe Anton befallen und zwar sehr stark. Das war ein hartes Wort für den guten Mann, der sehr wohl wußte, eine wie gefährliche Krankheit dies war und wie so manche Opfer sie schon gefordert. Mit

der größten Bereitwilligkeit that er alles, was der Arzt für gut fand zu verordnen und wahrlich, wenn Antons Mutter ihn zu verpflegen zugegen gewesen wäre, sie hätte nicht mehr für ihn thun können, als dieser Biedermann that. War es im Rathschlusse Gottes beschlossen, daß Anton wieder genesen sollte, so mußte es dieser Pflege gelingen, ihm recht bald die Gesundheit wieder zu geben. Allein die Krankheit nahm von Tag zu Tag an Heftigkeit zu und der Arzt gieng nachdenkend und kopfschüttelnd umher und gab wenig Hoffnung. Wilde Fieberphantasien beunruhigten den Kranken und es hielt in solchen Augenblicken schwer, den Rasenden im Bette zu halten. Waren diese Anfälle vorüber, so trat eine solche Schwäche bei Anton ein, daß man glauben sollte, man habe einen Kranken vor sich, der schon Jahre lang dahinsiechte. Als kräftiger, kerniger Mann hatte der Amerikaner, wie ihn der Wirth nannte, sein Haus betreten und nun! — Nichts war von der frühern, blühenden Gesundheit mehr zu gewahren, die Wangen waren eingefallen und bleich geworden, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und der ganze Körper war abgemagert und abgezehrt.

So giengs Wochen lang fort. Wohl traten dann und wann auch ruhige Stunden ein, wo der Kranke sein volles Bewußtsein wieder hatte; aber auch diese waren nicht trostvoll für den sorgsamen Pfleger. Denn so still und gottergeben dann auch Anton da lag, so geschah es doch, daß er bisweilen in Seufzen und Klagen ausbrach, die vom tiefsten Heimweh und von großem Seelenleiden zeugten.

„Ist es nicht hart, redete er dann den Wirth an, ist es nicht hart, so nahe am Ziele zu sein und dann nicht weiter zu können? In vierzig Jahren habe ich die Heimath nicht gesehen und nun, wo ich mich wie ein Kind darauf freute, wo ich schon glaubte, die heimathliche Luft einzuschlürfen, wo ich mir schon alle Freuden des Wiedersehens so herrlich ausmalte, da faßt mich die tückische Krankheit und hält meinen Körper gebunden, indeß der Geist fort möchte in die Gefilde der Heimath. Dem schrecklichen Tode auf tobenden Meeresfluthen hat mich Gott gnädig entführt und nun soll ich hier, so

nahe dem Dorfe meiner Lieben, elendiglich zu Grunde gehen! Gütiger Gott, wie hart trifft mich Deine Rechte!"

Diese Worte schnitten dem Zuhörer in die Seele. Dann erwachte wieder das bessere Selbst im Kranken und mit wahrer Seelenangst stieß er hastig die Worte hervor: „Himmlischer Vater! Was habe ich gethan? O, rechne es der Schwachheit des Kranken an, wenn er frevelnd Deine weisheitsvollen Wege zu meistern sich unterfieng. Was Du thust, das ist wohlgethan! Handle mit mir nach Deinem heiligen Willen. Zürne nicht dem Fleische, das sich gegen Deine Hand auflehnen möchte. O, es ist die Liebe zum Leben, die Du ja selbst so mächtig in jede Menschenbrust gelegt. Siehe, ich will ja gerne sterben, will auf Heimath und fröhliches Wiedersehen verzichten, wenn Du mich rufst. Verschließe Du selbst die sündigen Lippen, mache mein sehnendes Herz ergeben und gib mir die Kraft, zu dulden und zu leiden, ja, sogar den Tod aus Deiner Hand willig anzunehmen!"

Die hellen Thränen rannen dem Krankenpfleger die Wangen herab, wenn er diesen Kampf des christkatholischen Herzens mit dem schwachen Fleische gewahrte und so recht tief hineinblickte in diese fromme, gottergebene Seele. Wie gerne hätte er noch so schwere Opfer gebracht, um den Kranken zu retten, um diesen Guten noch lange dem Leben zu erhalten. Doch was konnte er dazu thun? Der Arzt hatte alle Mittel, die ihm Wissenschaft und Erfahrung an die Hand gaben, verbraucht und keine Besserung war eingetreten. Er zweifelte am Aufkommen des Kranken und meinte, es sei rathsam, einen Seelenarzt herbeizurufen, da man nicht wissen könne, wie lange der wahrscheinliche Tod auf sich warten lasse. Es wollte dem Hauswirth nicht in den Sinn, dies dem Kranken mitzutheilen und doch fühlte er selbst sehr gut, wie nöthig dieser Schritt sei; auch trieb ihn sein eigenes, gottesfürchtiges Herz dazu, die Weisung des Arztes zu befolgen, aber immer wieder, wenn er sich noch so fest vorgenommen, mit Anton darüber zu reden, verschloß das Mitleiden ihm den Mund. „Wie kann ich, sagte er in solchen Augenblicken zu sich

selbst, wie kann ich ihm für immer den süßen Wahn benehmen, daß er seine Heimath wiedersehen werde?"

Wir merken, daß dieser brave Mann ebenfalls dem weitverbreiteten Glauben huldigte, sobald ein Kranker den Geistlichen nöthig habe, sei sein letztes Stündlein nicht mehr weit. Wie lange wird es noch andauern, bis das katholische Volk diesen irrigen Gedanken fahren läßt! Lehrt uns nicht unsere heilige Religion, daß die Sakramente, wenn auch Sterbesakramente genannt, doch gleichwohl dem Leibe ebenfalls ersprießlich sind, und daß Gott gerade dann um so eher dem Kranken aufhelfen werde, wenn er also vor Allem für die Gesundheit seines bessern Selbst für seine Seele sorgt. Nur darum mögen diese Sakramente so häufig Sterbesakramente werden, weil man mit dem Empfangen derselben meistens so lange zögert, bis der Tod schon wirklich auf der Zunge sitzt. Dann aber auch zählt man gar eifrig alle die Fälle auf, wo gleich oder kurz nach dem Empfange der Tod eingetreten ist; wie viele aber wieder genesen sind, wie manche noch lange, lange Jahre nachher in bester Gesundheit einherwandelten, Das sagt Niemand, das zählt man nicht auf.

Allein, was hilft's? Antons Pfleger hatte nun einmal diese Ansicht von der Sache und glaubte, daß sein Kranker ebenso denken würde; deßhalb würde er wohl diesen köstlichen Trost, diese himmlische Stärkung unserer lieben Mutter dem Kranken noch lange, vielleicht bis zum letzten Augenblicke vorenthalten haben, hätte Anton selbst nicht davon gesprochen und sein Verlangen darnach geäußert. Da aber war auch Niemand flinker bei der Hand, als unser Hauswirth. Sofort wurde ein Geistlicher bestellt, der nicht lange auf sich warten ließ. Mit heiliger Freude empfieng Anton den Stellvertreter Gottes, legte ihm sein ganzes Herz mit all' seinen Schwächen und Fehlern offen und klagte sich namentlich darüber an, daß er, wie er glaube und wie ihm sein Inneres jetzt mehr als je vorhalte, durch seine damalige Flucht aus der Heimath wohl Schuld trage, daß seine Eltern früher in's Grab gegangen seien.

Ein einziger Blick in diese fromme, für ihr Seelenheil so ängstlich besorgte Seele verrieth dem Geistlichen,

daß er es hier mit einem braven, treuen Sohne unserer heiligen Mutter, der christkatholischen Kirche zu thun habe und so suchte er denn auch mit glühenden Worten dem bangenden Herzen Trost und Frieden zuzusprechen. Mit welcher Andacht, mit welcher Inbrunst empfieng dann Anton aus den Händen des Seelsorgers die heiligen Sakramente und wie fühlte er sich erleichtert und gestärkt, wie war er ergeben und bereit, nun falls es der himmlische Vater so beschlossen, gerne sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederzulegen.

Nachdem Anton so mit seinem Gotte gleichsam abgerechnet, seiner Seele ein gutes Bett bereitet, verlangte es ihn noch, auch sein Irdisches in Ordnung zu bringen. Wie wir wissen, hatte er ein bedeutendes Vermögen aus Amerika herübergebracht, das er nicht gern in fremde Hände kommen lassen wollte. Wenn auch seine Eltern ihm schon vorausgegangen waren in die Ewigkeit und er also ihnen ihre Mühen und Sorgen, die sie um ihn getragen, nicht mehr lohnen konnte, wenn er auch auf so viele Briefe, die er aus Amerika nach der Heimath gesandt, keine Antwort bekommen und also denken durfte, seine ganze Familie sei ausgewandert von der Heimath oder ausgestorben, so sagte ihm sein Herz doch immer, es müsse wohl noch der eine oder andere Verwandte von ihm zu finden sein, in dessen Hände er sein sauer und redlich erworbenes Vermögen legen könne.

Der Geistliche und ein herbeigerufener Notar riethen ihm, in öffentlichen Blättern nach seinen Verwandten zu fragen, das sei wohl der sicherste Weg. Allein Anton war vor der Hand dagegen. „Das kann wohl mein letztes Mittel sein; aber jetzt möchte ich es noch nicht anwenden, da es mir leicht mehr Besuche auf den Hals ziehen möchte, als mir lieb und in meinem jetzigen Zustande wünschenswerth sein könnte. Ich will erst nach der Heimath schreiben und den Erfolg abwarten!“ sagte er.

Da er selbst zu schwach war, die Feder zu führen, so mußte der Notar es für ihn thun und wurde das Schreiben so abgefaßt, daß es nur die Nachricht enthielt, Anton, der im Jahre 1811 flüchtig geworden, sei von Amerika zurückgekehrt, liege nun krank, sehr krank in

Oldenburg und wünsche, daß seine noch lebenden Anverwandten ihn besuchen möchten. Von Beerben war mit keiner Silbe Rede darin. Das hatte Anton so gewollt, um das Herz seiner Verwandten zu prüfen, um zu sehen, ob sie so treulich gegen ihn gesinnt seien, daß sie schon auf diese Nachricht zu ihm eilten.

„Daß ich wieder hier bin und nun im fremden Lande krank da liege, muß ihnen genug sein, um sie mit Hintenansetzung aller andern Rücksichten herzuführen, wenn sonst noch wahre, warme Geschwister- oder Verwandtenliebe für mich in ihrem Busen glüht. Wollte ich aber gleich des Geldes erwähnen und sie kämen dann, woher sollte ich wissen, wie es um ihre Zuneigung zu mir stände und ob sie meines Erbes würdig seien oder nicht. Nur dann, wenn sie auf dies Schreiben hin erscheinen, werde ich ermessen können, ob sie meiner Hinterlassenschaft werth sind!" meinte der Kranke.

Da sowohl der Geistliche als auch der Notar die Richtigkeit dieser Ansichten zugeben mußten, so gieng das also abgefaßte Schreiben noch an demselben Tage ab.

Von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag erwartete Anton nun einen Besuch von Haus. Wie freute er sich schon darauf!" Soll ich auch die Heimath nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse nicht wiedersehen, so werde ich doch noch meine Geschwister an's Herz drücken dürfen, mit ihnen über die geliebte Ferne, die mein Fuß nun einmal nicht betreten, mein Auge nicht schauen darf, manch' Wörtlein plaudern und so in Gedanken wenigstens die Fluren wieder mit ihnen durchwandern, wie wir als Kinder so gerne gethan!"

Doch er harrte und hoffte vergebens. Sein Zustand verschlimmerte sich zusehends und doch kam kein treues Herz von dort, um ihm die letzten Augenblicke zu versüßen. Aber auch jetzt, nach so langem Harren und Sehnen wollte er noch nicht auf den frühern Vorschlag seiner Rathgeber eingehen, vielmehr bat er sie, erst noch einen andern Schritt für ihn zu thun, von dem er sicher hoffe, daß er den erwünschten Ausgang herbeiführe.

„Wer weiß, sagte er, ob der Brief angekommen ist? Wer weiß, ob das elterliche Haus, wohin wir den Brief

addressirten; noch von einem Verwandten von mir bewohnt ist? Jedenfalls muß aber das dortige Bürgermeisteramt wissen, wo meine Verwandtschaft weilt und wird sicher ein nochmaliges Schreiben an sie gelangen lassen. Erweiset mir daher den Gefallen, an den Bürgermeister meiner Gegend zu schreiben und ihn in meinem Namen zu bitten, die etwa noch Lebenden von meiner Anwesenheit hier selbst, von meiner Krankheit und davon zu benachrichtigen, daß ich sehr Wichtiges mit ihnen zu besprechen und zu ordnen hätte!"

Auch dieses Schreiben lief ab und neuerdings harrte Anton auf einen Besuch. Ob seine Sehnsucht gestillt wurde, werden wir später hören; für jetzt sei nur so viel gesagt, es war nicht nöthig, eine Aufrufung an die Erben in den öffentlichen Blättern zu erlassen. Das Vermögen fand seine Abnehmer und Anton durfte sogar die Hoffnung hegen, daß es in gute Hände gekommen. Doch greifen wir dem Laufe der Ereignisse nicht vor; beschäftigen wir uns lieber noch zuvor einige Augenblicke mit unserm lieben Kranken; denn gewiß und wahrhaftig, es ist jedem fühlenden Herzen erquickend und wohlthuend, einem solchen Kranken einen Besuch abzustatten.

Treten wir ein ins Krankenzimmer; es umfängt uns zwar eine Luft, wie sie wohl aus einem solchen Raume nimmer ganz zu verbannen ist; allein sie ist nicht dumpfig, nicht schwül, wie man das so häufig findet, weil man meint, jedes Lüftchen müsse sorgfältig vom Kranken entfernt werden; sie ist im Gegentheil frisch und so rein, wie nur möglich. Auch herrscht hier nicht das so bedrückende, traurige Halbdunkel, das gewöhnlich solche Orte durchwebt und auf den Eintretenden den Eindruck macht, als ob man den Leidenden schon allgemach auf die düstere Gruft vorbereiten wollte. Nein, hier ist's anders. Ist auch grellem Lichte der Eingang verwehrt, so dringt doch durch dieselben Fensterscheiben der warme Sonnenstrahl so ungehindert ein, daß das Zimmer ein recht freundliches Aussehen hat. Möchte man doch aller Orten endlich einsehen, daß eine heitere, lichte, luftige Krankenstube ebenso wohlthuend auf den Kranken wirkt, wie umgekehrt das ängstliche Verwahren

gegen jedes Lüftchen, gegen jeden Lichtstreifen demselben schadet, ihn drückt, traurig und muthlos machen kann.

Sehen wir uns nun weiter bei Anton um. Auf bequemem, weichem Lager ruht der Abgemagerte; reines, glänzendes Linnen hüllt ihn ein und fällt von dem Ringe, der über seinem Bette angebracht ist, in zierlichen Falten, Gardinen gleich herab. Vor dem Bette steht der Nachttisch, bestellt mit Medicinflaschen und andern Gefäßen mancherlei Art, aber alles verräth die ordnende Hand des Pflegers. Die übrigen wenigen Möbel des Zimmers sind prunklos, aber gefällig und geben dem Gemache ein freundliches Aussehen; es wird nicht nöthig sein, ihrer einzeln zu erwähnen. Etwas anderes aber ist es mit einem Gegenstande, der an der Wand hängt, wo das Bett steht, ein Gegenstand, den man in manchen Krankenstuben umsonst sucht und der gleichwohl nimmer in denselben fehlen sollte. Ein schlicht und einfaches Christusbild sieht unser Auge, das Kreuz von Ebenholz, der Erlöser von Elfenbein. Eins aber fesselt den Blick an dieses anspruchslose Zeichen: „des Mittlers Antlitz ist so heilig, sein Blick so schmerzvoll und so mild.“ Dieses Angesicht hat der Künstler, der das Bild gefertigt, so wundersam zu bilden gewußt, daß es uns vorkommt, als lebe es, als sähen wir in seinen Zügen all' die Leiden und Qualen ausgedrückt, die der Herr der Welt für unsere Sünden geduldet, als wollten die Lippen uns sagen: Sieh, o Mensch! Das litt Dein Gott für Dich! Willst Du mich durch Deine Sünden nochmals kreuzigen!“

Und an diesem Bilde hängt der Blick unseres Kranken, auf diesem Antlitze ruht sein Auge fast den ganzen Tag. Die magern Hände über der kranken Brust gefaltet, schaut er auf seinen Erlöser, der so viel mehr noch litt, als er und spürte Trost in dem Gedanken: Dein Heiland sieht herab auf Dich! Er sieht Deine Leiden, sieht Deine Reue, er wird jene für diese zum Sühnopfer annehmen und Dir die Himmelsfreuden nicht vorenthalten. Und dann bebten die bläulichen, trocknen Lippen des Kranken, wir sehen, er betet. Sein Auge wird feucht und sein Herz fühlt Trost und Erleichterung. Sein Heiland schenkt ihm Stärkung und Ergebung,

alles, alles zu tragen für ihn, der so viel mehr noch litt, als er.

Ein mildes Lächeln umspielt die Züge des Kranken und zeugt uns von dem süßen Seelenfrieden, der in seinem Busen wohnt, von dem willigen Dulder, der da so gerne die Leiden, die der Vater über ihn verhängt, hinnimmt ohne Murren und Klagen, der so gerne die Hand, die ihm diese Wunden schlug, voll Liebe und Demuth küßt.

Seht, das ist ein Kranker, wie er sein soll, das ist ein Muster für alle Leidenden! Möge Jeder, der da stöhnend und voller Schmerzen sich auf seinem Lager wälzt, diesem Kranken gleich auf den Gekreuzigten hinschauen, dessen unendliche, namenlose Leiden betrachten und dadurch Stärkung suchen, um die Qualen mit willigem, gottvertrauendem Herzen zu erdulden. Dann ist die Krankheit, das Leiden kein Unglück, dann ist's ein wahrer Segen für ihn.

Nun aber müssen wir von unserm Kranken auf einige Augenblicke scheiden und sehen, wie sich in seiner Abwesenheit von der Heimath dort die Sachen gestaltet haben.

Dreizehntes Kapitel.

Im Rheinlande.

Vorüber fliegt Alles in traurige Nacht;
Kein Erdenglück bleibet, so lieblich es lacht!
Wie Rosenpracht schwindet der Könige Zier:
Wie einsame Veilchen vergehen auch wir.

Denn er, der die Schöpfung der Blumen zerstört
Und Wälder zerpflücket und Berge verheert,
Der Throne vernichtet und Scepter zerbricht,
Verschont auch die Hütte des Redlichen nicht.

Doch hat er von Schrecken für Redliche nichts;
Er kommt in der Schöne, der Engel des Lichts,
Und winket uns lächelnd, hinüber zu gehen,
Wo Kronen uns schmücken und Palmen uns weh'n

Johann Christian Wagner.

Wir sind nun schon so lange mit unserm Anton herumgezogen, haben so lange nichts mehr vom Rheinlande, von dem schönen Dörfchen B. gehört, daß es

wohl Noth thut, dem freundlichen Leser noch einmal mit kurzen Worten wieder ins Gedächtniß zu rufen, wie die Lage war, in der wir den Halfen Krauber und seine Familie verließen.

Von den sieben Kindern Kraubers waren Christian und Franz Joseph, der eine bei Jena, der andere bei preußisch Eylau gefallen, Anton im Jahre 1811 der Heimath entflohen und Wilhelm bei Waterloo ebenfalls den Kriegerstod gestorben. So blieben also nur noch die beiden Töchter: Sibilla, die den braven Melchior Türling geheirathet und Katharina nebst dem einzigen Sohne Peter übrig. Auf diesen letzten trugen die beiden Alten nun unwillkürlich, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, all' die Liebe über, die sie für die ihnen Entrissenen gehegt und besonders war es Mutter Anneliese, die ihre ganze Zärtlichkeit nun ihrem Peter zuwendete. Mag auch sonst ihr Leben fleckenlos und edel gewesen sein, diese blinde Liebe, die nie zu entschuldigen ist, war auch bei ihr eine große Schwäche, wenn nicht gar eine schwere Sünde. Daß ihr bekümmertes, trauerndes Mutterherz sich mit inniger Liebe an ihren Peter, an ihren einzigen Sohn anschloß, darf und wird ihr Niemand verargen; aber daß sie dieses Kind verzärtelte und verhätschelte, war und blieb Unrecht und brachte in der Folge viel Unheil zu Wege. Wie bei jedem Kinde der jugendliche Leichtsinn so gerne übersprudelt und Unarten hervorruft, die zwar in ihrem Anfange nicht eben verdammungswürdig sind, ja oft noch wegen der sie begleitenden kindlichen Einfalt gefällig erscheinen, in ihrem Fortgange, in ihren Folgen aber zu schlechten, verderblichen Gewohnheiten werden und den ganzen Charakter verderben können, so zeigten sich auch bei Peter mancherlei Ausbrüche, die auf's Ernsteste gerügt werden mußten, sollten sie nicht später Unheil und Verderben bringen. Aber wenn der rechtlich gesinnte Vater dann mit weiser Strenge einschreiten wollte, so stand die Mutter beschönigend und abwehrend vor dem Knaben nnd Halfen Johann, der den kränklichen Zustand seines Weibes schonen mußte, durfte ihr nicht entgegen sein. So entgieng Peter meist der Strafe, die ihm heilsam gewesen

wäre und das Unkraut des Bösen wucherte in der kindlichen Seele ungestört weiter.

Auch nach einer andern Seite hin verdarb Mutter Anneliese ihren Peter ganz und gar. Hatten früher ihre Kinder mit gesunder, wenn auch einfacher Kost fürlieb nehmen müssen, die ihnen zudem auch nur zur festgesetzten Zeit verabreicht wurde, so wußte hingegen ihre blinde Liebe diesem Knaben nicht genug Süßes und Liebliches zum Naschen zu geben und bot das Haus solches nicht dar, so erhielt er Geld, um es sich andern Orts zu holen. Dadurch machte sie den Knaben naschhaft und begehrungssüchtig, lehrte ihn das Geld leichtsinnig verschleudern und trug Schuld daran, daß er solches immer mehr suchte und sein Herz schon frühe daran hieng. Er wurde habsüchtig, mißgünstig, kurz, ein ganz verdorbener Junge. Freilich griff wohl Krauber, wenn das Ding einmal gar zu sehr ausartete, gar zu stark wurde, mit Nachdruck ein und strafte trotz den Bitten der Mutter; aber was wollte das helfen! Hatte der Vater den Rücken gewandt, dann nahm die Mutter den jammernden Knaben in ihre Arme und tröstete und beschwichtigte ihn durch Geschenke aller Art. Brachte ein solches Verfahren nun einestheils bei dem Knaben den Gedanhervor: Wenn die Mutter dich trotz dessen, was du gethan, noch belohnt, so muß der Fehler so schlimm wohl nicht sein!" — so verbitterte es auch anderes Theils sein Herz gegen den Vater, der das so schwer ahnte, was der Mutter nicht als Fehltritt erschien. Was Wunder also, wenn dieser Augapfel der Mutter mit der Zeit ein schlechter, verdorbener Mensch wurde! Er trieb zuletzt alles, was man nur von einem rohen Buben erwarten kann und griff sogar mit diebischer Hand die Baarschaft des Vaters an, um seinem Hange zum Naschen, später zu andern Leidenschaften, als Rauchen, Spiel und Trunk fröhnen zu können. Zwar mußte er die letztgenannten Gelüste heimlich befriedigen, da er doch noch immer den Vater zu fürchten hatte, aber das machte die Sache nicht besser, sondern stempelte ihn auch noch zum Heuchler und machte seine Besserung geradezu unmöglich.

In all' diesen löblichen Eigenschaften war er schon ziemlich weit gediehen, als Anton's erstes Schreiben von

Amerika aus einlief. So groß die Freude der Eltern und der andern Geschwister über den Inhalt dieses Briefes war, so bitter nagte es ihm im Herzen, daß noch ein Anderer von den Eltern geliebt wurde, daß dieser Anton noch lebte, durch dessen Tod er schon sein Erbtheil heut oder morgen vergrößert zu sehen gehofft hatte. Als nun gar noch ein Antwortschreiben voll Zärtlichkeit und Liebesbetheuerungen an Anton abgefertigt wurde, meinte er vor Neid zu vergehen und wenn er auch sonst eben nicht der Gefälligste war, so kam er doch jetzt eilfertig und diensteifrig herbei und erbot sich, den Brief zur Post zu bringen. Die Eltern glaubten hierin nur ein Zeichen seiner Bruderliebe zu sehen, die so gerne dem in der Fremde Weilenden einen Gefallen erzeigen möchte, und übergaben ihm das Schreiben Er gieng auch wirklich zur Post, aber den Brief zerriß er schon unterwegs in tausend Fetzen, streute sie in den Wind und sagte:

Da hast Du Antwort, Amerikaner! Wenn die Lüfte vermögen, jedes Stückchen Dir zuzuführen und Du dann die Kunst verstehest, aus ihnen wieder ein Ganzes zu bilden, so magst Du meinetwegen am Inhalte Dich nach Herzenslust ergötzen!"

Auf dem Postamte aber spielte er den Heuchler, erzählte, daß er einen Bruder in Amerika habe, dessen Briefe die Eltern immer sehr bekümmerten und besonders die wankende Gesundheit der Mutter untergrüben. Man möge doch derartige Briefe, wenn solche von Amerika noch kommen sollten, immer in seine Hände gelangen lassen, damit er ihren Inhalt den Eltern entweder in schonender Weise beibringen oder gänzlich ihnen vorenthalten könne. Da man hierin nur die kindliche Liebe und Sorgfalt Peters zu erkennen glaubte, so willigte der Postexpedient gerne in dieses Verlangen ein und so kam es, daß alle Briefe Anton's unbeantwortet blieben und die Eltern gar nichts mehr von ihm erfuhren. Wohl schickten diese auch noch einige anfragende Briefe nach Amerika ab, aber da Peter sie immer auf die Post zu besorgen hatte, kam keiner von ihnen auch nur bis zur Post, geschweige denn nach ihrem Bestimmungsorte.

So waren einige Jahre dahingegangen. Anneliese hatte sich zwar seit dem Verluste ihrer Kinder nie wieder einer festen Gesundheit zu erfreuen gehabt, aber sie schleppte sich doch noch mit fort und erlebte es sogar, daß ihr Johann noch vor ihr das Zeitliche segnete. Eine bösartige Krankheit warf den starken Mann darnieder und machte seinem thatenreichen Leben ein Ende. Wollte Gott in seiner unerforschlichen Weisheit durch diesen neuen Schlag die Mutter zur Einsicht bringen, wie sehr sie sich durch die verkehrte Erziehungsweise ihres Sohnes versündige, oder sollte sie nun auch allein die Folgen ihrer Schwäche zu tragen haben, oder aber entrückte der himmlische Vater den treuen Biedermann schon darum der Erde, daß er den Schmerz nicht erlebe, zu sehen, wie gerade sein jüngstes Kind ausarte und dem Verderben entgegen gehe, — genug, Anneliese stand nun allein in der Welt, nur dem zweifelhaften Wohlwollen ihres Peters und der Liebe ihrer beiden Töchter überlassen.

Peter war zwar so weit schon in seinen Jahren vorgerückt, daß er der Ackerwirthschaft genügend vorstehen konnte und that dies auch mit regem Fleiße und gutem Erfolge; allein dazu spornte ihn nicht das Verlangen, das vorhandene Vermögen für sich und seine Geschwister zu erhalten und zu mehren, sondern nur der pure, gehässige Eigennutz, der schon tief in seinem Innern Wurzel gefaßt und später all' seine Handlungen leitete. Sobald der Vater die Augen geschlossen, machte er mit der Mutter und den übrigen Geschwistern den Akkord, die Wirthschaft nur unter der Bedingung fortführen zu wollen, daß Alles, was das vorhandene Vermögen durch seine Arbeit größer werde, ihm gehören müsse. Wollten auch die Geschwister nicht recht darauf eingehen und zog auch in Folge dessen Türling mit seiner Sibilla aus dem Hause, so gaben sie doch endlich den Bitten der Mutter nach, die da bat, doch nicht gleich nach des Vaters Ableben schon Zwiespalt ins Haus zu führen, und giengen auf den Vorschlag ein. Das war der erste Schritt Peters, um sich außer dem elterlichen Erbe Vermögen zu erringen und wurde wahrhaftig nicht von Edelsinn und Wohlwollen gegen seine Geschwister diktirt. Diesem ersten folgten bald noch andere, die sich

nur dadurch von diesem unterschieden, daß sie noch niederträchtiger waren. Er wußte vom Vorhandenen bald dies, bald das abzumarkten und für sich zu beseitigen, indem er falsche Rechnungen vorlegte und die Geschwister belog und betrog. Wohl wurde dies oft etwas auffallend stark, so daß die Benachtheiligten ihn ernst darüber zur Rede stellten und nicht länger eine derartige Verwaltung ihres Erbes zugeben wollten. Allein dann kam wieder die Mutter mit ihrer kummervollen Miene und mahnte zum Frieden und Sibilla und Katharine, die noch die vollste kindliche Liebe und Ehrfurcht für sie hegten, gaben sich willig in den Betrug, um nur der Mutter die letzten Tage nicht zu verbittern. So handthierte denn Peter Jahr aus, Jahr ein und verwaltete das Vermögen derart, daß er nach und nach die Hälfte desselben schon vorab sich zugeeignet hatte. Und doch war es ihm noch immer ein Dorn im Auge, daß er den Rest mit den beiden Andern theilen sollte. Sehr erwünscht kam ihm daher das unglückliche Ereigniß, welches ihn um eine Schwester und einen Schwager ärmer machte.

Die Cholera brach im Dorfe aus und kehrte auch in das Haus Türlings ein. Zuerst war es seine Sibilla, die davon befallen und ihr auch zum Opfer wurde. Melchior Türling, der Tag und Nacht nicht von ihrem Lager wich, legte sich einige Tage nach dem Tode seiner geliebten Frau ebenfalls hin und stand nicht wieder auf. Mutter Anneliese und Schwester Katharina waren stets um die Kranken gewesen, aber Peter konnte durch alles Zureden nicht vermocht werden, sie auch nur minutenlang zu besuchen. Selbst dann als auch Melchior mit dem Tode rang und noch ein letztes Wort mit dem Schwager zu sprechen wünschte, konnte man ihm nichts weiter abgewinnen, als daß er unter der Thüre des Krankenzimmers erschien, um von hier aus zu vernehmen, was ihm der Sterbende noch anzuvertrauen habe.

„Lieber Peter! so sprach Melchior mit gebrochener Stimme unter großer Anstrengung, ich fühle, daß ich meiner voraufgegangenen Sibilla, Deiner Schwester bald nachfolgen werde und ich sterbe auch gerne. Allein mir wird der Tod doch doppelt hart, weil ich ein Kind hin-

terlassen muß in dieser argen Welt, allein, jung und unerfahren. Nimm Du Dich denn meines Johann an, sei Du ihm ein zweiter Vater, sorge für ihn, daß er eine christliche Erziehung erhalte, daß er ein braver, brauchbarer Mensch werde. Dir binde ich das Wohl und Wehe des Knaben auf die Seele. Schwöre mir im Angesichte Gottes, daß Du ihm die Eltern ersetzen, daß Du ihm Freund, Vater und Schützer sein willst! Nur dann kann ich ruhig sterben!"

Und Peter schwur, des Sterbenden Bitte zu erfüllen. Bald darauf war dieser eine Leiche.

Der von Melchior hinterlassene Knabe Johann war von Natur ein schwächlicher, feiner Junge und konnte sich deßhalb, als er zu den Jahren gekommen war, wo er sich einem Berufe widmen sollte, nicht der Ackerwirthschaft zuwenden; indeß hatte er aber so vortreffliche Anlagen und lernte so leicht und gut, daß es sich am Besten für ihn geschickt hätte, zu studiren. Auch hieng des Knaben ganzes Herz daran. Allein das paßte schlecht in Peters Kram, der sich mit der Zeit des Erbtheils von Johann bemächtigen wollte und klug genug war, um einzusehen, daß ihm dieses bei einem Gelehrten schlecht gelingen dürfte. Er bestimmte deßhalb trotz aller Widerreden der Mutter, der Schwester und des Knaben diesen zum Schneiderhandwerke, wobei er voraussetzte, daß die sitzende, die Brust stark angreifende Lebensweise eines Schneiders den Jungen ruiniren müsse, jedenfalls aber an Muth und Thatkraft lähmen werde. So wurde denn Johann, dem Peter seinem Schwure gemäß Freund, Schützer und zweiter Vater sein sollte, ein Schneider und siechte wirklich zusehends in seinen Jünglingsjahren schon dahin.

Als Peter sich durch des Vaters Tod und jetzt neuerdings durch das Absterben seines Schwagers alleiniger Herr wußte, trat sein schlechtes Gemüth erst recht zu Tage, sogar gegen seine Mutter, die ihm doch von jeher alle Liebe und Güte bewiesen hatte. Er wurde grob und mürrisch gegen sie und quälte sie Tag und Nacht mit dem unredlichen Ansinnen, ihm das ganze mütterliche Vermögen zu verschreiben. Daß die alte Frau darauf nicht eingehen wollte noch konnte, war natürlich.

Wenn sie auch den Peter, selbst jetzt noch, wo er diese rauhe Außenseite herauskehrte, am meisten liebte, so sagte ihr doch ihr Gewissen, daß es ein furchtbarer Frevel an den übrigen Mitberechtigten sein würde, wollte sie auf Peters Verlangen eingehen. Sie stellte auch dem unnatürlichen Bruder dies mit beredten Worten vor, allein er wollte nicht einsehen, wie sehr sie Recht hatte.

„Was ist denn dabei verloren? versetzte er. Der Schneider wird ohnedem das Erbtheil, daß ihm von seinem Großvater her zufällt, nicht aufzehren können, da ihm jetzt schon der Tod auf den Lippen sitzt und die Schwester, denk' ich, hat gar keine Ursache, zu dieser Sache scheel zu sehen. Bleibt sie nicht immer bei mir? Hat sie nicht selbst gesagt, sie werde nie heirathen? Zehrt sie also nicht bis an ihr Lebensende mit von dem Meinigen? Und wer hält denn hier Alles im Gange? Wo würden wir jetzt stehen, wenn ich nicht so tapfer und fleißig geschafft und gewühlt hätte? Wäre es wohl noch der Rede werth, dies Vermögen, wenn ich es nicht durch Klugheit und unermüdeten Eifer zusammen gehalten hätte?

Doch die Mutter wollte sich von dem Eigennützigen nicht bereden lassen. Da begann für sie ein qualvolles Leben. Brummend gieng Peter aus und ein, nichts war ihm mehr recht gethan. Bald zankte er mit der Schwester, bald haderte er mit der Mutter. Jeden Abend besuchte er das Wirthshaus und kam meist betrunken nach Hause. Dann aber war er erst recht grob und brutal gegen die Mutter. Stellte diese ihn in solchen Augenblicken mit mütterlicher Liebe über sein schlechtes Betragen zur Rede, so kam es nicht selten zu Auftritten, wo die Schwester ängstlich und abwehrend dazwischen treten mußte, denn der unnatürliche Sohn entblödete sich nicht, seiner greisen Mutter sogar mit Schlägen zu drohen. Freilich mußte die gute Tochter dafür selbst manchen Schlag hinnehmen, allein sie that's mit aufopfernder Kindes- und Geschwisterliebe. Bewahrte sie dadurch doch das graue Haupt der geliebten Mutter vor der rohen Faust des Bruders, und diesen vor der schrecklichen Sünde, sich an seiner Mutter und Ernährerin zu vergreifen, denn der Herr hatte ja gesagt:

Wer seinen Vater oder seine Mutter schlägt,
wer seinem Vater oder seiner Mutter
flucht, soll sterben!

und weiter.

Ein Auge, das seinen Vater verspottet und
den Gehorsam seiner Mutter verachtet,
sollen die Raben an den Bächen aushacken und die jungen Adler es fressen!"

Die unglückliche Mutter mußte sich dann vor der Wuth ihres Sohnes auf ihr einsames Kämmerlein flüchten, warf sich hier vor Gott auf die Kniee hin und klagte ihm unter bittern Thränen ihr Leid. Doch war dies noch der kleinere Schmerz sich also von ihrem Lieblinge behandelt zu sehen. Weit bitterer war für sie der trostlose Gedanke: Du bist es, der das eigene Kind zu solch' gottlosem Treiben gebracht hat. Du hast Dir selbst die Ruthe gebunden und noch dazu Deinen Liebsten ins gewiße Verderben gestürzt!" Und reichlicher floßen ihre Thränen, bittere, brennende Thränen der Zerknirschung und Reue, feuriger betete ihr Herz zu Gott um Gnade für sich und den Sohn.

Doch der Sohn war schon zu tief gesunken in das Verderben der Sünde, als daß er noch wieder hätte aufstehen sollen zu besserem Sein. Er setzte nicht nur sein wüstes Leben fort, sondern vernachlässigte nun auch noch absichtlich seine Arbeiten, so daß wohl voraus zu sehen war, unter solchen Umständen müsse der endliche Ruin des Hauses herbeigeführt werden. Und warum that der Unmensch so? Nur, um seine Mutter, wie er sagte, mürbe zu machen, sie schließlich dazu zu bringen, seinem Verlangen zu willfahren Und er hatte richtig gerechnet. Um den Sohn vor größern Verbrechen und tieferem Versinken in den Strudel des Lasters zu bewahren, und wenigstens den Uebrigen noch das väterliche Erbe zu retten, gab sie endlich nach und verschrieb dem Schlechten das ganze mütterliche Vermögen, jedoch unter der Bedingung, wenn es die Schwester oder der Enkel später bedürften, diesen hülfreich zur Seite zu stehen.

Auch jetzt noch fühlte die bedrängte Mutter, ein wie großes Unrecht sie gethan; allein sie beschwichtigte ihr unruhiges Gewissen dadurch, daß sie sich sagte:

Ich mußte von zwei Uebeln das kleinste wählen. Gott möge es mir verzeihen!

Peter hatte nun seinen Zweck erreicht und wirklich hörte nun auch das liederliche, müssige Leben, das brutale Benehmen gegen Mutter und Schwester auf. Allein die Erstere hatte nicht viel Genuß davon. Die ausgestandenen Qualen und Leiden hätten einen Stärkeren unter die Erde zu bringen vermocht, geschweige eine altersschwache, durch so viele Schicksalsschläge schwer getroffene Frau. Der Tod, dem ihr Gatte so freudig ins Auge geschaut, weil er ihm als ein Engel des Lichtes erschien, der ihn zum liebenden Vater führte, machte sie zittern und beben; nicht als ob ihr Herz noch an dieser Erde gehangen, diese hatte ihr zu viel Leiden und Qualen gebracht; aber ihr Gewissen sagte ihr, daß sie jetzt vor dem strengen Richterstuhle Gottes zu erscheinen habe und die furchtbare Frage hören werde: „Wo sind die Kinder, die ich Dir anvertraut habe? Hast Du sie mir, Deinem und ihrem Gotte erzogen? Wo vor allen ist Dein Peter? Hängt er mit ganzer Seele an seinem Schöpfer? Und hast Du nach Pflicht und Gewissen Deiner Seele ein gutes Bett bereitet, indem Du treu und ehrlich all' Deine Kinder gleich gehalten und ihnen gegeben, was ihnen zukam?"

Diese Gedanken machten ihr den Tod bitter und es bedurfte des ganzen Aufwandes von tröstenden und beruhigenden Worten des Seelsorgers, des heiligsten Versprechens ihres Peters, ein anderer, besserer Mensch zu werden und den Uebrigen ihr volles Erbtheil zukommen zu lassen, ehe sie sich beruhigt und ergeben zum Sterben anschicken konnte. Und sie starb, sie gieng hinüber zum ewigen Richter. Hoffen wir, daß er ihr gnädig gewesen um der Verdienste seines göttlichen Sohnes, um der Tugenden ihres vorangegangenen Gatten willen, hoffen wir, daß er ihrer mütterlichen Liebe zugeschrieben, was sie hienieden gesündigt, und daß sie nun mit ihrem Gatten und den voraufgegangenen Kindern am Throne Gottes stehe und sich seiner Gnade und Barmherzigkeit erfreue. Hoffen wir um so mehr das Glück der Dahingeschiedenen, da der auf Erden zurückgebliebene Sohn uns zu keinen frohen Hoffnungen berechtigt.

Peter hielt den einen letzten Schwur so wenig wie den andern frühern. Zweimal hatte er in die erkaltende Hand eines Sterbenden geschworen und zweimal brach er diesen Schwur. Er wurde kein besserer, wohl aber ein weit schlechterer Mensch. Am schlimmsten erfuhr dies seine Schwester Katharina. Obschon sie ihm mit aller Liebe entgegen kam, obschon sie that, was sie ihm an den Augen absehen konnte, immer hatte sie Vorwürfe, Klagen und alle Arten von Verdrießlichkeiten zu erdulden. Sie mochte es anlegen, wie sie wollte, nichts fand bei ihm Anerkennung. Worin lag das? Nur darin, weil sie ihm mit ihren Ansprüchen an's Vermögen im Wege stand. Er hätte auch sie gerne zu den übrigen in kühle Erde gebettet gesehen, um alleiniger Herr des ganzen Erbes zu sein, denn den Johann, den Schneider, wie er ihn immer verächtlich nannte, obschon er ihn selbst zu diesem Handwerke gebracht, den schlug er gar nicht an; über dessen baldiges Hinscheiden glaubte er sicher sein zu können. Es fehlte nicht an heimlich und offen ausgesprochenen Wünschen, die Schwester möge auch in die Gruft sinken; doch waren seine Wünsche, Gott sei Dank! nicht stark genug dieses bewirken zu können und um zu einem andern Mittel zu greifen, mangelte ihm doch noch Muth und Entschlossenheit. Im Herzen freilich hatte er durch den Willen schon hundertmal die Schwester gemordet; dies aber wirklich auszuführen, davor bebte er doch noch, so schlecht er sonst war, zurück. Er hoffte, sie vor und nach durch Quälen und Hadern so weit zu bringen, daß auch sie ihren andern Geschwistern nachgehe.

Daß es am Ende dahin kommen werde, mußte auch Katharina eingesehen haben, denn trotz ihres Vorsatzes, immer beim Bruder zu bleiben und nie zu heirathen, besann sie sich endlich doch eines Andern, gieng aus dem Hause und reichte bald darauf einem braven Jünglinge vom benachbarten Dorfe ihre Hand. Das hatte Peter nicht erwartet. Er fluchte und tobte und nannte seine Schwester mit den schlechtesten Namen. Auch verschwor er sich, nie seinen neuen Schwager anerkennen zu wollen, viel weniger, jemals mit ihm zu verkehren. Dieser fühlte aber auch nach dem, was ihm Katharina

von Peter erzählt, wenig Lust, ihm auch nur unter die Augen zu kommen und so waren sich dann beide, obschon verwandt, doch gänzlich fremd. Nur noch einmal standen sie einander gegenüber, nämlich beim Richter, als Katharinen's Gatte das Erbtheil verlangte. Herausgeben mußte nun freilich Peter dasselbe, aber was er noch jetzt davon zurückhalten konnte, dafür sorgte er meisterlich durch Lug und Trug. Doch es verlohnt sich der Mühe nicht, auf die Art und Weise seines Betruges weiter einzugehen da wir ihm ohnehin noch bei manchen Schlechtigkeiten zusehen müssen.

Nun stand Peter allein in der Welt da und sah ein, daß es so nicht mit ihm fortgehen könne. Er bedurfte einer Haushälterin und gieng darnach aus, sich ein Weib zu nehmen. Allein aller Orten wurde er abgewiesen, alle ehrlichen Mädchen wichen scheu vor ihm zurück. Welche Eltern hätten auch diesem schlechten Menschen ihr Kind anvertrauen mögen? Wußte man doch allenthalben, wie er es mit Mutter und Geschwistern getrieben, kannte man doch seinen eigennützigen, habsüchtigen Charakter weit und breit! Endlich aber fand er doch, was et suchte, freilich kein braves, sittsames Mädchen, sondern ein solches, von dem man sagte, daß es mit allen Hunden gehetzt sei, ein solches, das wenn nicht noch schlechter, doch wenigstens ebenso schlecht war wie er selbst.

Diese führte er heim und nun trat erst eine recht heillose Wirthschaft ein. War ehedem Vater Krauber dem ganzen Dorfe ein Muster in allem Guten, war er allen Freund und Helfer und eben darum von allen geliebt und geehrt, so wurde im Gegentheil Peter Krauber's Hausführung Allen ein abschreckendes Beispiel, er war allen ein Feind und Schadenbringer und wurde von Jedem gemieden und verachtet. Nur seines Gleichen, ebenso schlecht und verkommen, wie er, hielten noch zu ihm Sonst war er dem ganzen Dorfe ein Gräuel.

„Hätte nicht, so sprachen die Guten im Dorfe, der liebe Gott diesen Bösewicht von der Erde hinwegnehmen sollen, statt die braven, gottesfürchtigen Kinder des guten Kraubers. Er bringt doch nur Unheil und Unglück, Schmach und Schande über uns!"

Doch der Himmel weiß, wen er zu sich nimmt und warum er oft gerade die Schlechtesten am längsten leben läßt. Vielleicht darum, damit diese sich später nicht beschweren können, sie hätten nicht Zeit zur Buße gehabt. Auch ist ja für diese Art Menschen die Erde Alles, was sie genießen können und wahrlich, gewiß ein kleiner, nichtssagender Ersatz für die wonnige Ewigkeit, die sie verscherzen und in den Wind schlagen. Beneiden wir sie darum nicht, und würden sie so alt wie Methusalem, sie haben sich dennoch ein erbärmliches Loos gewählt und sind die Unglücklichsten, die Unseligsten unter Gottes Sonne. Daß aber der himmlische Vater die Guten aus Peters Familie so früh und vor ihm abrief, mag deßhalb geschehen sein, damit sie den entarteten Sohn und Bruder nicht gewahrten, dessen sie sich hätten schämen müssen.

Des Herrn Wege sind wunderbar und weise, aber dunkel dem kurzsichtigen Auge des Menschen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Wirth.

Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruhe!

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld,
„Er ist auf List und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als — Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saus't ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'!

Ludw. Heinr Christoph Hölty.

Manches Jahr war seit dem Letzten, wovon wir dem geneigten Leser berichteten, ins Land gegangen und der Verlauf unserer Erzählung verlangt es, daß wir in ein Haus eintreten, in das zwar ein echter, christlich gesinnter Mensch den Fuß nicht setzen sollte; da es uns aber verliehen ist, Dich, geliebter Leser, dorthin zu führen, ohne daß Du körperlich dabei sein müßtest, so darfst Du es immerhin wagen.

Dieses Haus ist ein Wirthshaus der niedrigsten Classe, um nicht zu sagen, der schlechtesten Art, es ist

eins von denen, die man gemeiniglich mit dem Namen: „Kneipe" belegt. Es liegt in dem freundlichen Dorfe B., in dem wir schon bekannt sind. Seine Außenseite hat es dem Flusse zugekehrt, so daß man aus seinen Fenstern den Strom herauf und herab überschauen kann. Auch geschieht nichts auf der Dorfstraße, die zwischen dem Ufer und dem Dorfe hinläuft, was man hier nicht bequem beobachten könnte. Kurz, wenn Du das Haus betrachtest, so kommt es dir vor, als ob man ihm absichtlich diese etwas schrägelaufende Richtung gegeben hätte, es ist dir, als ob du den Bau eines Fuchses sähest, der hier Tag und Nacht auf der Lauer liegt und sich seine Opfer aussuche. Das Gebäude selbst gehört gerade nicht zu den prächtigsten des Dorfes, doch darf man es eben auch nicht neben die gewöhnlichen stellen. Es hält zwischen beiden die Mitte ein und spricht für einen gewissen Grad von Wohlstand seines Besitzers. Links erblickst du einen großen Hofraum, der wie von Stallungen eingerahmt erscheint. Dahinter liegt ein hübscher Garten.

Treten wir nun in dieses Haus. Nachdem wir einige Schritte im Hausflur hingegangen sind, bemerken wir links eine Glasthüre und sehen das Zimmer gefüllt von Gästen. Das ist das Wirthszimmer. Wir öffnen die Thüre und stehen in dem Gemache, das sich in ansehnlicher Länge dahinzieht. Die Decke desselben hängt ziemlich niedrig und mag wohl mit Schuld daran tragen, daß erstickender Tabaksqualm hier vorherrscht, denn weil es so niedrig, ist die Luft schnell mit diesem Stoffe angefüllt. Die Wände des Zimmers sind mit schmierigen Tapeten bekleidet Lange hölzerne Bänke laufen unter den Fenstern an den Seiten des Zimmers hin und vor ihnen stehen roth angestrichene Tische von gleicher Länge. Aehnliches findet man auch wohl in andern Wirthsstuben. Aber auffallend ist es dem neugierigen Zuschaner, daß er an einer Wand einen ziemlich großen Spiegel erblickt, der doch gar zu sehr vorne herüberhängt, als daß wir nicht sofort denken sollten, er müsse aus besonderer Ursache in diese Lage gebracht worden sein. Dem Spiegel gegenüber sehen wir den Wirth sitzen. Ein schmieriger Schlafrock, dem man seine ur-

sprüngliche Farbe nicht mehr ansieht, hängt lose um seinen Leib, eine schwarzwollene Zipfelmütze sitzt halb schief auf dem dicken runden Kopfe, der uns ein Gesicht zeigt, das wir etwas genauer ansehen müssen. Ein fahles Gelb, fast erdartig bedeckt dasselbe. Lange Falten hängen in demselben fleischig herab. Graue, listige Augen, eine stark gebogene, große Nase, dicke, aufgeworfene Lippen, ein volles, rundes Doppelkinn und ein stehender, hämischer Zug um die Mundwinkel vollenden dieses verschmitzte Gesicht, auf dem eine stete Freundlichkeit gelagert ist, von der man aber nicht recht weiß, ob sie in Spott oder Gutmüthigkeit ihren letzten Grund hat. Die ganze Gestalt des Wirthes ist kräftig und muskulös, behäbig und wohlgenährt und verräth einen angehenden Fünfziger. Er hält einige schmutzige Kartenblätter in der Hand. Ihm gegenüber sitzt ein Handelsmann mit verdrießlicher Miene und gerötheten Wangen. Auf dem Tische hat man mit kräftigen Kreidezügen, die eben kein Zeichnergenie verrathen, die bekannten sieben Striche gemacht und daneben liegen zwei blanke Kronenthaler, die als Preis auf diese Striche gesetzt sind.

Träten wir in Person ein, so würden wir das Spiel dieser Beiden stören, denn der Wirth ist ein galanter Mann und so sehr ihn auch die Karte in Anspruch nehmen mag, er vernachlässigt seine Gäste nicht. Rasch würde er aufspringen, uns mit aller Herzlichkeit, die er so gut seiner Sprache zu geben weiß, einen freundlichen guten Tag bieten, wobei er sein Mützchen abnehmen und uns ganz höflich einen Stuhl anbieten würde, nach unserm Begehren würde er aber nicht fragen, denn diese Zuvorkommenheit nennt er unanständig. Ueberhaupt benimmt er sich, als ob es ihm nicht darum zu thun wäre, daß seine Kunden etwas bei ihm verzehren, sondern als rechne er sich ihren Besuch schon zu hoher Ehre an. Und wie er sich gegen uns benähme, so ist er auch gegen Jeden. Zwar sieht sein kluges Auge sofort schon dem Rock oder Kittel des Eintretenden an, ob er nur ein „Schnäpschen", ein Glas Bier oder eine Flasche Wein begehren wird, aber dennoch behandelt er alle mit derselben erheuchelten Freundlichkeit. Wir würden uns

etwas bestellen und uns niedersetzen, um dem Spiele der Beiden zuzuschauen.

Der Wirth würde sich ebenfalls niederlassen und wir sähen ihn das unterbrochene Spiel wieder aufnehmen. Wir sind schon nach einigen Zügen, die der Wirth macht, versucht zu glauben, daß er ein trefflicher Spieler ist, denn die Kronenthaler gehen regelmäßig in seine Tasche, wobei er nicht unterläßt, jedesmal ein bedauerndes: „Ach, sie haben Unglück heute!“ seinem Gegenüber zuzurufen und zu thun, als ob er nur ungern die blanken Geldstücke einstreiche. Schauen wir indeß etwas genauer zu, so können wir uns über das Unglück des Handelsmannes, der schon viel verloren zu haben scheint, nicht eben wundern. Derselbe sitzt nämlich unter jenem schiefhängenden Spiegel, in den der Wirth häufig verstohlene Blicke wirft. Warum? Nun, er schaut dort die Karte seines Gegners und rechnen wir noch dazu, daß die Spielblätter beschnitten sind, daß bei diesem Spiel regelmäßig der Gewinnende die Karte zu mischen und zu geben hat, was unser Wirth meisterlich versteht, so liegt es offen am Tage, daß der Handelsmann um sein Geld geprellt wird.

So gehts fort, bis der Beutel des Unglücklichen leer ist; allein er hat nun schon so viel verloren, daß er ohne Revanche nicht aufhören will. Die Summe wird verdoppelt, nachdem zuvor der Ochs, den er im Stalle des Wirthes stehen hat, taxirt und als Pfand angenommen worden ist. Allein, wie ist's anders möglich, er verspielt fast immer, und jemehr er verliert, um so mehr spricht er dem geistigen Getränke zu, um so mehr wächst seine Aufregung, um so schlechter spielt er. Zuletzt ist auch der Ochs Eigenthum des schlauen Spitzbuben und der arme Handelsmann, der denselben morgen zum Verkaufe hinabtreiben wollte, ist so abgebrannt, daß er nicht einmal die Zeche bezahlen kann. Nun aber sehet den großmüthigen Wirth, erkennet, daß in ihm noch nicht alles Mitleiden erfroren ist, er sagt in herablassendem Tone: „Ach was, sprecht doch nicht von der Kleinigkeit, Das soll wohl wieder beikommen und über dem seid ihr bis morgen noch mein Gast!“ Dann wendet er sich von seinem Opfer und spricht mit uns: „Wir sollen aber

jetzt wohl ein kostbares Wetterchen haben, nicht wahr? Das ist eine Pracht! Appropo, sie wollen gewiß noch eine kleine Reise machen? Nun, wohin gehts denn, wenn ich fragen darf?"

Und er hat gefragt und nimmt der Gefragte sich nicht sehr in Acht, so ist er in Zeit von wenigen Minuten an ihn verrathen und verkauft. Er weiß sein ganzes Vorhaben und spekulirt während des Plauderns, wie er Nutzen daraus ziehen kann. Dabei ist er meist so unverschämt, über Sachen und Gegenden zu reden, von denen er nicht die blaue Bohne kennt, die er niemals auch nur mit einem Blicke gesehen und, doch weiß er alles ganz genau, denn der Fuchs hat's ihm vorher unbemerkt abgelockt und benützt nun seine Aussage, um ihn damit zu unterhalten. Ist der Gefragte so glücklich gewesen, mit ihm in kein Geschäftchen gerathen zu sein, so verläßt er bald ungeschoren sein Haus und der Wirth begleitet ihn wieder mit der ausgesuchtesten Artigkeit hinaus, gibt ihm vielleicht noch die beste Reiseroute an, bietet ihm jedenfalls eine: „Glückliche Reise, mein Herr!" und der schreitet fort, kann sich aber nicht enthalten, seinem Herzen dadurch Luft zu machen, daß er sagt: „Es ist doch ein durchtriebener, abgefeimter Spitzbube. Wie er nur den armen Mann um sein Geld brachte!".

Was würdest du aber, lieber Leser, sagen, wenn du erführest, daß dieser Schurke ein derartiges Kartenspiel sich zum Geschäfte gemacht hat, daß er später, als man hinter die Spitzbüberei mit dem Spiegel kam, seine angewachsenen Kinder oder schlechte Kerle aus dem Dorfe dazu vermochte, hinter dem Mitspieler zu stehen und ihm, dem Wirth, jedesmal durch Zeichen die Karten zu verrathen, daß auf diese Weise mancher Mann, Pferd und Karre zurücklassen mußte und oft blutarm heimkehrte.

Doch war das nicht die einzige Spitzbüberei. Die Gläser und Gläschen dieses Wirthes, worin er den Trunk verabreichte, waren so beschaffen, daß er aus einer Kanne Branntwein, aus einem Eimer Bier weit mehr zu verzapfen wußte, wie andere. Auch sollen seine Gäste manchmal gemeint haben, man spüre, daß seine Getränke nicht weit weg vom Wasser des Rheines aufbewahrt würden. Doppelte Kreide war bei ihm an der Tagesordnung und

wer mit ihm abrechnen wollte, mußte ihm gewiß auf die Finger sehen, sonst wurde er auf's Ohr gehauen. Auch hatte er neben seinem Gebäude eine Gerüsthütte. Das hätte nun zwar wenig zu sagen, aber in dieser Gerüsthütte stand auch ein Schäffel mit doppeltem Boden, so daß derselbe wohl seine gehörige Höhe, aber nicht die gesetzliche Tiefe hatte. Wie viele Malter dadurch dieser Spitzbube jedes Jahr gewann, das wußte keiner besser, als er. Zudem machte er auch noch kostbare Geschäfte in seinem Spezereiladen, im Dorfe „Winkel" genannt. Maß und Gewicht waren auch hier nicht zu üppig gerathen, dafür war aber auch seine Waare schlecht und theuer. Das Borgen, was einem ehrlichen Geschäftsmanne in der Seele zuwider ist, machte sich bei ihm in der größten Ausdehnung geltend, denn da konnte er betrügen, ohne daß der Betrogene sich beschweren durfte. Und kam ein Unglücklicher so weit, daß seine Schuld bei ihm anwuchs und er sie immer und immer wieder nicht abzutragen vermochte, dann rechnete ihm dieser Schlaue die schrecklichsten Zinsen und machte ihm so das Bezahlen gänzlich unmöglich. Doch der Wirth wußte sich bezahlt zu machen, denn er war so vorsichtig, nur da zu borgen, wo etwas zu holen war. Umsonst zählte er zu seinem liegenden Eigenthume nicht so viele Läppchen Land, ganze und halbe Viertelchen, die hie und da zerstreut lagen. Es war all' Eigenthum von armen Leuten, die er so lange geschunden und betrogen, bis er ihr Stückchen Land hatte. Solcher Streifen Landes wußte er sich freilich auch schon früher manche auf die wohlfeilste Art zu sichern, ehe er noch den Spezereiladen, den Gerüsthandel und die Schenkwirthschaft hatte. Er spekulirte überall umher, wo irgend eine Familie in Noth war und, da war er dann mit seiner bereitwilligen Hülfe nicht aus dem Hause zu schlagen, bis er um einen Spottpreis das kleine Besitzthum der gedrückten Leute erstanden. Dann erst, als er auf diese Weise zu etwas Erklecklichem gekommen, fieng er die betrügerische Wirthschaft, später den Handel an und hatte trotz seiner Schlechtigkeiten, trotz seines spitzbübischen Treibens die Genugthuung, sein Vermögen immer mehr wachsen und zunehmen zu sehen, so daß er bald als einer der Ersten des Dorfes da stand.

Daß er sich als solcher auch zeigte, versteht sich bei seinem schlechten Charakter von selbst. Hochmuth war bei ihm in Hülle und Fülle vorhanden und es war nicht leicht zu entscheiden, ob dieser oder sein Eigennutz den ersten Platz in seinem Herzen einnahm. Wie that es ihm so wohl, wenn die, so er in der Hand hatte, recht tief und ehrfurchtsvoll die Mützen vor ihm zogen, wie lehnte er sich aus seinem Wagen heraus, wenn er Sonntags die Lorgnette ins Bauernauge gekniffen, zur Kirche fuhr, damit nur jeder Kirchgänger ihn sähe und sage: Das war ja der —.

Nun ja, wer war er denn? Er war der, den man im Dorfe „Vater Krauber" nannte, weil er sich wirklich benahm, als ob alle Dorfinsassen zu ihm in einem abhängigen Verhältnisse stünden; es war unser Peter, der auf die eben beschriebene Weise die Plage und die Geißel seines Dorfes, ja, wo es angieng, sogar der Umgegend wurde.

So sehr er sich auch schon als seßhaften Mann betrachten konnte, so war sein Herz darum dennoch nicht zufrieden. Es gab da noch etwas, das er gern sein eigen hätte nennen mögen, das Erbtheil seines Neffen, des Schneiders, der ihm zum Trotz immer noch nicht sterben wollte, der im Gegentheil in der letzten Zeit gegründete Hoffnungen zur Wiedergenesung gab. Peter versuchte auf alle mögliche Weise, ihn um seine Ansprüche zu bringen, allein Johann war ihm zu klug, er konnte sein Ziel nicht erreichen. Da faßte sein tückisches Herz einen andern Plan, der seiner bisher gezeigten Schlechtigkeit die Krone aufsetzen sollte.

Der Wirth hatte auf seinem Hofe einen mächtig großen Hund an der Kette liegen, der von äußerst grimmiger Natur war, so daß sich ihm Niemand nahen durfte, nicht einmal sein eigener Herr; nur die Tochter des Hauses konnte ungestraft wagen, zu ihm zu gehen. Sobald es dunkelte und der Hof geschlossen ward, ließ das Mädchen diese Bestie los, damit sie frei umherlaufe und man konnte sich alsdann ruhig und sicher niederlegen; denn Karo würde Jeden ohne Gnade und Barmherzigkeit zerrissen haben, der sich nur auf dem Hofe gezeigt hätte. Auf diesen Hund und den leicht zu stacheln-

den Ehrgeiz des Schneiders baute Peter seinen teuflischen Plan.

Eines Abends, an welchem der Wirth ein kleines Fest feierte, zu dem er auch seine Verwandten eingeladen hatte, wußte er das Gespräch auf diesen Hund zu leiten und behauptete, es würde kein Mensch, und sei es auch der stärkste, wagen dürfen, bei Nacht sich diesem Thiere zu nähern. Der unfehlbare Tod sei sein Loos.

Schneider Johann, der die nicht zu lobende Eigenschaft an sich hatte, gerne zu widersprechen, und dies namentlich seinem prahlerischen Oheim gegenüber nicht lassen konnte, meinte, es sei doch wohl so schlimm nicht und wenn es eine gehörige Wette gälte, wolle er sich dessen wohl unterfangen, auf den Hund los zu gehen. Peter sah mit geheimer Freude schon seinen Plan reifen, wollte aber die Sache gehörig anziehen und erwiderte: „Mein Hund würde ein halbes Dutzend Menschen von Deiner Profession und Stärke zusammenreißen. Indeß ist es auch nicht zu befürchten, daß einer Deiner Handwerksgenossen ihm jemals nahe kommt. Man ist zu sehr von eurer echten Courage, die im Augenblicke der Gefahr kreidebleich davon läuft, überzeugt. Wenn sich aber wirklich ein Tollkühner fände, ich würde die Wette mit ihm eingehen, die Summe Deines Erbtheils zu verdoppeln, falls er meinem Hunde Meister würde, so sicher bin ich seiner Stärke!“

Johann etwas stark aufgeregt durch den reichlich hinuntergeschütteten Wein, den Peter absichtlich in Menge vorsetzen ließ, und zugleich gestachelt durch die Verachtung, mit der sein Oheim über die Schneider sich geäußert, entgegnete mit vor Zorn glühenden Augen: „Topp, es gilt, ich nehme die Wette an, falls Sie mir dieselbe schriftlich geben. Werde ich des Hundes nicht Herr, so soll mein Antheil, den ich von Euch zu fordern habe, an Euch verfallen sein!“

Wie gerne hätte Peter schon jetzt Ja und Amen dazu gesagt, denn er hatte ja den Schneider so weit, wie er ihn wünschte, jedoch wollte er allen Schein vermeiden, als ob er diese Wette forcire; deßhalb sagte er:

„Gott soll mich bewahren, lieber Johann, mit Dir einen solchen Handel zu machen. Ich werde Dich doch

nicht direkt in die Klauen meines Karo überliefern wollen!"

„Seht nun den Prahler!" versetzte Johann. „Will man ihn beim Worte nehmen, so entschlüpft er. Das ist so seine Manier, und darum behaupte ich, der Hund ist keine Bohne werth, wenn mein Oheim nicht bei seinem Worte bleibt, ja, ich erkläre ihn selbst für einen großsprecherischen Lügner!"

„Flötest Du aus dem Loche?" sagte Peter. „Feder und Dinte her, der Vertrag soll gemacht werden, denn Du willst es nicht anders!"

Die schreckliche Wette kam zu Stande. Der folgende Abend wird zur Vollführung des Wagestücks festgesetzt.

So gieng man auseinander. Die Gäste aber giengen am andern Morgen zu Johann und suchten ihn zu bereden, den tollen Streich nicht mitzumachen. Er war unerschütterlich. Da beschlossen sie, dem Bürgermeister die Sache mitzutheilen, damit polizeilich eingeschritten würde. Doch einer von ihnen, ein Vetter Johann's, der Sohn jener Katharina, wehrte dies ab und sagte, er würde schon dafür Sorge tragen, daß der Spaß nicht zu weit gienge, und da man diesen Jüngling als einen vernünftigen braven Menschen kannte, so blieb es dabei.

Der verhängnißvolle Abend kam. Onkel Peter hatte die schriftliche Wette dem ebengenannten Vetter eingehändigt, der Hund war losgelassen worden und Johann nahte sich mit muthigem Herzen dem Thore. Peter stand an einem offenen Fenster, das auf den Hof hinaus gieng und freute sich schon in seinem Herzen auf den sichern Untergang des Schneiders, wenigstens auf dessen Erbtheil. An einem andern Fenster weilte der junge Mann, der das verhängnißvolle Schreiben in seiner Tasche hielt und sah ebenso gespannt, aber mit ganz andern Gefühlen dem Ausgange des Kampfes entgegen. Auf der Brüstung dieses Fensters aber blinkte etwas wie blanker Stahl.

Jetzt öffnet Johann das Thor und Peter jauchzt in seinem schmutzigen Innern laut auf, als er seinen Karo mit einem mächtigen Satze und geöffneter Schnautze dem Schneider entgegenspringen sieht. Dieser aber springt

seinerseits ebenfalls hinzu, erfaßt mit glücklichem Griff die beiden Kinnladen der Bestie und reißt sie mit gewaltigem Ruck auseinander, so daß das Thier blutend und röchelnd hinstürzt und sich schmerzvoll am Boden hinwälzt. Ein Triumphgeschrei erschallt aus dem Munde des Vetters und Johann zeigt lachend dem bleichgewordenen Peter seine blutigen Hände. Dieser aber tritt fluchend vom Fenster zurück.

Drinnen in der Wirthsstube saßen die Gäste, voll Angst des Ausganges harrend, beisammen. Fast zu gleicher Zeit traten Peter, Johann und sein Vetter ein, und als man den Schneider unverletzt sah, erfüllte ein gewaltiger Jubel das Haus, denn alle wollten dem braven Schneider wohl, wogegen Peter ihnen verhaßt war. Von allen Seiten wurde Johann gedrängt, zu erzählen, wie er die kühne That bestanden, und als er dies gethan, schüttelte man das Haupt und meinte, es sei doch hin wie her ein toller Streich gewesen und hätte gar zu leicht anders ausfallen können.

Da aber trat der Vetter, Gottlieb geheißen, hervor, zeigte eine geladene Flinte und sagte: „Gar schlimm sollte es in keinem Falle werden; würde ich sonst wohl meinen Vetter das Wagestück haben unternehmen lassen? Ihr alle kennt doch wohl meinen sichern Schuß. Hätte sich nur die geringste Gefahr gezeigt, so würde ich bald dem Hunde eine Kugel zugesandt haben. So aber ist's freilich noch besser. Und gut ist es gewiß, daß das Unthier endlich unschädlich gemacht worden ist!"

„Aha", sagte jetzt Peter, der schon die Hoffnung für sich aufleuchten sah, noch einmal im Besitze des Geldes zu bleiben, „Ihr habt falsches Spiel mit mir getrieben. Dann bin ich nicht mehr an mein Wort gebunden und mag Johann sich für seine Mühe den Hund nehmen, der ohnedem jetzt keinen Werth mehr hat!"

Da aber sprangen Alle voller Entrüstung auf und sagten, es habe einen ehrlichen Kampf gegolten und Johann sein Wort gelöst. Die Wette sei gewonnen und das Geld müsse ausgezahlt werden, oder sie würden sämmtlich eine Klage einreichen gegen ihn, wo es dann wahrscheinlich noch etwas Anderes für ihn absetzen würde.

Das war nachdrucksam gesprochen. Peter sah sich überführt und mußte wohl oder übel mit dem Gelde herausrücken, jedoch that er in seinem Innern den Schwur, es dem Schneider und dem Vetter einzutränken, daß er also hatte unterliegen müssen.

Indessen können wir schon jetzt den Leser darüber beruhigen. Nie ist es dem Schlechten gelungen, den Beiden etwas in den Weg zu legen, obschon er dieß vielfach versuchte. Gottlieb war ihm überlegen. Gottlieb war ein ganz lieber, braver Mensch. Er hatte von seinen Eltern eine vernünftige, Gott wohlgefällige Erziehung genossen und diese ließen ihn auch, da er bedeutende Anlagen verrieth, nach der Schulzeit weiter studiren. Später widmete er sich der Philologie und war nun so weit, daß er Anwartschaft auf eine Stelle hatte, die ihm auch bei seiner allseitigen Bildung, bei seinem ehrlichen, offenen Charakter und den belobenden Zeugnissen seiner Professoren bald werden mußte.

Johann aber war so klug, nach jener That das Dorf zu verlassen und sich anderwärts ein Unterkommen zu suchen, das er auch bei einem tüchtigen Meister fand.

So standen die Sachen im Rheinlande, als Onkel Anton wieder deutschen Boden betrat. Warum all' seine Briefe von Amerika aus unbeantwortet geblieben, haben wir bereits gesehen. Was aber die Ursache war, daß auch sein letztes Schreiben keinen Erfolg hatte, werden wir in Folgendem sehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die beiden Reisen.

Die Sonne lacht vom Himmelszelt
Auf alle Menschenkinder,
Ihr reines Licht auf Jeden fällt,
Auf Gute und auf Sünder.

Sie leuchtet auch dem Bösewicht
Auf seinen krummen Wegen,
Doch freut ihn nicht ihr himmlisch Licht,
Nicht all' der Schöpfung Segen.

Sein Herz ist kalt für ihre Pracht,
Ihn kann da nichts ergötzen,
Er sieht sie nicht, denn einzig jagt
Er nur nach flücht'gen Schätzen.

Das erste Schreiben Antons, das er von Oldenburg aus nach der Heimath sandte, war adressirt an Johann Krauber und wurde, da dieser todt war, vom Briefboten dem Peter überbracht. Als der seinen Inhalt gelesen, der bekanntlich nichts weiter enthielt, als die Anzeige der Ankunft und Erkrankung, zerriß er dasselbe, warf die Fetzen ins Feuer und brummte: „Das Porto hätte mir der liebe Bruder sparen können. Ob der meint, ich würde für ihn nun rasch nach Oldenburg reisen, um die Kosten seiner Cur zu bestreiten, um mich mit einem kranken Kerle nach Hause zu schleppen und ihn dann hier noch, Gott weiß wie lange, auf dem Halse sitzen zu haben! Nein, Bruder Anton, da wird nichts d'raus. Hast du dich seit vierzig Jahren allein in der Welt herumgetrieben, bist du bis jetzt ein Fremdling gewesen, so magst du es auch fernerhin sein. Das käme mir eben recht. Nicht genug, daß ich der Katharina und dem verfluchten Schneider ihr Erbtheil herausgeben mußte. Nun kommt noch ein dritter Blutsauger gar von Amerika herüber, um seine Ansprüche zu erheben. Das fehlte mir noch. Konntest ja in Amerika unter deinen lieben Freunden bleiben. Wer hat dich herbeigerufen? Dort hättest du Pflege und Wartung gefunden. Ich aber werde mich hüten, auch nur einen Schritt deinetwegen zu gehen. Schlimm genug, wenn du überhaupt jemals wiedergenesen solltest."

So kalkulirte das liebende Bruderherz. Jeder Andere würde sich innigst gefreut haben, einen so lange verloren geglaubten Bruder wieder an seine Brust drücken zu dürfen, jeder Andere würde sofort die Reise unter-

nommen und den Bruder nach Kräften gehegt und gepflegt haben. Aber nicht so dieser Peter. War ja doch bei dieser ganzen Geschichte kein rother Heller zu verdienen, wohl aber viel einzubüßen. Man sollte nun meinen, wenn er nicht gewillt war, den Kranken zu besuchen, dann hätte er wenigstens die andern Familienmitglieder von Anton's Schreiben in Kenntniß setzen können, damit diese sich des Verlassenen angenommen. Dafür aber war er zu klug. Er scheute nicht bloß jede Auslage, um den Bruder zu besuchen; er fürchtete weit mehr noch, demselben in Bezug auf's elterliche Vermögen gerecht werden zu müssen und, deßhalb hielt er es für gerathener, Niemandem etwas von diesem Schreiben zu sagen, sondern es den Flammen zu opfern.

Als aber jenes zweite Schreiben einlief, welches ihm durch den Bürgermeister mitgetheilt wurde, bekam er plötzlich eine andere Meinung von der Sache. Was sollte der Kranke Wichtiges mitzutheilen, was mit seiner Familie zu ordnen haben? Von den Vermögens-Verhältnissen der Eltern konnte Anton doch nicht wohl etwas wissen. Da konnte also nichts zu ordnen sein. Sollte der Bruder vielleicht selbst Vermögen erworben haben, für das er jetzt den rechtmäßigen Erben sucht? Wie ein Blitz fuhr ihm dieser Gedanke durch den Kopf und gleichzeitig entstand in seinem Innern die Angst, daß diese Nachricht auch zu Ohren der andern Familienglieder kommen könne. Er sagte daher dem Bürgermeister seinen besten Dank und bat ihn, die Sache geheim zu halten, damit die Leute nicht ein großes Gerede davon machen möchten, man wisse ja noch gar nicht, was eigentlich daran sei; den übrigen Erbberechtigten wolle er schon die Nachricht bringen. Der Bürgermeister, der keine Ursache hatte, diese Gründe zu bezweifeln, versprach Stillschweigen und Peter eilte sofort nach Hause, um zu überlegen, was nun wohl am besten zu thun sei.

„Vor Allem wirst du hinreisen müssen, um zu erfahren, was es da Wichtiges zu ordnen gibt. Aber es wird ebenso nöthig sein, daß du auf deiner Hut bist. Indeß thut Eile Noth, damit der Testator nicht am Ende stirbt, ehe zu deinen Gunsten das Rechte geschehen ist."

Indem er also seiner Familie sagte, er wolle eine kleine Geschäftsreise machen, hoffe aber recht bald zurück zu kehren, nahm er schon denselben Tag den Weg unter die Füße und steuerte seinem Ziele entgegen. All' die herrlichen Gegenden, die er durchwanderte, all' die Schönheiten der Natur giengen an seinem empfindungslosen Herzen spurlos vorüber. Es hatte dafür keinen Sinn, es hieng nur an Geld und Gut, und wo das nicht ins Spiel kam, blieb es kalt und gefühllos. Ein solches Wandern ist aber ein armes und hätte für Peter ein höchst langweiliges sein müssen, wenn sein Geist nicht fortwährend damit beschäftigt gewesen wäre, Pläne zu schmieden, um das etwaige Vermögen des Bruders einzig und allein sich zu sichern. So kam er in Oldenburg an, trat in das ihm von Anton bezeichnete Haus und wußte den gesprächigen, freundlichen Wirth auf langen Umwegen geschickt auf seinen Kranken zu bringen. Es vergieng nicht eine halbe Stunde, so hatte er demselben schon glücklich entlockt, daß Anton in einem sehr schlimmen Zustande darniederliege, auch schon alle Hoffnung aufgegeben habe, jemals wieder zu genesen, daß er, als ein tiefreligiöser Mann, sich schon längst mit seinem Gotte ausgesöhnt und nun gern sterben würde, wenn er nur zuvor seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung gebracht hätte. Er besitze ein bedeutendes Vermögen und habe schon den zweiten Brief nach der Heimath geschickt, um seine Erben von seiner Ankunft auf deutschem Boden zu benachrichtigen, aber unbegreiflicher Weise habe sich bis jetzt noch Keiner von ihnen gezeigt, so daß der Kranke schon geneigt sei, die letzten Schritte zu thun und einen Aufruf in den öffentlichen Blättern zu erlassen.

Da erkannte Peter, daß es die höchste Zeit gewesen, daß die Reise gemacht wurde, und mit innigem Vergnügen sah er ein, wie erfolgreich und gewinnbringend dieselbe sein werde. Nachdem er noch manches Einzelne über Antons Charakter und Lebensansichten dem Wirth in seiner schlauen Weise entlockt hatte, theilte er seinerseits diesem mit, daß er der einzige Bruder des Kranken sei und daß er gewiß auf das erste Schreiben schon gekommen sein würde, hätte ihn nicht selbst eine Krankheit,

die nun glücklich überstanden sei, ans Bett gefesselt, er möge nun aber auch keinen Augenblick zaudern, ihn anzumelden, denn es verlange ihn gar sehr, den theuren Bruder an's Herz zu drücken.

Der brave Mann, der das Wort „theuren" in einem ganz andern Sinn auffaßte, wie Peter, freute sich innig, dem Kranken endlich diese frohe Nachricht bringen zu können und gar bald kam er wieder zurück, um Peter zum Krankenlager seines Bruders zu führen.

Schon auf der Treppe suchte Peter sich gewaltsam in eine Rührung hinein zu arbeiten, die ihm natürlich ganz fremd war, ihm aber nothwendig schien zur Erreichung seines Zweckes; er brachte es auch wirklich zu Wege, sich ein paar Thränen auszupressen und so trat er ins Zimmer, wo der Leidende voll Sehnsucht den kommenden Bruder erwartete.

Kaum gewahrte Peter den Kranken, so stürzte er auf ihn zu, umhalste und küßte ihn und sprach mit schluchzender Stimme: „Armer Bruder, müssen wir uns so wiedersehen! Wärest Du doch nie von unserer Seite gewichen, wärest Du doch lieber arm und in Lumpen, aber kräftig und gesund heimgekehrt, als daß ich Dich nun so antreffen muß. Wie gerne hätte ich Hab' und Gut mit Dir getheilt, um nur das Glück genießen zu können, mit Dir noch manches Jahr in brüderlicher Liebe zu verleben. Doch was hilft uns alles Jammern! Der Herr droben hat's nun einmal nicht gewollt; seinem heiligen Willen müssen wir uns in Demuth unterwerfen."

Hier wischte er sich eine Thräne, die er mit saurem Schweiß glücklich herausgepreßt hatte, recht auffallend und geräuschvoll ab.

Anton, der in den Zügen des Besuchers sofort den Bruder erkannt, obschon die lange Reihe von Jahren vieles darin verändert hatte, suchte den Trauernden zu trösten, und nachdem Beide etwas ruhiger geworden, was bei Peter freilich nicht sehr schwer hielt, begann Anton sich nach seiner Familie, vor Allem nach seinen Eltern zu erkundigen.

„Alles todt und begraben, lieber Anton!" versetzte Peter mit erheuchelter Wehmuth. „Der unglückliche

Krieg hatte, wie Du weißt, schon zwei Opfer aus unserer Familie gefordert, ehe Du weggiengest. Und gut mag es gewesen sein, daß Du zur rechten Zeit flüchtig wurdest, denn auch Wilhelm fiel als tapferer Krieger. Das aber war des Leidens zu viel für unsere lieben Eltern. Wenige Jahre nachher sanken auch sie ins Grab und ich hatte alle Mühe, unsere sehr zerrüttete Wirthschaft so weit auf den Beinen zu halten, daß ich mit den beiden Schwestern als ehrlicher Mann am Leben blieb. Doch sollte auch das nicht lange so bleiben. Es schien, als habe der Himmel beschlossen, der Tod solle aus unserem Hause nicht weichen. Die Cholera riß auch die beiden Schwestern von meiner Seite. Wie gerne wäre ich damals mitgestorben! Stand ich doch nun allein und vereinsamt in der Welt da. Allein mich hat der Unerbittliche verschont, wahrscheinlich um mir für all' den Schmerz mit dem Glücke zu entgelten, das ich heute empfinde, da ich Dich, den längst verloren Geglaubten, wiedergefunden. Freilich ist auch diese Freude getrübt, da ich Dich leidend darnieder liegen sehe; doch auch so sei dem Himmel dafür Dank gesagt. Aber, lieber Anton, warum hast Du denn in den vierzig Jahren, die Du der Heimath ferne warest, so gar Nichts von Dir hören lassen? Du weißt nicht, wie sehr sich die armen Eltern um Dich abgehärmt und geängstigt haben!"

Peter hatte wohl berechnet, daß diese letzten Worte dem Kranken einen empfindlichen Stoß versetzen müßten und sah nun mit geheimer Freude, wie sich Anton unruhig auf seinem Lager wälzte und sein Gesicht einen auffallend schmerzlichen Zug annahm.

„O, was hat die Hand des Herrn meine Familie hart heimgesucht! So sind sie denn Alle schon heimgegangen und in Dir sehe ich den Letzten von dieser so zahlreichen Familie vor mir. Wie wehe thut dies meinem Herzen. Aber eins kann ich nicht begreifen, nämlich, daß ihr niemals etwas von mir gehört haben wollet und doch habe ich so häufig an euch geschrieben. Sollten denn all' diese Briefe spurlos verloren gegangen sein? Wahrlich, ich trage nicht die Schuld, daß die guten Eltern meinetwegen in Angst und Noth lebten; ich habe oft, sehr oft geschrieben. Nun, es hat nicht so sein

sollen und ich denke, sie werden mir doch wohl vor ihrem Hinscheiden vergeben haben?"

So sagte Anton mit bewegter Stimme.

„Wie kannst Du daran zweifeln?" äußerte Peter. „Gewiß haben sie Dir von ganzem Herzen verziehen?" Aber als fürchte er, mit diesen Worten dem Kranken schon zu viel Trost gespendet zu haben, setzte er hinzu: „Wie sehr ihre Seele an Dir hieng und wie tief sie sich um Dich bekümmerten, davon zeugten ihre letzten Worte. Der Vater wie auch die Mutter starb mit dem Ausrufe: „Ach Anton, lieber Anton, wärest du doch auch zugegen!"

Wieder sah Peter, wie sich das Herz des Kranken krampfhaft zusammenzog, und sein teuflisches Innere freute sich ob dieser Qualen, die er dem Leidenden noch zufügen konnte, von denen er hoffte, daß sie ihn nur um so bälder ins Jenseits befördern würden.

Nachdem noch Manches hin und her geredet worden, nachdem namentlich Anton von seinem bis dahin verlaufenen Leben erzählt, kam man auch zu dem, um das es dem verschmitzten Peter eigentlich zu thun war — zur Erbschafts-Angelegenheit. Kaum aber hatte Anton angefangen, davon zu reden, so legte ihm Peter, der Schurke, die Hand auf den Mund und sagte in weinerlichem Tone:

„Verkümmere mir doch die Freude des Wiedersehens nicht durch eine solche Besprechung, die noch überdies gar nicht an der Zeit ist. Du wirst noch wieder gesund werden und noch lange Jahre, so hoffe ich, Dich mit Deinem Bruder des Lebens freuen!"

„Geben wir uns keinen thörichten Hoffnungen hin; für mich ist keine Rettung mehr, wie mir auch gestern noch der Arzt auf mein eindringliches Befragen unumwunden erklärte. Für meine Seele habe ich gesorgt so gut ich konnte, und darum ist es mein einziges Verlangen nun noch auch mein Irdisches zu bestellen. Ich habe meinem Pfleger soeben schon Auftrag gegeben, den Notar von Deiner Ankunft zu benachrichtigen und herzubestellen. Laß mich dies Geschäft, in dem noch immer etwas Trost für mich liegt, vollführen; ich werde dann um Vieles ruhiger sterben können!" sagte Anton.

„Das hättest Du nicht thun sollen. Gewiß, es wäre noch immer Zeit dazu. Indeß ich will Dir nicht entgegen sein. Hast Du auch Dein Testament gemacht, so mußt Du ja darum noch nicht sterben. Ich kann die Hoffnung nun einmal nicht fahren lassen, Dich recht bald wieder wohl und munter zu sehen!" heuchelte Peter.

Eben wollte Anton noch etwas erwidern, als der Wirth eintrat und den Notar anmeldete. Anton hieß ihn denselben einführen und bald war das Testament in aller Ordnung Rechtens gemacht. Außer einer kleinen Summe, die der Kranke seinem Pfleger testirte, fiel das ganze Vermögen auf Peter, der freilich mit traurigeer Miene da stand und zusah, im Herzen aber laut aufjubelte und nur wünschte, sein Bruder möge heute noch die Augen schließen, damit er des Geldes habhaft werden könne.

Das Testament, welches Peter so gerne in die Tasche gesteckt hätte, da es ihm erst dann sicher schien, wurde in die Hände des Notars gelegt und die Angelegenheit war beendigt.

Den Tag über blieb Peter noch beim Kranken und hatte sogar die Frechheit, mit diesem über geistliche Dinge, von denen er selbst nichts wissen wollte, über das Jenseits, vor dem er selbst zitterte und bebte, zu reden, ihm aus einem Gebetbuche, das bereit lag, recht andächtig vorzulesen, überhaupt noch recht stark den Heuchler zu spielen. Gegen Abend aber empfahl er sich dem Bruder, um, wie er sagte, seiner Familie, die gar sehr verlange, zu wissen, wie es um den fremden Oheim stände, schleunigst Nachricht zu bringen.

„Solltest Du aber," so sprach er noch beim Scheiden, „schlimmer werden, was Gott verhüten wolle, so laß es mich doch eiligst wissen, damit ich sofort zu Dir zurückkehren kann!"

Dann drückte er noch einen langen Kuß auf den welken Mund des also Getäuschten und reiste ab.

„Das Stückchen Arbeit wäre glücklich vollendet," sagte der Schurke bei sich selbst, als er dem Hause den Rücken gekehrt hatte. Eine schöne Summe habe ich da errungen und mich an meinen beiden liebenswürdigen

Neffen für jene Hundegeschichte sattsam gerächt. Sobald der Bruder todt und das Geld in meinem Besitze ist, werde ich schon dafür sorgen, daß sie gewahr werden, wie ich ihnen mitgespielt habe, den Ueberklugen, die da meinten, Peter könne ihnen nichts anhaben!"

Unter derlei Gedanken setzte er seine Reise fort und langte wohlgemuth in seiner Heimath an. Nie hatten ihn die Seinen so aufgeräumt, so lustig gesehen und sie schlossen daraus, daß er gute Geschäfte gemacht haben müsse, was ihnen Peter auch bestätigte.

Hätte er gewußt, wie wenig sicher das war, worauf er so feste Hoffnungen gesetzt, wie nahe er daran sei, selbst an der Nase herumgeführt zu werden, er würde weniger gejubelt haben. Gerade von der Seite, von der er es am wenigsten vermuthet hatte, wurde ihm ein gewaltiger Strich durch die Rechnung gemacht.

Der Bürgermeister Peter's hatte einen Schreiber, auf dessen Treue er sich durchaus verlassen konnte. Sonnenstein, so hieß dieser Schreiber, wußte um den Brief Antons, ebenso war er mit dem Inhalte desselben betraut und hatte auch gehört, daß Peter gebeten, Niemandem etwas von diesem Schreiben zu sagen. Obschon nun der Bürgermeister in diesem Verlangen nichts Auffallendes gefunden, so konnte Sonnenstein sich doch nicht überreden, daß Peter wirklich keine schlechten Nebenabsichten hatte. War doch Peter Krauber gerade derjenige, der seine arme Mutter, eine Wittwe, schändlich betrogen. Zudem besaß er in Gottlieb, dem Sohne jener Katharina, seinen besten Freund. Das Alles waren ihm Gründe genug, über jenes Schreiben nicht zu schweigen. Bei der ersten Gelegenheit theilte er deßhalb seinem Busenfreunde Gottlieb mit, was er wußte und dieser besprach sofort die Sache mit seinen Eltern. Daß hier schleunigst etwas geschehen müsse, war klar, und da Gottlieb ein durchaus gebildeter und einsichtsvoller Mensch war, so beauftragte man ihn, den kranken Oheim zu besuchen und zu sehen, wie die Sachen lägen.

Um sicher zu gehen, ließ sich Gottlieb erst vom Bürgermeister eine amtliche Bescheinigung geben, daß er wirklich der Enkel des verstorbenen Johann Krauber sei, daß seine Eltern noch lebten und ein zweiter Enkel, der

Schneider Johann. Zur größern Sicherheit ließ Gottlieb auch sein ganzes Signalement ansetzen.

Mit diesem wichtigen Dokumente versehen, reiste der Jüngling ab. Ihm war die Reise ein wahrer Genuß. Sein empfängliches Herz freute sich innig an all' dem Schönen, das Gottes herrliche Schöpfung aller Orten bot; für ihn wäre diese Reise ersprießlich gewesen, wenn er auch seinen Zweck nicht erreicht hätte.

Wohlbehalten kam er in Oldenburgs Mauern an, suchte die Wohnung seines Oheims auf und meldete sich, da sein Herz nichts von Arglist und Trug kannte, er also auch zuvor nichts zu erörtern hatte, um Maßnahme darnach nehmen zu können, sofort als Neffe des Kranken an. Diese Nachricht kam natürlich unserm Anton unerwartet und er merkte, daß hier eine Betrügerei vorliegen müsse. Wer indeß der Betrüger sei, ob Peter oder dieser Neuangemeldete, das blieb ihm vor der Hand ein Räthsel. Um Licht in der Sache zu erhalten, beschloß er doch, den Angekommenen zu sehen und so wurde denn Gottlieb vorgelassen.

In seiner geraden, offenen Weise trat dieser auf den Kranken zu, drückte ihm die Hand, äußerte seine Freude über das Glück, den Oheim, über den man so viel in der Familie gesprochen, endlich einmal zu sehen, und bedauerte recht aufrichtig, ihn in einem solchen Zustande zu erblicken.

Ohne von Peter ein Wort verlauten zu lassen, erkundigte sich nun Anton auch bei diesem nach seiner Familie und erfuhr zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß außer Peter noch eine Schwester, ein Schwager und zwei Neffen da seien, daß also Peter ihm schrecklich vorgelogen. Er zweifelte indeß anfangs an dieser Nachricht, namentlich darum, weil er bedachte, wie Peter sich ihm gegenüber doch so zärtlich, so fromm gezeigt, wie fast sein drittes Wort ein religiöses gewesen, wie er namentlich das Kapitel von der Erbschaft so weit weggeworfen. Als er aber dies Alles reiflicher erwog, kam es ihm vor, als ob Peter wirklich des Guten etwas zu viel gethan, als ob sein ganzes Wesen mehr ein angenommenes, angestrebtes, als wahres gewesen sei. Er wollte jedenfalls auf seiner Hut sein und fragte Gottlieb, was er

für die Wahrheit seiner Aussagen vorbringen könne; er habe ihn nie gesehen und Gottlieb möge ihm daher die Frage nicht übel nehmen.

Da nun kam diesem das mitgebrachte Beglaubigungsschreiben sehr zu Statten; er händigte solches dem Onkel ein, sah, wie dieser Zug um Zug, wie es in dem Signalement angeführt war, mit ihm selbst verglich, und hatte die freudige Genugthuung, daß ihm Anton nochmals die Hand reichte, kräftig drückte und treuherzig sagte:

„Verzeihe mir, lieber Neffe, daß ich von Dir ein Zeugniß für die Wahrheit Deiner Aussage verlangte. Es war das zu natürlich, denn erst vor Kurzem ist Dein Onkel Peter, in dessen freilich gealterten Zügen ich dennoch den Bruder von ehedem wiedererkannte, hier gewesen und hat mir die Versicherung gegeben, es sei außer ihm Niemand mehr von meiner Familie vorhanden. Was ihn zu dieser Lüge bewogen, sehe ich jetzt klar ein. Es war die schändliche Spekulation, Euch um's Erbe zu bringen. Wie danke ich Dir deßhalb, lieber Gottlieb, daß Du mir diese Aufschlüsse gegeben. Aber erzähle mir doch nun auch noch etwas Genaueres von diesem Peter. Wer sich so einem sterbenden Bruder und seinen Blutsverwandten gegenüber benimmt, der kann auch sonst wohl kein guter Mensch sein!"

Dieser Aufforderung mußte Gottlieb nachkommen. Zwar behandelte er seinen Onkel Peter, der dies freilich nicht verdiente, so schonend als möglich, als er ein Bild seines Lebens und Treibens entwarf; aber dennoch, und wie war dies anders möglich, fiel dies Bild so grell aus, daß Anton abwechselnd von Abscheu gegen ihn und von innigem Mitleiden gegen die übrigen Familienglieder erfüllt wurde.

„Und diesem Elenden, der meine Mutter also behandelt, diesem unnatürlichen Sohne und Bruder wäre es beinahe gelungen, mein sauer erworbenes Vermögen einzusäckeln und Euch abermals zu betrügen! Wie danke ich Gott, daß er es gnädiglich anders gefügt. Wahrlich, kein einziger Groschen von meinem Gelde soll bei seinem Blutgelde liegen, kein Pfennig dazu dienen, seinen Betrügereien Vorschub zu leisten!" sagte Anton.

Der Wirth wurde herbeigerufen und ihm aufgetragen, sofort den Notar nochmals herzubitten. Mit grossen Augen sah dieser seinen Kranken an und fürchtete schon für dessen Verstand, wenigstens für dessen Gedächtnißkraft.

„Aber“ — — begann er. Doch Anton fiel ihm ins Wort und sprach: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie glauben mich daran erinnern zu müssen, daß mein Testament ja bereits gemacht und Alles gerichtet und geschlichtet sei. Dasselbe habe ich auch geglaubt und doch finde ich es heute für nöthig, neuerdings mich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Thun Sie mir darum den Gefallen und rufen mir den Notar herbei!“

So verwundert der treue Pfleger auch d'rein schaute, so dunkel ihm auch die eben gehörten Worte waren, er zögerte doch keinen Augenblick, des Kranken Verlangen zu erfüllen. Der Notar kam und machte seinerseits ein ebenso verwundertes, fragendes Gesicht, wie vorhin der Wirth.

Anton bat ihn, das damals angefertigte Testament zu vernichten, da sich die Dinge ganz anders herausgestellt hätten. Und nun erzählte er seinen staunenden Zuhörern, was er so eben von Gottlieb erfahren und daß er sich nun anders besonnen habe.

„Liegen die Sachen so“, sagte der Rechtsgelehrte, „so kann ich es Ihnen durchaus nicht verdenken, daß Sie eine Aenderung belieben. Ohne mich in Ihre Angelegenheiten weiter eindrängen zu wollen, kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen zu verrathen, was ich in einem solchen Falle thun würde. Ich würde diesen Elenden gänzlich enterben. Nicht eine schimmelige Brodkrume sollte er sich von meinem Gelde kaufen können.“

„Es freut mich, daß Sie ganz derselben Ansicht sind, wie ich, versetzte Anton, „und ich denke, es wird mir wohl kein redlich gesinnter Mensch den Schritt verübeln, den ich zu thun im Begriffe bin. Darum setzen wir nun Folgendes fest: „Meine Schwester Katharina, „resp. ihr Ehegemahl und mein Neffe Johann Türling erben zu gleichen Theilen mein ganzes Vermögen nach Abzug der Summe, die ich meinem treuen Wirthe schon bestimmt und der Summe von fünfhundert Thalern, die

ich Dem auswerfe, der mich durch seine Aufschlüsse vor dem Unglücke bewahrt hat, diesen Schurken, meinen Bruder Peter, zum Universalerben einzusetzen. Setzen Sie aber ausdrücklich hinzu, daß das erste Testament von mir für null und nichtig erklärt worden sei und fügen Sie bei, daß mich die Schlechtigkeit meines Bruders dazu veranlaßt habe. Er soll doch heut oder morgen wissen, was mich zu meiner Sinnesänderung gebracht hat; vielleicht daß er dies für eine Warnung und Strafe des Himmels ansieht und sich dann bessert!" Gottlieb wehrte zwar mit Armen und Beinen gegen den Satz, der speciell ihn als Erbberechtigten hinstellte, allein umsonst. Anton blieb bei seiner Bestimmung.

Als die Sache in der Weise erledigt war, drang Anton selbst in Gottlieb, er möge so rasch wie möglich nach Hause eilen und seinen übrigen Verwandten, namentlich seiner Schwester sagen, wie sehr es ihn verlange, auch sie vor seinem Hinscheiden noch sehen und in seine Arme schließen zu können. Gottlieb gab dem Oheim schon im Namen der Andern die Zusicherung, daß sie sicher, so schnell es nur gienge, seinem Verlangen nachkommen würden und schied dann unter dem aufrichtigen Wunsche, Gott möge dem Onkel nochmals die Gesundheit wiederschenken, von Anton.

Mit wie ganz andern Gedanken und Gefühlen machte Gottlieb seine Heimreise! Er freute sich nicht darüber, daß er irgend Einem Schaden zugefügt durch seinen Besuch bei Onkel Anton; fast bedauerte er seinen Oheim Peter, daß dieser nun leer ausgehen sollte. Wohl aber war es für ihn ein erquickendes Gefühl, wenn er daran dachte, wie sich die Seinen freuen würden, wenn er nun komme und ihnen vom Bruder aus Amerika erzählen könne, der ihm, so viel es seine Kräfte erlaubt, sein ganzes Leben geschildert, der ihm auch gesagt, wie er so oft nach der Heimath geschrieben und nie eine Antwort bekommen, so daß es ihm jetzt scheine, daß Peter auch da seine Hand im Spiele gehabt und die Briefe zurückgehalten haben müsse, wie auch die, den die Eltern ihm geschrieben. Letzteres hatte Gottlieb ihm mitgetheilt. Wie freute sich der brave Jüngling, den Seinen sagen zu können, wie lieb und gut und fromm dieser Onkel

von Amerika sei und wie er sie Alle so treulich bedachte. So kam er zu Hause an. Alle jauchzten, als sie diese Nachrichten erhielten und schon in den ersten Tagen hatte Anton die Freude, auch die andern Verwandten bei sich zu sehen. Nun, so sagte er, wolle er ruhig sterben. Die Schwester weinte lange an seinem Halse und bat ihn, wie das auch Peter, obschon aus ganz andern Gründen gethan, ihr doch schleunigst zu schreiben, falls sich sein Zustand verschlimmern sollte und so schieden sie endlich von einander.

Sechszehntes Kapitel.

Die Falschmünzer.

Nicht ziemt Dir's, edler Himmelssohn'
An eitlem Schein zu haften!
Dein würdig, tritt in Staub mit Hohn
Die niedern Leidenschaften,
Und ob sie rechts und links nach Stolz,
Nach Sinnlichkeit, nach Durst des Gold's
Die Freunde Dir entraffen.
Vergebens lock' die Welt und droh'
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod:
„Unredlich“ sein ist schlimmer.

Johann Heinrich Voß,

Im festen Vertrauen auf die schöne Erbschaft, die ihm aus Oldenburg entgegenlachte, verbrachte Peter sorglos seine Tage, wenn ihn nicht allenfalls die Sorge quälte, wie er täglich durch neue Betrügereien sein Hab und Gut mehren möge.

An einem schönen Sommertage sitzt Peter in seiner Wirthsstube und lugt auf die Dorfstraße hinaus. Da sieht er zwei noble Herren des Weges daher kommen und auf sein Haus zuschreiten. Sofort kehrt der Gedanke bei ihm ein: „Mit denen mußt du ein Geschäftchen machen!“ Und wirklich, er machte ein recht nettes Geschäftchen mit ihnen. Die Herren treten ein, fragen, ob sie hier recht seien und ob er etwa der Gastwirth Krauber sei. Nachdem Peter dies bejahet, bitten sie ihn, ihnen eine gute Flasche Wein vorsetzen zu wollen. Während der geschäftige Wirth hinauseilt, sie zu bedienen, flüstern die beiden sich etwas ins Ohr und sehen dann wieder still und einsilbig d'rein. Als Peter mit dem

verlangten Trunke eintrat, begann er auch sogleich in seiner Manier über Wetter, Reise und dergleichen mit ihnen zu plaudern. Nachdem das Gespräch einige Zeit hinüber und herüber geflogen war, steht einer der Herren auf und raunt dem Wirth etwas ins Ohr. „Gewiß, meine Herren!“ erwidert Krauber, nimmt die Flasche und die Gläser vom Tische und sagt: „Folgen Sie mir gefälligst!“ Die Beiden stehen auf und Peter führt sie nun in ein der gewöhnlichen Wirthsstube gegenüber liegendes nobles Zimmer, unterläßt aber nicht, zuvor noch einmal ins Wirthszimmer den dort anwesenden Gästen zuzurufen: „Ihr dampft aber auch, daß ein ordentlicher Mensch es hier nicht aushalten kann!“

War es denn wirklich der freilich dichte Tabaksqualm, der im verlassenen Raume vorherrschte, wodurch sich die Fremden veranlaßt fanden, ein anderes Zimmer zu wünschen? O nein, das hatte Peter nur so vorgeschützt in seiner Schlauheit, um jeden Verdacht schon im Voraus abzulenken. Die Herren hatten keine Scheu vor den Rauchwolken, die in der Stube hin und her wogten, wohl aber vor den Gästen, die dort saßen und ihnen bei der Besprechung, die sie mit dem Wirth pflegen wollten, ungelegen kamen. „Nun, meine Herren, begann Peter, als er sorgfältig die Thüre hinter sich geschlossen und einen Stuhl an den Tisch gezogen hatte, um sich den Gästen gegenüber zu setzen, was haben Sie denn? Sie können dreist mit der Sprache herausrücken. Kein menschliches Ohr vernimmt hier auch nur eine Silbe!“

„Es handelt sich, nahm einer von ihnen das Wort, um ein recht hübsches Geschäftchen, falls Sie Ihre Hand dazu bieten wollen; Doch ist dieses der Art, daß es uns verderblich werden könnte, wollten wir mit Jemanden darüber reden, von dessen Verschwiegenheit wir nicht sicher überzeugt wären. Sollten Sie deßhalb geneigt sein, mit uns zu unterhandeln, wobei, das versichern wir Sie, für Sie ein kleines Vermögen herauskommen würde, so wäre es vor Allem nothwendig, daß Sie uns mit einem Eide bekräftigen, nichts von dem, was hier gesprochen wird, jemals in die Oeffentlichkeit zu tragen. Haben Sie dann unsern Vorschlag gehört, kennen Sie die Natur des Geschäftes, das wir unternehmen wollen, so

steht es Ihnen ja noch immer frei, darauf einzugehen oder es abzuweisen. Durch Ihren Eid verpflichten Sie sich nur zum Stillschweigen, zu nichts anderm!"

Peter, der es mit einem Eide so genau nicht nahm, dem es nicht darauf ankam, ein Dutzend mehr oder weniger zu leisten, da ihm schon so mancher falsche Eid auf der Seele lastete, kam dem Verlangen der Beiden bereitwillig nach und schwur, verschwiegen zu sein wie das Grab. Bei sich selbst aber dachte der Schurke: „Dieser Eid soll mich nicht hindern, euer Geheimniß auszuplaudern, falls es mir Nutzen bringen könnte!"

Die Beiden, die sich nun sicher gestellt glaubten, begannen dem Peter auseinander zu setzen, daß sie Lithographen seien und mit dem Plane umgiengen, falsches Papiergeld zu machen, daß ihnen aber gegenwärtig zu den Anschaffungen, die sie deßhalb nothwendig machen müßten, das Geld fehle und ihn nun ersuchen wollten, unter der Garantie, daß er mit ihnen den gleichen Theil des Gewinnes haben solle, diese Auslagesumme vorzustrecken. Sie würden ihm darüber einen Schuldschein ausstellen. Da sie aber begreiflicher Weise über ihr Uebereinkommen keinen schriftlichen Kontrakt machen könnten, so wollten auch sie ihm schwören, daß er erstens von dem Gelde, was sie durch dies Geschäft im Anfange erzielten, seine ausgelegte Summe und von allem übrigen und spätern Gewinne den dritten Theil haben solle, falls er sich dann noch die Verbreitung der falschen Scheine etwas angelegen sein lassen wolle.

Jeder Andere würde vor einem solchen Antrag zurückgeschaudert haben; Peter aber, der da wähnte, auf eine leichtere Weise ließe sich sicherlich ein so einträgliches Geschäft nicht machen, willigte ein, brachte die verlangte Summe und ließ die Beiden den Schuldschein ausstellen und den Eid schwören.

So hatten sich also drei Spitzbuben geeinigt ihr Vaterland zu betrügen, obschon sie wußten, wie schwer die Strafe sein werde, die sie treffe, wenn ihr schändliches Treiben entdeckt würde. Allein sie gaben sich der Hoffnung hin, durch Schlauheit und Vorsicht die Polizei an der Nase herumführen zu können und Peter bot sich gerne dazu an, die Verbreitung des falschen Geldes mit-

zubetreiben. So schieden die Redlichen denn für jetzt von einander. Sehen wir, wo sie sich wiederfinden!

„Betrügen werden sie dich nicht, brummte Peter für sich, als er unter der Thüre stand und ihnen nachschaute; ich brächte sie an den Galgen. Aber zwicken und zwacken werde ich sie noch, sobald erst Geld flüssig sein wird. Haben die Dummköpfe mir doch jetzt schon bescheinigen müssen, daß sie doppelt so viel Geld empfangen hätten, als ich ihnen in Wirklichkeit auszahlte. Sie sollen doch sehen, daß sie sich einen Spießgesellen gewählt, der ihrer würdig ist!“

Die beiden Lithographen begaben sich an die Arbeit, das falsche Geld circulirte und war so täuschend, daß sogar Kaufleute es sorglos hinnahmen, daß Peter ebenfalls keinen Anstand nahm, es zu versilbern. Eine Zeit lang gieng's prächtig. Das Geschäft florirte und die drei hatten schon den Augenblick festgestellt, wo sie die Arbeit aufgeben wollten, da sie sich bis zu dem Zeitpunkte reich genug glaubten. Zuvor sollte aber noch eine gehörige Anzahl Scheine gefertigt und abgesetzt werden. Doch so ähnlich die falschen Thaler auch ihren rechtlich geborenen Brüdern waren, man merkte gar bald, daß es nachgemachte seien; sie wurden dem Publikum als solche bezeichnet und die Polizei erhielt Auftrag, nach ihren Verfertigern und Verbreitern zu fahnden. Allein diese verstanden es, sich in ein so undurchdringliches Dunkel zu hüllen, daß wirklich alle Anstrengungen der Behörde, ihrer habhaft zu werden, vereitelt wurden. Da bestimmte man den Polizeirath D. dazu, sie ausfindig zu machen. Doch auch seine Nachforschungen blieben ohne Erfolg. Alle Gegenden durchstrich er, sogar nach England fuhr er hinüber, weil ihm bekannt war, wie in diesem Lande der Freiheit alle Spitzbuben zusammenströmten; allein vergeblich. Nun bereiste er die Badeörter und kam so auch nach S... Er trug wohlweislich keine Uniform, sondern gieng in bürgerlicher Kleidung umher, so daß Jeder ihn wohl für einen Reisenden, einen Touristen ansehen mußte; keinem aber kam es in den Sinn, in ihm den Polizeirath D. zu vermuthen.

In S. nun kehrte er in einem Hotel ersten Ranges ein und traf da mit einer sehr vornehmen Gesellschaft zusammen. Hier setzte er sich zu einem Herrn, der durchaus nobel, fast aristokratisch aussah, der sich als einen der Erstern benahm. Warum denn nahm D. gerade bei diesem seinen Platz? O, sein scharfes Auge hatte sogleich erkannt, daß das ganze Wesen dieses Menschen kein angebornes, sondern ein angenommenes sei, daß er sich früher aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht in solchen Kreisen bewegt habe und, das veranlaßte ihn sich diesem Herrn zu nähern, vielleicht daß er etwas Verdächtiges an ihm fände.

Dieser Herr hatte sich eine Flasche Rheinwein bestellt und als der Wirth sie gebracht, händigte er demselben einen Fünfthalerschein ein, den D. sofort als falsch erkannte. „Du bist auf der Spur, denkt der Polizeirath. Nun aber gilt's vorsichtig zu sein!"

„Mein Herr, Sie werden nicht ungütig nehmen, wenn ich mich zu der Bemerkung veranlaßt finde, daß Sie so eben den Wirth mit falschem Gelde bezahlt haben. Wahrscheinlich kannten sie dies selbst nicht als solches. Indeß glaubte ich es Ihnen doch mittheilen zu müssen, um sie vor Unannehmlichkeiten zu wahren!"

Der Herr, der kein anderer als einer der beiden Lithographen war, zeigte sich bei dieser unvermutheten Anrede sehr aufgebracht und sagte, indem er seinem Nachbarn wüthende Blicke zuschleuderte: „Was, ich soll mit falschem Gelde bezahlt haben! Jedenfalls war es mir dann unbewußt, daß ich im Besitze desselben war. Ich will aber sogleich den Wirth zurückrufen und ihn mit anderm Geld bezahlen. Durch mich soll keiner Schaden nehmen. Ich werde dann vor Ihren Augen das falsche Papier verbrennen!"

„Wenn ich Ihnen gut rathen soll, so thun Sie das nicht, Sie könnten da in Ungelegenheit gerathen Auch haben Sie von mir nicht das Mindeste zu befürchten. Wenn der Staat uns mit Papier bezahlt, weßhalb sollen wir Anstand nehmen, dasselbe zu thun? Oder ist ein Papier nicht so gut, wie das andere. Sagen Sie, ein Wörtlein im Geheim. Ich bin Tourist, komme durch die ganze Welt und hätte da sehr gute Gelegenheit, die-

ses Stoffes recht vielen zu verwerthen. Auch bin ich stark abgebrannt und könnte mir dadurch wieder etwas auf die Strümpfe helfen. Könnten Sie mir nicht eine derartige Quelle angeben?" versetzte der schlaue Diener des Gesetzes, der hier Ansichten aussprach, die niemals die seinen waren, die Niemand zu den seinigen machen darf, die aber darin in etwas gerechtfertigt sein mögen, daß ihre Aeußerung dazu dienen sollte größere Uebel abzuwenden.

„Was, sagte H., der Lithograph entrüstet. Mir können Sie das bieten? Wofür sehen Sie mich an? Wäre ich nicht so gar friedlichen Gemüthes, ich würde auf der Stelle hingehen und Sie mit ihrem saubern Antrage anzeigen!"

D. suchte den Empörten zu beruhigen und sagte: „Halten Sie doch um Gottes Willen reinen Mund, Sie könnten mich ja ins Unglück stürzen und Ihnen würde es kein Heil bringen. Es war das ja nur ein Wörtlein im Vertrauen gesagt!"

Dabei blieb es für diesen Abend. D. aber beschloß, als sie sich getrennt hatten, diesen Herren nicht aus den Augen zu lassen, denn er hatte zu wohl gemerkt, daß das ganze Wesen dieses Menschen unnatürlich und angezwungen sei. Schon der ängstliche Blick, als er dem Wirth den falschen Schein bot, das zufriedene Gesicht, als dieser das Papier flüchtig betrachtet und das übrige Geld herausgegeben, die urplötzliche Bläſſe, als D. ihn auf den Umstand aufmerksam machte, daß er mit falschem Gelde bezahlt, die erheuchelte Entrüstung über den Antrag. Das Alles war dem aufmerksamen Polizeirathe nicht entgangen und hatte bei ihm den anfänglichen leisen Verdacht nur bestärken können, daß er hier einen der gesuchten Spitzbuben oder wenigstens einen Helfershelfer angetroffen habe. Zugleich sah er aber auch ein, daß er es mit einem schlauen Kerle zu thun habe und sich klug anlegen müsse, wolle er einen vollen Blick in das Geheimniß werfen.

D. besuchte deßhalb diesen Gasthof unausgesetzt, that aber, als wenn er nie auch nur ein Wort mit H. gewechselt, ließ ihn vielmehr vollkommen links liegen und

erreichte dadurch, was er wollte. Er machte den Lithographen sicher.

„Hätte er dich auslocken wollen, dachte H., so würde er dich nicht so schnell aufgegeben haben. Er muß wirklich von der Absicht gewesen sein, ein derartiges Geschäftchen zu treiben und käme dir also sehr gelegen. Du willst es mit ihm wagen!"

Und eines Abends, als D. sich wieder so ganz von ihm entfernt hielt, trat er auf diesen zu und bat ihn, ein Fläschchen Wein mit ihm ausstechen zu wollen. D. merkte, daß er nun seinem Ziele näher komme, verrieth aber durch keinen Zug seines Gesichtes, daß er den Spitzbuben durchschaue. Er nahm nach einigem Weigern das Anerbieten an und setzte sich zu ihm an einen abgelegen stehenden Tisch.

Nachdem die Gläser gefüllt und auf gegenseitiges Wohl angestoßen worden war, begann H.: „Sagen Sie, Sie haben mir da vor einiger Zeit ein Anerbieten gemacht, daß ich damals für gut fand, abzuweisen. Nun aber befinde ich mich in der Lage, Ihnen behülflich sein zu können. Kommen Sie morgen wieder zu dieser Stunde, ich werde Sie dann auf mein Zimmer führen und dafür sorgen, daß wir allein sind. Wir wollen dann die Sache weiter besprechen. Für jetzt kann ich Ihnen schon so viel mittheilen, daß ich einen Lithographen getroffen, einen Freund von mir, der Ihnen nähere Aufschlüsse geben wird!"

Mit Freuden sagte D. zu, morgen zu erscheinen und hielt auch, wie man sich wohl denken kann, pünktlich Wort. Aus dem Saale führte H. den Polizeirath am andern Abend auf sein Zimmer und stellte ihm hier einen Herren vor, den er für den Lithographen ausgab. Es war der Andere, der damals mit zu Krauber gekommen. Dieser nun machte D. die Mittheilung, daß er eine Presse hier im Orte habe, bezeichnete ihm den Ort und forderte ihn auf, morgen um acht Uhr dorthin zu kommen, um in das ganze Geheimniß eingeweiht zu werden und das Papier in Empfang zu nehmen. Zuvor aber müsse er einen Schwur leisten.

„Das kann Ihnen kein Mensch verargen, daß Sie zu Ihrer Sicherheit einen Eid verlangen; die Sache ist

zu kitzlicher Natur, als daß man da blindlings jeden Fremden, und das bin ich Ihnen einstweilen doch noch, ins Geheimniß ziehen könnte. Ich werde gerne der billigen Forderung nachkommen. Also bis morgen acht Uhr!“ hatte D. gesagt. Darnach trennten sich die Drei und die Lithographen lachten ins Fäustchen, daß sie so unverhofft wieder einen guten Freund gefunden, der ihre gesetzwidrige Waare absetzen wollte. Aber noch weit mehr lachte der Polizeirath ins Fäustchen, daß er die, die sich so lange seinen Forschungen zu entziehen gewußt, jetzt auf so unvermuthetem Wege angetroffen und sie verlockt habe, so treuherzig in die gestellte Falle zu gehen.

„Da sieht man doch deutlich, sagte D. bei sich selbst, daß all' die Spitzbubenklugheit zuletzt sich dennoch an ihrem Manne rächt; wo er derselben am meisten benöthigt wäre, da verläßt sie ihn am ehesten, wo doppelte Schlauheit gebraucht werden müßte, da rennt er dumm und tölpelhaft in sein Unglück hinein. Aber das ist der Arm des gerechten Gottes, der die Verderbten in dem Augenblicke mit Blindheit schlägt, wo sie sich meist am sichersten wähnen. Hätten diese Betrüger etwas mehr Pfiffigkeit besessen, so würden sie mich nicht von sich gelassen haben, bis ich den Schwur geleistet, den manch' bedenkliches Gemüth dann auch wohl gehalten hätte, obschon man den Eid, wodurch man sich zum Bösen verbindlich macht, nicht zu halten braucht, ja nicht einmal halten kann ohne zu sündigen. So aber haben sie mir vollkommen freie Hand gelassen und ich werde diese Freiheit gut zu gebrauchen wissen!“

Und der Mann des Gesetzes that so. Er gieng zur Polizeibehörde der Stadt S. und gab dieser die ihm nöthig scheinenden Befehle. Dann aber fand er sich pünktlich um die festgesetzte Stunde am bezeichneten Orte ein. Jedoch fand er nicht, wie er gehofft, die beiden Herren dort anwesend, sondern nur den, der ihm von H. als Lithographen vorgestellt worden war. Dieser sagte ihm indeß, er habe H. mitgetheilt, daß er beabsichtige, das Bergwerk der hiesigen englischen Gesellschaft zu kaufen und ihn mit dem Auftrage weggeschickt, das-

selbe einzusehen, für ihn ein Angebot zu machen und es zu kaufen; er hoffe nämlich, dieser fremden Gesellschaft ganz mit falschem Gelde aufwarten zu können, um so wieder eine Anzahl desselben loszuschlagen; alsdann wolle er aber sofort dieses Bergwerk auch wieder verkaufen, wofür er schon einen Abnehmer habe und sich dann auf die Strümpfe machen!"

Diese Aussage beruhte nun freilich auf Wahrheit, allein es war doch nicht so ganz die volle Wahrheit. Daß er den H. gerade jetzt, um diese Stunde dorthin geschickt, war nur darum geschehen, um D. gegenüber freie Hand zu haben und mit diesem ein erfreuliches Geschäftchen hinter dem Rücken des Freundes her mamachen zu können. So weit geht also die Ehrlichkeit dieser Spitzbuben selbst gegeneinander.

Das Gemach, in dem sich D. mit dem Lithographen befand, war ein ganz einfaches und verrieth durch nichts, daß es die Fabrik der falschen Banknoten sei. Nachdem D. den Eid geleistet, sagte der Lithograph: „Um Sie zu überzeugen, wie trefflich wir die Polizei an der Nase herumführen, stelle ich Ihnen anheim, dieses Zimmer vollständig zu untersuchen und finden Sie dann das geringste Anzeichen von unserm hiesigen Wirken, so soll alles, was Sie entdecken, Ihr Eigenthum sein!"

D., der sich viel auf seine Untersuchungsgabe zu gute that, auch schon manches in diesem Stücke geleistet hatte, begab sich mit den Worten: „Das wäre schon etwas, um das Kunststück zu wagen!" ans Werk, unterzog jede Ecke, jede Fuge einer genauen Besichtigung, kam aber zu keinem Resultate.

„Lassen Sie sich das nicht verdrießen, sagte der Lithograph, wir müßten auch elende Stümper sein, wenn wir weniger sorgfältig für unsere Sicherheit hätten sorgen können Nun aber treten Sie näher und schauen unsern Versteck!" sagte der Lithograph.

Mit diesen Worten führte er D. zum Kamine, löste einige Streifen Papier, das der schmutziggelben Wand täuschend ähnlich war, ab und zeigte dem neugierig dreinschauenden Polizeirath mehrere Fugen, hob dann einen ziemlich großen Stein heraus und bat D., mit ihm einzusteigen. Der Kamin war augenscheinlich

an dieser Stelle erweitert worden und bot so Raum genug, die Presse und sonstige nöthigen Geräthschaften, wie auch eine Masse Papier zu fassen. Der Lithograph machte seinen Begleiter, dem überhaupt nicht leicht etwas entgieng, auf alles aufmerksam, wies ihm an 60,000 Thaler falsches Geld und über hundert Pfund schon für denselben Zweck zugeschnittenes und bis zum Abdrucke präparirtes Papier! Schon glaubte D. alles gesehen zu haben; aber der Spitzbube machte ihn noch auf eine wirklich schlau angelegte Vorkehrung aufmerksam, indem er sagte: „Obschon Sie sich davon überzeugt haben, daß es nicht gut denkbar ist, hier würde der pfiffigste Mann des Gesetzes eine Spur von unserm Wirken finden, so ließen wir es dabei doch nicht bewendet bleiben. Wir mußten uns auch noch für den Fall sichern, daß man hier eine uns unangenehme Entdeckung machen könnte. D'rum schauen sie her!"

Und nun zeigte der Lithograph unserm Polizeirathe eine Vorkehrung, durch die vermittelst Anziehung eines Drahtes Kanonenschläge sofort hätten losgebrannt werden können, wodurch dann Alles in Brand gerathen wäre.

„Nun kennen Sie dies Nest durch und durch und diese Kenntniß durften wir Ihnen, wie Sie einsehen werden, nicht geben, so lange wir nicht durch Ihren Schwur Ihrer Verschwiegenheit sicher waren! sagte der Betrüger, indem er sich bückte, um wieder einiges in Ordnung zu bringen.

Das war der glückliche Augenblick, wo D. handeln konnte. Mit einem kräftigen Schlage seines dicken Rohrstockes streckte er den Lithographen zu Boden, zog dann ein Pistol und drohte dem fast ganz seiner Sinne Beraubten, ihn sofort zu erschießen, falls er auch nur eine verdächtige Miene mache. Der also Verrathene zitterte am ganzen Leibe und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, als nun D. nach Hülfe rief.

Die Polizei, die auf Anweisung des Polizeirathes vorher heimlich das Haus umstellt hatte, schlug Fenster und Thüren, die sorgfältig geschlossen waren, mit Gewalt ein, nahm den Lithographen gefangen und alles übrige, was zum Diebeshandwerke gehörte, in Beschlag.

D. raunte dem mit erschienenen Commissäre ins Ohr, es sei noch einer von den Spitzbuben zurück und zwar, wie er vernommen, auf dem Wege zu jener englischen Gesellschaft; er solle schleunigst Leute ausschicken, die auch diesen festnehmen. Und nun beschrieb er so genau wie möglich H . . . 's ganze Person. Aber der Commissär gab lächelnd den Bescheid, daß man den Burschen schon gefaßt habe und ließ ihn vorführen. D. erkannte sofort, daß sie wirklich den rechten Mann ergriffen und nun zogen Alle ab. In kurzer Zeit waren die beiden Betrüger in sicherm Gewahrsam. Wie war es denn nur gekommen, daß H. also in die Hände der Polizei hineinlief? Er hatte bei sich darüber nachgedacht, warum sein Freund denn gerade heute ihm den Auftrag gegeben, gerade zu der Zeit, wo jener Tourist zu ihnen zu kommen versprochen hatte und, da waren Zweifel an der Ehrlichkeit seines Spießgesellen in ihm aufgetaucht, die ihn bewogen, den Auftrag nicht auszuführen, sondern spornstreichs umzukehren. So trieb ihn Gott, der die Sünder wohl zu finden weiß, in die Hand der Gerechtigkeit.

Bei dem Verhöre, das an demselben Tage noch abgehalten wurde, gaben die beiden Verbrecher auch Peter Krauber in B. als ihren Helfershelfer an und so konnte es denn nicht anders kommen, als daß auch er schleunigst verhaftet wurde. Welch' ein Aufsehen dies in dem stillen, friedlichen Dörfchen gab, läßt sich leicht denken. Aber obschon die Einwohner dieses Ortes durchgängig ganz gut geartete, gutmüthige Menschen waren, so hörte man doch keine Stimme, die sich bedauernd über diesen Vorfall ausgedrückt hätte; ebenso wenig sprach Jemand den geringsten Zweifel darüber aus, ob Krauber wirklich einer solchen Behandlung sich schuldig gemacht haben könne. Allen war ja seine Unredlichkeit, sein ehrloses Treiben zu gut bekannt, und es war schon Jedem stark aufgefallen, daß Krauber in der letzten Zeit so gar rasch sein Vermögen um ein Bedeutendes vergrößert hatte. Man konnte nicht klug daraus werden, war aber allgemein der Ansicht, er müsse einen neuen Weg zu Lug und Trug gefunden haben, und, wie wir wissen, waren

in dieser Hinsicht die Dörfler nicht gar weit daneben gerathen.

Das Gericht machte mit den Verbrechern kurzen Prozeß. Die beiden Lithographen wurden zu 25 Jahren Gefängniß verurtheilt, Peter Krauber erhielt gleichfalls seine Zuchthausstrafe und wurde außerdem, gleich den beiden Andern, seines Vermögens verlustig erklärt. Das war eine gerechte Strafe für sein schlechtes, betrügerisches Leben. Aber noch war der Dinge Ende nicht gekommen.

Letztes Kapitel.

Gott ist gerecht.

Noch leb' ich, doch wie lang' ich lebe,
Ob morgen noch, das weiß ich nicht.
Wohl mir. wenn ich mich Gott ergebe,
Und treu erfülle meine Pflicht!
Dann bin ich. ruft mich Gott noch heut',
Zur Rechenschaft vor ihm bereit.

O Gott, verleihe mir die Gnade,
Führ' Du mich selbst durch Deine Kraft
Der Tugend steile, sich're Pfade!
Erhalte mich gewissenhaft
Und immer treu in dem Beruf;
Zu dem mich Deine Liebe schuf!

J. G. Lindner

Du wirst gewiß, lieber Leser, denken, wie jeder Gute gern von seinem Nächsten denkt: daß ihn Unglück und zeitliche Strafen an seine begangenen Fehltritte erinnern müßten, daß dann Reue und Rückkehr zum Bessern die nothwendigen Folgen davon sein würden. So dachten und sprachen auch die Nachbarn von Krauber.

„Der Schlag ist hart," sagten sie; „die Hand des Herrn hat ihn schwer getroffen, indeß, es mag zu seinem Glücke dienen. Wird er doch jetzt einsehen, wohin Lug und Trug, wohin ein schändliches Leben führt? Wird ihm doch nun die innere Stimme sagen müssen: „Das hast du an deinen Mitmenschen und besonders an deinen Geschwistern dir verdient! Muß ihm doch das erwachende Gewissen, das so lange bei ihm trüb und stumm geschienen, nunmehr das Bild seiner armen, dahingegangenen Mutter vorführen und ihm zurufen: „Weißt du nicht, entarteter Sohn, wie du sie, deren Seele dich nur zu sehr liebte, für all' ihre Güte, für all' ihr Wohlwollen behandelt? Erinnerst du dich, wie du ihre Liebe mit Füßen getreten, wie du die Hand gegen sie erhoben und

dich an ihr vergreifen wolltest, die dich getragen und genährt von Jugend auf? Bist du jetzt inne geworden, daß Gottes Wort wahr und heilig ist, das da sagt: „Wer seinen Vater, seine Mutter nicht ehrt, der muß elendiglich zu Grunde gehen? Du hast das Leben deiner guten Mutter durch Kummer und Qualen, die du ihr bereitet, vielleicht um manche Jahre verkürzt, du hast sie vor der Zeit in die Grube gebracht. Das rächt sich nun an Dir! Dich hat's in den Kerker, in Unglück, Schmach und Schande getrieben!" Und wenn also sein Gewissen ihm zuredet, muß er dann nicht zerknirscht und voll Reuethränen zu Gott hinaufschreien um Vergebung und Gnade? Muß er dann nicht ein besserer Mensch werden? Und dann ist das Unglück, so ihn jetzt getroffen, für ihn das höchste Glück geworden. Hat er auch sein zeitliches Gut verloren, das ewige hätte er dann dafür eingetauscht und wäre seinem Gotte wieder gerettet werden!"

So sprachen Kraubers Nachbarn, so hofften alle, die ihn kannten und sein wahres Glück wünschten, dafür beteten seine Anverwandten heiß und innig zu Gott. Dies wünschest und erwartest gewiß auch Du, geneigter Leser, von ihm. Und wie gerne möchte ich Dir sagen: Ja, es ist so gekommen. Peter hat seine vergangenen Lebenstage überschaut, bereut und sich gebessert. Allein nicht immer weiß der Mensch so das Unglück in Glück zu verwandeln, nicht immer erkennt er in der strafenden Hand Gottes die Liebe uud Huld, die ihn wieder auf den rechten Weg führen, die in dem Augenblicke, wo sie züchtigt, am meisten segnen und wohlthun möchte. Auch bei Peter gieng dieser letzte Augenblick göttlicher Gnade unbenützt vorüber, diente nur dazu, seine große Rechnung noch größer, noch schwerer zu machen für den Tag des Gerichtes.

Folgen wir ihm in's Gefängniß und schauen wir in sein Herz. Ist es uns auch kein erquickliches Bild, das wir hier sehen, so kann's doch ein warnendes für uns werden.

Ernst und in sich gekehrt sitzt er da, der Sünder, der Verbrecher, seiner Freiheit beraubt, vom Lebeu getrennt, innerhalb der vier Mauern seiner Zelle einsam

und allein. Wohl mahnt sein Gewissen zur Rückschau in die entschwundenen Tage seines verlorenen Lebens; aber dieser Hinblick bringt ihn nicht zur Reue und Buße, er erbittert vielmehr sein Herz, da er ihn daran erinnert, wie er umsonst betrogen und gesündigt, da er einsieht, daß er seinen Zweck verfehlt und gerade da, wo er so nahe dem Ziele war, all' seine Pläne in Nichts gesunken sind.

„Warum," so sagt er zu sich selbst, indem er zähneknirschend den Blick dem blauen Himmel zuwendet, den er durch sein Zellenfenster schauen kann; „warum muß gerade mich ein solcher Schlag treffen? Wie viele Tausende, die weit schlimmer gehauset als ich, die weit mehr betrogen, deren ganzes Leben ein einziger großer Diebstahl war, zehrten von ihrem Gute in Ruhe und Frieden bis zum letzten Hauche. Warum also gerade mich aussuchen aus der großen Zahl von Spitzbuben, die alle hundertmal eher verdient hätten, gehangen zu werden, warum eben mich, der nur hie und da den geraden Weg verließ, der schon den Vorsatz gefaßt hatte, sobald die erwünschte Summe vollzählig sei, allen Betrug von der Hand zu weisen und ehrlich und redlich seine übrigen Tage zu verbringen? Es ist ja klar, der Himmel wollte meine Besserung nicht, sonst hätte er nicht also gegen mich handeln können in dem Augenblick, wo ich schon zur Umkehr bereit war!"

Also redete Krauber und versündigte sich immer mehr und immer schwerer gegen Gott. Allein ist dieß nicht die allgemeine Sprache, die der Teufel allen verstockten Sündern lehrt. Schieben sie nicht immer die Schuld dem liebenden Vater im Himmel zu, statt an ihre Brust zu schlagen und zu rufen: Gott sei mir Sünder gnädig? Ist das nicht weit bequemer, weit angenehmer, als sich selbst sagen zu müssen: Du und kein Anderer trägt die Schuld?

Und weiter gieng dann Krauber in seinem Selbstgespräch und meinte: „Sei es so, die Strafe wird auch noch abzubüßen sein und Alles ist noch immer nicht verloren. Wie freue ich mich jetzt, daß mein Bruder Anton nicht die Dummheit begangen hat, zu sterben, ehe die Sache so kam. Dann wäre das Erbtheil noch mit

draufgegangen. So aber ist's gerettet, so bleibt mir immer noch eine artige Summe, durch die ich mich wieder hinaufschwingen und werden kann, was ich war. Bei meiner Klugheit, bei meiner Geschäftskenntniß kann's nicht fehlen, daß ich in Bälde wieder diesen Verlust verschmerzt habe. Und schonend will ich dabei gewiß nicht zu Werke gehen. Hat man meiner geschont? Wer gab dem Staate das Recht, mein Eigenthum an sich zu reißen? Was sollte ich also gewissenhafter, ängstlicher sein als er? O nein, Peter, es ist noch nicht Alles verloren. Du kannst dich noch aufschwingen, die Flügel sind noch nicht gänzlich erlahmt, nur gebunden, nur beschnitten für einige Zeit!"

Das waren die guten Vorsätze, das war die Besserung, die jeder Gutdenkende, freilich in anderer Weise, ihm wünschte und von ihm hoffte. Wahrlich, es hält schwer, wenn man so lange in Satans Fesseln gelegen, sie muthig abzuschütteln, ihm den Dienst zu kündigen und wieder seinem Gotte zu leben! Besser, tausendmal besser ist es, sich vor den ersten Stricken der Sünde zu hüten, als darauf rechnen, sie später zerreißen zu können und wieder auf freien Füßen zu gehen. Wir sehen's alle Tage, die Erfahrung lehrt's aller Orten und Peter ist nur eins von den vielen Beispielen, von denen die Welt und das Leben so überhäuft sind.

Suchte so Peter neue Plane zu schmieden für die Zukunft, setzte er sich so über die harte Strafe, die ihm geworden, leicht hinweg; so dürfen wir doch nicht glauben, als sei es ihm dadurch gelungen, seine Lage freundlicher zu gestalten. Nur zu gut fühlte er, wie hart, wie bitter es ist, von allen Menschen, von Bekannten und Freunden, sogar von der eigenen Familie ausgeschlossen, seiner Freiheit so ganz und gar beraubt zu sein. Die Einsamkeit drückte sein Gemüth gewaltig darnieder, und wenn er sich auch bemühte, durch Ausmalen künftiger Tage den zögernden Schritt der Zeit zu beschleunigen, so blieben doch gar zu viele Stunden der entsetzlichsten Langeweile übrig, die ihm darum noch verhaßter wurden, weil sich sein Gewissen dann recht lebendig in ihm regte, ihm auf's Genaueste sein ganzes Sündenregister vorhielt und alle Schandthaten aufzählte, die er verübt. Na-

mentlich schwebte die verstorbene Mutter dann vor seinen Augen, rief ihm ins Gedächtniß zurück all' den Jammer, all' die Schmach, die er ihr bereitet und forderte ihn dringend zur Besserung auf, indem sie ihn an den gerechten, aber auch überaus barmherzigen Richter gemahnte. In solchen Augenblicken wand er sich wie ein Wurm hin und her, verschloß mit beiden Händen die Augen, als ob das Bild nicht in seinem Innern, sondern vor seinen äußern Blicken gestanden und brummte verstockt vor sich hin: „Ich will nicht. Das sind Kindereien, Bilder der Phantasie, Regungen kindischen Aberglaubens, die man uns mit der ersten Nahrung schon einsaugen läßt. Fort damit!"

Doch wenden wir uns ab von dem Elenden, der also alle Gnade verschmäht und seinem Gotte Hohn spricht. Suchen wir ein lieblicheres Bild, um uns zu entschädigen für den Anblick, den uns ein also verhärtetes Herz gewährt. Verlassen wir die Kerkerluft, die schon anfängt, uns zu belästigen und wandern wir hin nach Oldenburg zu dem bessern Bruder, zu Onkel Anton.

Schwer erkrankt verließen wir ihn, sterbend finden wir ihn wieder. Der Arzt, der Seelsorger, sein treuer Pfleger, Katharina nebst Gatte und Sohn und auch Johann, der Schneider umstehen sein Bett und schauen mit thränenumflorten Augen auf den Guten, der die Erde verlassen und zu seinen voraufgegangenen Lieben hineilen will. Die Augen sind schon gebrochen, der Athem geht kurz und die Sprache ist kaum vernehmbar. In einzelnen, abgebrochenen Worten redet er also die Umstehenden an:

„Weinet nicht um mich, Ihr Lieben! Es ist kein schwerer Schritt, der Gang in die Ewigkeit, wenn man sich mit seinem Gotte ausgesöhnt und erwarten darf, in Ihm einen barmherzigen Richter zu finden. Wahrlich, der Tod ist mir leicht. Ich sterbe gern. Die größte Liebe unseres himmlischen Vaters offenbaret sich gerade da, wo er seine Kinder zu sich ruft, um ihnen das Erbe zu geben, das er ihnen voll Huld und Gnade verheißen hat. Dies kurze Erdenleben mit all' seinen Freuden ist doch nur eine Spanne Zeit voll Verlangen und Hoffen. Nur droben findet das Herz Ruhe und Frieden, wah-

res Glück und ewige Wonne. Darum weinet nicht, daß ich zum Vater gehe, daß ich all' unsere Lieben, die ich hienieden nicht mehr erblicken sollte, dort oben wiedersehe. Meine Seele verlangt aufgelöst zu werden und bei Gott zu sein. Aber um Eins möchte ich Euch bitten. Gedenket meiner in Eurem Gebete, gedenket meiner, wenn irdische Schwäche und Fehler an Euch herantreten und um Eures Bruders, Eures Onkels willen, der bei Gott für Euch bitten wird, zürnet und sündiget nicht, damit wir uns einst Alle dort oben wiederfinden!"

Und dann drückte er die trockenen, todesbleichen Lippen auf's schlichte, einfache Christusbild, das er nicht aus den Händen gelassen, seitdem die Todesnoth gekommen, küßte voll Inbrunst den Gekreuzigten und hauchte dann, den Namen Jesu anrufend, seinen Geist aus.

So starb Anton, so stirbt der Gerechte! Wahrhaftig, das heißt nicht sterben, das heißt freudig hinauffliegen in des Himmels selige Räume. Wie glücklich, wie selig er gestorben, das sah man auf dem Antlitze des edlen Todten. Ein mildes Lächeln hatte sich auf seine Züge gelagert, wie das rosige Scheiden der Abendsonne. Schön nnd erhebend war das Sterben Antons gewesen, tröstend und hoffnungstärkend für die Umstehenden und dennoch, als nun die Lippen auf ewig geschlossen, als nun der Körper steif und kalt da lag, rannen ihnen die Thränen unaufhaltsam herab und sprachen laut davon, wie lieb der Dahingeschiedene Jedem schon in der kurzen Zeit geworden, seit sie ihn kannten. Aber es waren nicht jene Thränen herben Schmerzes, nicht jene brennenden Zähren, hervorgerufen durch die Bitterkeit des Verlustes, nein, es waren thauige Perlen heiliger Wehmuth, es waren Tropfen, die laut das Verlangen aussprachen; O, wer mit ihm gestorben wäre, wer so wie er einst sterben könnte!"

So gern der Mensch sich in solchen Stunden seinen Gefühlen so ganz überlassen möchte, er kann, er soll es nicht. Das Leben tritt mit seinen Sorgen und Forderungen gebieterisch an die Zurückgebliebenen heran und mahnt sie daran, dem Todten sein Recht widerfahren zu lassen. Das hat der Schöpfer so gewollt, das ist das Mittel, durch welches er die in Schmerz Versunkenen

aufrüttelt aus ihrer oft maßlosen Trauer, damit sie nicht sich selbst aufreiben durch Jammern und Wehklagen. Es gibt da so vieles zu besorgen, so manches zu thun, daß man nothgedrungen zur Wirklichkeit, zur Alltäglichkeit zurückkehren muß. So auch war es bei den Leidtragenden um Antons Tod. Die Leiche mußte bestattet, Traueranzüge gefertigt, das Leben, in das der Tod hemmend eingetreten, wieder geordnet und geregelt werden. Und diese verschiedenen Pflichten, namentlich die, dem Dahingegangenen ein feierliches Begräbniß zu bereiten, waren ja so süß und tröstend. Auch wurden die Kosten nicht angeschlagen, die Exequien in schönster Weise für ihn abgehalten und die heißesten Gebete für seine Seelenruhe stiegen aus den Herzen der liebenden Verwandten und Freunde aufwärts zum Throne des ewigen Richters. Die Leiche wurde eingesargt und in die Gruft gebracht, wie es dem Vermögen, mehr aber noch der Liebe der Betheiligten angemessen war. Armen und Kranken wurden reichliche Gaben ausgetheilt und überhaupt des Guten viel gethan.

Nachdem dies Alles geordnet, der Notar als Testamentsvollstrecker auch die Familie Krauber von dem Tode Antons in Kenntniß gesetzt und ihr den Tag der Testamentseröffnung angezeigt, diese dann durch Peter, dem sie Nachricht gegeben, darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie nur ja hineilen sollten, sie würden einen freudigen Tag erleben, — erschienen zur bezeichneten Stunde einzelne Familienglieder Peters und die Verlesung des letzten Willens konnte vor sich gegen Da die übrigen Anverwandten Anton's den Inhalt des Testamentes kannten, so blieben sie natürlich ruhig und nur das Gefühl des Dankes hatte augenblicklich in ihren Herzen die Oberhand. Ganz anders dagegen war der Eindruck, den die Eröffnung der letzten Verfügung des Hingeschiedenen bei den Betheiligten aus Peters Familie machte. Sie hatten, der Worte Kraubers eingedenk, mit freudiger Spannung dem Verlesen entgegen geharrt; aber diese Freude, die sich auf ihren Gesichtern abspiegelte, schwand allmählich, so wie der Notar weiter las und gieng zuletzt in das Gefühl gänzlicher Enttäuschung und bitterer Entrüstung über. Mit langen Gesichtern

und grollenden Herzen zogen sie ohne Gruß von Oldenburg ab, um dem Vater die Hiobspost zu überbringen. Indeß hatte keiner von ihnen bei ihrer Ankunft in der Heimath den rechten Muth dazu. Sie kannten das Familienhaupt zu gut, als daß einer von ihnen Zeuge der Ausbrüche seiner Wuth sein mochte, wenn er die unvermuthete Nachricht erhielt. Sie glaubten daher besser zu thun, ihm schriftlich die traurige Mittheilung zu machen. Hätten sie gewußt, hätten sie nur halb geahnt, welche Folgen dieses Schreiben haben würde, die durch mündliches Ueberbringen vielleicht hätten verhütet werden können, sie würden sicher den unseligen Schritt nicht gethan haben. Allein, es sollte so sein.

Ehe wir jedoch wieder das Gefängniß betreten, müssen wir uns noch einmal umschauen nach den andern, die in Oldenburg der Testamentseröffnung beigewohnt. Nachdem Alles geordnet und geregelt war, blieb ihnen noch die Erfüllung einer Pflicht übrig, die der Sterbende ihnen auferlegt und die sie nun bereitwillig ausführten. Sie sollten, so hatte Anton gewünscht, die Nachricht von seinem Tode nach Amerika an Vogel gelangen lassen, damit dieser sie den Ansiedlern im Ohiostaate übermittle, denn das glaubte Anton den Freunden, mit denen er vierzig Jahre lang Freude und Leid getheilt, schuldig zu sein. Der Brief mit der Trauerbotschaft wurde noch von Oldenburg aus abgesandt und dann kehrten die Erben wieder zurück in ihr heimathliches Dorf. —

„Onkel Anton, der liebe Onkel Anton ist todt! O, wäre er doch bei uns geblieben! Hier wäre er nicht gestorben! Wie würden wir ihn gepflegt und gewartet haben! Er hat sich von seinen Wäldern, von seinen Freunden getrennt, das hat ihm das Herz gebrochen! O, wärest Du doch bei uns geblieben!“

So jammerten sie in Amerika, die treuen Freunde, die lieben Kinder, die noch immer der Hoffnung gelebt, Anton wieder in ihre Arme schließen zu können. An der Stelle, wo Anton damals das hölzerne Kreuz erbaut, richteten die Ansiedler ein einfaches Denkmal auf, das mit großen Buchstaben an ihn erinnerte, der ihnen allen so lieb und theuer gewesen. Und tagtäglich, so lange die Natur ihnen Laub und Blumen bot, wallten

die Kinder mit ihren Eltern, auch oft Großvater und Großmutter hin zu dieser Stätte, sie zu schmücken und zu zieren ihrem dahingegangenen Onkel Anton zu Ehren.

Dies Alles erfuhren die Verwandten Antons später durch Vogels Sohn (der die Todesnachricht selbst nach der Ansiedelung gebracht), als derselbe Europa bereiste und Antons Familie aufsuchte. Benutzen wir diese Gelegenheit, wo wir von Amerika reden, dem Leser, der nun doch ein für alle Mal Abschied von diesen Hinterwäldlern nehmen muß, zu sagen, daß jene Ansiedlung, die Anton mitgründen und zur Blüthe bringen half, kräftig aufwuchs und eine der besten im ganzen Staate wurde, daß die frommen Lehren, das eifrige Streben und besonders das edle Beispiel Anton's nachhaltig wirkten, so daß Gesittung und Tugend immer die schönste Zierde dieser Farmer blieb, daß sie in Frieden und häuslicher Glückseligkeit ihre Tage dahinfließen sahen, bis der Tod nach und nach auch alle die Freunde Anton's hinüber geholt hatte. —

Wenden wir uns nun wieder nach Europa, treten wir nochmals in die traurige Zelle des Gefangenen, des Peters und sehen, wie es um ihn steht.

Die Zeit, die er hier schon verweilt, hat den kräftigen Mann mit der behäbigen Gestalt ziemlich angegriffen. Das fleischige Gesicht ist abgemagert, der umfangreiche Bauch hat an Ausdehnung verloren und das listige Auge einen düstern, scheuen Blick angenommen. In seiner Hand hält er den Brief, den ihm seine Familie zu schicken für gut fand, und hastig reißt er das Siegel ab, um den Inhalt zu durchfliegen. Da röthen sich seine bleichen Züge, da jagt das Blut wild durch seine Adern, da knirschen die Zähne, als wollten sie sich selbst zermalmen, da treten die weit aufgerissenen Augen fast aus ihren Höhlen. Nochmals überläuft der Blick die Zeilen, die er in der zitternden Hand hält und doch kann er nichts anderes in ihnen finden, als was er schon gelesen. In gräßlicher Wuth zerfetzt er das Schreiben, tritt die Stücke noch mit Füßen und bricht in die scheußlichsten Verwünschungen aus.

„Schändlicher, nichtswürdiger Bube! Hast Du so Dein Wort gehalten? Warst Du ein so eingefleischter

Heuchler, daß Du auf dem Todtenbette noch Deinen einzigen Bruder hintergehen und anführen konntest? Möge Dein Gebein im Grabe sich umkehren, mögest Du nimmer Ruhe finden, bis der letzte Heller Deines erbärmlichen Geldes in Staub zerfallen ist. Schade, daß Du kein fühlendes Herz mehr besitzest. Die Würmer müßten Jahrhunderte lang an Dir nagen und jeder Biß von ihnen gleich dem Dolche in Dir wühlen, den der Bandit mit wilder Lust im Herzen seines Opfers um und um dreht. So konntest Du mir die Mühe vergelten, die ich mir gefallen ließ, um Dich, lieb Brüderchen! heimzusuchen. Der Schritt sei verflucht, den ich um Dich gethan. Und da gehe ich noch hin, lege mir Zwang an nnd heuchle diesem Frommen von Gott und Religion vor, um seine lumpigen Groschen zu erhalten! O, daß Du noch lebtest, daß ich Dich hier in diesem Rabennest hätte. Ich würde Dich brüderlich ans Herz drücken und nie wieder würdest Du eine ähnliche Zärtlichkeit verlangen können!"

Und immer gräßlicher wurden die Verwünschungen, die seine gottlose Zunge aussprach, immer satanischer seine Flüche, die er dem entschlafenen Bruder nachsandte. Dann brach er in wildes, schallendes Gelächter aus und rief: „Wo sind die erwünschten Mittel, um wieder zu Wohlstand und Glück zu gelangen? Alles, alles ist dahin! Mein ganzes Leben verbittert, vergällt und zernichtet. Was soll ich nun noch hier? Zusehen, wie meine Familie von Haus zu Haus betteln geht? Mit Fingern auf mich weisen und die Worte mir zurufen lassen: Seht, dieser lumpige Kerl! das ist der, der da meinte, kein Mensch könne ihn zwingen, alle müßten sich vor ihm beugen. Seht, da geht er hin, der Betrüger, der Spitzbube und muß sich nun einen Bissen schimmelig Brod erbetteln! Hah, das wäre schön! Das wäre ein netter Ausgang! So will der Himmel mich kirren? Nun und nimmermehr. Wer kann mich denn zwingen, auf diese Bedingungen einzugehen? Wer wird die Macht haben, mich in dieß Elend hineinzuschleudern? Was hindert mich denn, dies verhaßte Leben mit all' den glänzenden Aussichten von mir zu streifen? Ein kühner Augenblick und vorüber ist alles, untergegangen in fin-

sterer Nacht! Poche nicht so laut, armes Herz! Was hat's denn zu bedeuten, ob du ein paar Stunden früher oder später aufhörst zu schlagen? Und du, ewiger Mahner, den sie Gewissen nennen, was hast du noch an mir zu suchen? Weißt doch, daß Deine Stimme nimmer mein Ohr erreicht! Mahne so lange Du willst an Gott und Gerechtigkeit, an Himmel und Hölle; ich spotte Deiner, wie Gott meiner gespottet und mich hinausgestoßen hat aus der Zahl seiner Kinder! Verzeihung ist nicht möglich; ich will sie auch nicht suchen! Ich will diesem elenden Leben ein Ende machen!"

Also verzweifelnd an Gottes ewig währender Barmherzigkeit nimmt er das seidne Halstuch ab, dreht es zu einem Stricke zusammen und erhängt sich. —

So verschieden das Leben dieser beiden Brüder, so verschieden war auch ihr Tod. Mit heiliger Freude eilte die entfesselte Seele Antons zu dem hinauf, den sie hienieden so warm geliebt, dem sie gedient und gelebt hatte. Unter gräßlichen Verwünschungen zerreißt Peter, der alle die Tage seines Lebens in Gottvergessenheit, in Sünde und Laster zugebracht, an Gott und Menschen verzweifelnd, mit frevelnder Hand eigenmächtig den Lebensfaden und seine unsterbliche Seele fährt hin — — — Laßt uns den Gedanken nicht ausdenken, er ist schaudererregend. Gott hat ihn gerichtet Sein ist das Urtheil und die ewige Vergeltung!

Als man in Peters Zelle kam, gewahrte man mit Schaudern den entseelten Leib und erkannte in den zerrissenen Papierstücken die Ursache seines Selbstmordes. Sein Leichnam wurde in ungeweihter Erde bestattet und Schmach lastete auf seinem Andenken.

Welch' ein Schlag die Nachricht von diesem schrecklichen Ereignisse für die Familie des Selbstmörders war, läßt sich denken. Händeringend liefen sie, Wahnsinnigen gleich umher und jammerten, daß solche Schande ihr Haus betroffen, daß Krauber in so gottloser Weise sein Leben geendet. Fast getrauten sie sich nicht mehr unter die Dorfbewohner zu treten, weil sie befürchteten, man möchte sie durch rohe Ausdrücke darunter leiden lassen, daß Peter so gelebt, so gestorben sei. Da aber zeigte sich wieder so recht der gute Geist, der in den noch le-

benden Gliedern von Halfen Johann's Familie wohnte. Hatten sie früher Kraubers Haus gemieden, weil sie den Umgang mit ihm für gefährlich, entehrend und sündhaft hielten, so waren sie dagegen nun die Ersten, die den Verlassenen die Hand boten und in Liebe und Anhänglichkeit mit ihnen verkehrten. Sie gaben dadurch dem ganzen Dorfe die schöne Lehre, daß man nicht Weib und Kind entgelten lassen müsse, was der Gatte, der Vater gesündiget, daß man die, auf welche unverschuldet Schmach und Schande gehäuft worden, nicht fühlen lassen dürfe, wie sehr man den eigentlichen Verbrecher in seinem Thun verabscheue. Und diese Lehre fand Anklang unter den biedern Dörflern. Sie alle traten wieder in Verkehr mit der hartgeschlagenen Familie und suchten durch zuvorkommendes Wesen, durch Achtung und Freundlichkeit ihre ängstliche Scheu zu verbannen. Und diese Behandlung wirkte wohlthuend, wirkte bessernd auf Kraubers Familie, unter deren Mitgliedern es einige gab, die nur zu sehr den Grundsätzen des Vaters gemäß zu handeln begonnen hatten. Sie sahen sich jetzt, wo sie schon fürchteten, daß Alle sich von ihnen als Geächteten zurückziehen würden, geachtet geehrt und bedauert; das stachelte sie zu dem Vorsatze, sich dieser Achtung würdig zu zeigen, das gab ihnen Muth und Stärke, ihre Vorsätze zu halten und so wurde unter Mitwirkung der göttlichen Gnade die Familie eine recht brave, die alle schätzten und liebten.

Die Erben Anton's ließen es indeß nicht dabei, den Enterbten Anhänglichkeit und Freundschaft zu bezeigen. Sie gedachten der Noth, die Peters unchristliches, verdammungswürdiges Handeln über seine Familie gebracht, sie fühlten zu gut, was Onkel Anton in diesem Falle thun würde, wenn er noch lebte und sie thaten's auch.

„Kommt, ihr Unglücklichen, sagten sie zu den Verlassenen, kommt und nehmt euren Antheil vom Erbgute Antons und helft euch wieder auf durch fleißiges, redliches Schaffen!“ Und dann giengen sie ihnen mit Rath und That zur Hand und halfen mit Freuden dazu, daß diese Familie wieder in Glück und Frieden dem Herrn dienen konnte. Daß sie selbst, diese Braven, Katharina

und ihr Gatte, Gottlieb und Johann alle ihre Tage in Frömmigkeit und Gottseligkeit hinbrachten, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen. Nur dessen sei noch erwähnt, daß Gottlieb jene fünfhundert Thaler vom Onkel dazu benutzte, denen wieder in etwas zu ihrem Verluste zu helfen, von denen er wußte, daß sein Onkel Peter sie um das Ihrige gebracht. Segen diesem Jünglinge!

Lange aber waren diese Alle schon hingegangen, um dort oben, mit ihren Lieben vereinigt, den Lohn ihres edlen Thun's zu genießen, als im freundlichen Dorfe B. noch immer von ihnen gesprochen, noch immer ihr Leben als Beispiel aufgestellt wurde für Jung und Alt. Der Großvater erzählte es dem Enkel, der Vater dem Sohne, wie es mit Halfen Johann's Familie gestanden, wie Gottes Hand sich da so recht gezeigt, die Guten belohnt, die Bösen bestraft habe und, anbetend bekannten dann alle:

„Gott ist gerecht! Ihm laßt uns leben, ihm laßt uns sterben!“

		kr.	ngr.
29s Bdchn.	Junker Bernhard Sturmschwert . . .	36	12
30 "	Maria hilft. Johann der Fündling .	36	12
31 "	Schicksale eines Waisenknaben . . .	36	12
32 "	Mutter und Sohn	36	12
33 "	Eine merkwürdige Bettlerin	30	10
34 "	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte .	36	12
35 "	Die Stiefbrüder	36	12
36 "	Amalie Corsini, od. Gott schützt die Unschuld	36	12
37 "	Neue Ostereier	36	12
38 "	Leiden und Freuden armer Leute. Das Tyroler-Annerl	36	12
39 "	Der neue Goliath	36	12
40 "	Agathe und Corona. Lieb Caro . .	36	12
41 "	Die Hinterbliebenen des Enthaupteten .	36	12
42 u. 43	Adolph u. Walburg, od. die Tannenmühle	54	18
44 u. 45	Jugend- u. Schultheater. 1tes Bdchen.	54	18
46 "	Cecily Tyrell	36	12
47 u. 48	Jugend- und Schultheater. 2tes Bdchen.	54	18
49 "	Der Morgen in der Wallfahrtskirche. Das doppelte Kapital	36	12
50 "	Großvaters Liebling. Sühnung. Der Sohn des Trunkenboldes	36	12
51 "	Gott zum Gruße	27	9
52 "	Onkel Anton	36	12

Zweite Folge!

1s u. 2s Bdchen.	Ritter Gerold von Helfenstein . .	54	18
3 " 4 "	Aus dem Leben eines Vielgeprüften	54	18
5s Bdchn.	Aurelius und Cäsonia	36	12
6 "	Wolfrat von Veringen	36	12
7 "	Thomas Morus	36	12
8 "	Der Thaljunker	36	12
9 "	Chlotilde von Arnaud	36	12

Zur Erleichterung der allgemeinen Anschaffung, namentlich zur Verwendung als **Preisebücher**, und zur **Gründung** oder **Ergänzung** von **Schul-** und **Leih-bibliotheken**, haben wir den Preis per Bändchen auf **27 kr.** oder **9 ngr.** ermäßiget; wer aber **wenigstens** 10 Bändchen **auf einmal** nimmt, erhält das Bändchen zu **24 kr.** oder **8 ngr.** Die **ganze Sammlung** statt für fl. 24. oder Thlr. 14. um **fl. 20. oder Thlr. 12.**

und ihr Gatte, Gottlieb und Johann alle ihre Tage in Frömmigkeit und Gottseligkeit hinbrachten, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen. Nur dessen sei noch erwähnt, daß Gottlieb jene fünfhundert Thaler vom Onkel dazu benutzte, denen wieder in etwas zu ihrem Verluste zu helfen, von denen er wußte, daß sein Onkel Peter sie um das Ihrige gebracht. Segen diesem Jünglinge!

Lange aber waren diese Alle schon hingegangen, um dort oben, mit ihren Lieben vereinigt, den Lohn ihres edlen Thun's zu genießen, als im freundlichen Dorfe B. noch immer von ihnen gesprochen, noch immer ihr Leben als Beispiel aufgestellt wurde für Jung und Alt. Der Großvater erzählte es dem Enkel, der Vater dem Sohne, wie es mit Halfen Johann's Familie gestanden, wie Gottes Hand sich da so recht gezeigt, die Guten belohnt, die Bösen bestraft habe und, anbetend bekannten dann alle:

„Gott ist gerecht! Ihm laßt uns leben, ihm laßt uns sterben!“

		kr.	ngr.
29s Bdchn.	Junker Bernhard Sturmschwert . . .	36	12
30 „	Maria hilft. Johann der Findling .	36	12
31 „	Schicksale eines Waisenknaben . . .	36	12
32 „	Mutter und Sohn	36	12
33 „	Eine merkwürdige Bettlerin	30	10
34 „	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte .	36	12
35 „	Die Stiefbrüder	36	12
36 „	Amalie Corsini, od. Gott schützt die Unschuld	36	12
37 „	Neue Ostereier	36	12
38 „	Leiden und Freuden armer Leute. Das Tyroler-Annerl	36	12
39 „	Der neue Goliath	36	12
40 „	Agathe und Corona. Lieb Caro . .	36	12
41 „	Die Hinterbliebenen des Enthaupteten .	36	12
42 u. 43	Adolph u. Walburg, od. die Tannenmühle	54	18
44 u. 45	Jugend- u. Schultheater. 1tes Bdchen.	54	18
46 „	Cecily Tyrell	36	12
47 u. 48	Jugend- und Schultheater. 2tes Bdchen.	54	18
49 „	Der Morgen in der Wallfahrtskirche. Das doppelte Kapital	36	12
50 „	Großvaters Liebling. Sühnung. Der Sohn des Trunkenboldes	36	12
51 „	Gott zum Gruße	27	9
52 „	Onkel Anton	36	12

Zweite Folge!

1s u. 2s Bdchen.	Ritter Gerold von Helfenstein . .	54	18
3 „ 4 „	Aus dem Leben eines Vielgeprüften	54	18
5s Bdchn.	Aurelius und Cäsonia	36	12
6 „	Wolfrat von Veringen	36	12
7 „	Thomas Morus	36	12
8 „	Der Thaljunker	36	12
9 „	Chlotilde von Arnaud	36	12

Zur Erleichterung der allgemeinen Anschaffung, namentlich zur Verwendung als **Preisebücher,** und zur **Gründung** oder **Ergänzung** von **Schul-** und **Leih-bibliotheken,** haben wir den Preis per Bändchen auf **27 kr.** oder **9 ngr.** ermäßiget; wer aber **wenigstens** 10 Bändchen **auf einmal** nimmt, erhält das Bändchen zu **24 kr.** oder **8 ngr.** Die **ganze Sammlung** statt für fl. 24. oder Thlr. 14. um **fl. 20. oder Thlr. 12.**

mentlich schwebte die verstorbene Mutter dann vor seinen Augen, rief ihm ins Gedächtniß zurück all' den Jammer, all' die Schmach, die er ihr bereitet und forderte ihn dringend zur Besserung auf, indem sie ihn an den gerechten, aber auch überaus barmherzigen Richter gemahnte. In solchen Augenblicken wand er sich wie ein Wurm hin und her, verschloß mit beiden Händen die Augen, als ob das Bild nicht in seinem Innern, sondern vor seinen äußern Blicken gestanden und brummte verstockt vor sich hin: „Ich will nicht. Das sind Kindereien, Bilder der Phantasie, Regungen kindischen Aberglaubens, die man uns mit der ersten Nahrung schon einsaugen läßt. Fort damit!"

Doch wenden wir uns ab von dem Elenden, der also alle Gnade verschmäht und seinem Gotte Hohn spricht. Suchen wir ein lieblicheres Bild, um uns zu entschädigen für den Anblick, den uns ein also verhärtetes Herz gewährt. Verlassen wir die Kerkerluft, die schon anfängt, uns zu belästigen und wandern wir hin nach Oldenburg zu dem bessern Bruder, zu Onkel Anton.

Schwer erkrankt verließen wir ihn, sterbend finden wir ihn wieder. Der Arzt, der Seelsorger, sein treuer Pfleger, Katharina nebst Gatte und Sohn und auch Johann, der Schneider umstehen sein Bett und schauen mit thränenumflorten Augen auf den Guten, der die Erde verlassen und zu seinen voraufgegangenen Lieben hineilen will. Die Augen sind schon gebrochen, der Athem geht kurz und die Sprache ist kaum vernehmbar. In einzelnen, abgebrochenen Worten redet er also die Umstehenden an:

„Weinet nicht um mich, Ihr Lieben! Es ist kein schwerer Schritt, der Gang in die Ewigkeit, wenn man sich mit seinem Gotte ausgesöhnt und erwarten darf, in Ihm einen barmherzigen Richter zu finden. Wahrlich, der Tod ist mir leicht. Ich sterbe gern. Die größte Liebe unseres himmlischen Vaters offenbaret sich gerade da, wo er seine Kinder zu sich ruft, um ihnen das Erbe zu geben, das er ihnen voll Huld und Gnade verheißen hat. Dies kurze Erdenleben mit all' seinen Freuden ist doch nur eine Spanne Zeit voll Verlangen und Hoffen. Nur droben findet das Herz Ruhe und Frieden, wah=

res Glück und ewige Wonne. Darum weinet nicht, daß ich zum Vater gehe, daß ich all' unsere Lieben, die ich hienieden nicht mehr erblicken sollte, dort oben wiedersehe. Meine Seele verlangt aufgelöst zu werden und bei Gott zu sein. Aber um Eins möchte ich Euch bitten. Gedenket meiner in Eurem Gebete, gedenket meiner, wenn irdische Schwäche und Fehler an Euch herantreten und um Eures Bruders, Eures Onkels willen, der bei Gott für Euch bitten wird, zürnet und sündiget nicht, damit wir uns einst Alle dort oben wiederfinden!"

Und dann drückte er die trockenen, todesbleichen Lippen auf's schlichte, einfache Christusbild, das er nicht aus den Händen gelassen, seitdem die Todesnoth gekommen, küßte voll Inbrunst den Gekreuzigten und hauchte dann, den Namen Jesu anrufend, seinen Geist aus.

So starb Anton, so stirbt der Gerechte! Wahrhaftig, das heißt nicht sterben, das heißt freudig hinauffliegen in des Himmels selige Räume. Wie glücklich, wie selig er gestorben, das sah man auf dem Antlitze des edlen Todten. Ein mildes Lächeln hatte sich auf seine Züge gelagert, wie das rosige Scheiden der Abendsonne. Schön nnd erhebend war das Sterben Antons gewesen, tröstend und hoffnungstärkend für die Umstehenden und dennoch, als nun die Lippen auf ewig geschlossen, als nun der Körper steif und kalt da lag, rannen ihnen die Thränen unaufhaltsam herab und sprachen laut davon, wie lieb der Dahingeschiedene Jedem schon in der kurzen Zeit geworden, seit sie ihn kannten. Aber es waren nicht jene Thränen herben Schmerzes, nicht jene brennenden Zähren, hervorgerufen durch die Bitterkeit des Verlustes, nein, es waren thauige Perlen heiliger Wehmuth, es waren Tropfen, die laut das Verlangen aussprachen; O, wer mit ihm gestorben wäre, wer so wie er einst sterben könnte!"

So gern der Mensch sich in solchen Stunden seinen Gefühlen so ganz überlassen möchte, er kann, er soll es nicht. Das Leben tritt mit seinen Sorgen und Forderungen gebieterisch an die Zurückgebliebenen heran und mahnt sie daran, dem Todten sein Recht widerfahren zu lassen. Das hat der Schöpfer so gewollt, das ist das Mittel, durch welches er die in Schmerz Versunkenen

aufrüttelt aus ihrer oft maßlosen Trauer, damit sie nicht sich selbst aufreiben durch Jammern und Wehklagen. Es gibt da so vieles zu besorgen, so manches zu thun, daß man nothgedrungen zur Wirklichkeit, zur Alltäglichkeit zurückkehren muß. So auch war es bei den Leidtragenden um Antons Tod. Die Leiche mußte bestattet, Traueranzüge gefertigt, das Leben, in das der Tod hemmend eingetreten, wieder geordnet und geregelt werden. Und diese verschiedenen Pflichten, namentlich die, dem Dahingegangenen ein feierliches Begräbniß zu bereiten, waren ja so süß und tröstend. Auch wurden die Kosten nicht angeschlagen, die Exequien in schönster Weise für ihn abgehalten und die heißesten Gebete für seine Seelenruhe stiegen aus den Herzen der liebenden Verwandten und Freunde aufwärts zum Throne des ewigen Richters. Die Leiche wurde eingesargt und in die Gruft gebracht, wie es dem Vermögen, mehr aber noch der Liebe der Betheiligten angemessen war. Armen und Kranken wurden reichliche Gaben ausgetheilt und überhaupt des Guten viel gethan.

Nachdem dies Alles geordnet, der Notar als Testamentsvollstrecker auch die Familie Krauber von dem Tode Antons in Kenntniß gesetzt und ihr den Tag der Testamentseröffnung angezeigt, diese dann durch Peter, dem sie Nachricht gegeben, darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie nur ja hineilen sollten, sie würden einen freudigen Tag erleben, — erschienen zur bezeichneten Stunde einzelne Familienglieder Peters und die Verlesung des letzten Willens konnte vor sich gegen Da die übrigen Anverwandten Anton's den Inhalt des Testamentes kannten, so blieben sie natürlich ruhig und nur das Gefühl des Dankes hatte augenblicklich in ihren Herzen die Oberhand. Ganz anders dagegen war der Eindruck, den die Eröffnung der letzten Verfügung des Hingeschiedenen bei den Betheiligten aus Peters Familie machte. Sie hatten, der Worte Kraubers eingedenk, mit freudiger Spannung dem Verlesen entgegen geharrt; aber diese Freude, die sich auf ihren Gesichtern abspiegelte, schwand allmählich, so wie der Notar weiter las und gieng zuletzt in das Gefühl gänzlicher Enttäuschung und bitterer Entrüstung über. Mit langen Gesichtern

und grollenden Herzen zogen sie ohne Gruß von Oldenburg ab, um dem Vater die Hiobspost zu überbringen. Indeß hatte keiner von ihnen bei ihrer Ankunft in der Heimath den rechten Muth dazu. Sie kannten das Familienhaupt zu gut, als daß einer von ihnen Zeuge der Ausbrüche seiner Wuth sein mochte, wenn er die unvermuthete Nachricht erhielt. Sie glaubten daher besser zu thun, ihm schriftlich die traurige Mittheilung zu machen. Hätten sie gewußt, hätten sie nur halb geahnt, welche Folgen dieses Schreiben haben würde, die durch mündliches Ueberbringen vielleicht hätten verhütet werden können, sie würden sicher den unseligen Schritt nicht gethan haben. Allein, es sollte so sein.

Ehe wir jedoch wieder das Gefängniß betreten, müssen wir uns noch einmal umschauen nach den andern, die in Oldenburg der Testamentseröffnung beigewohnt. Nachdem Alles geordnet und geregelt war, blieb ihnen noch die Erfüllung einer Pflicht übrig, die der Sterbende ihnen auferlegt und die sie nun bereitwillig ausführten. Sie sollten, so hatte Anton gewünscht, die Nachricht von seinem Tode nach Amerika an Vogel gelangen lassen, damit dieser sie den Ansiedlern im Ohiostaate übermittle, denn das glaubte Anton den Freunden, mit denen er vierzig Jahre lang Freude und Leid getheilt, schuldig zu sein. Der Brief mit der Trauerbotschaft wurde noch von Oldenburg aus abgesandt und dann kehrten die Erben wieder zurück in ihr heimathliches Dorf. —

„Onkel Anton, der liebe Onkel Anton ist todt! O, wäre er doch bei uns geblieben! Hier wäre er nicht gestorben! Wie würden wir ihn gepflegt und gewartet haben! Er hat sich von seinen Wäldern, von seinen Freunden getrennt, das hat ihm das Herz gebrochen! O, wärest Du doch bei uns geblieben!"

So jammerten sie in Amerika, die treuen Freunde, die lieben Kinder, die noch immer der Hoffnung gelebt, Anton wieder in ihre Arme schließen zu können. An der Stelle, wo Anton damals das hölzerne Kreuz erbaut, richteten die Ansiedler ein einfaches Denkmal auf, das mit großen Buchstaben an ihn erinnerte, der ihnen allen so lieb und theuer gewesen. Und tagtäglich, so lange die Natur ihnen Laub und Blumen bot, wallten

die Kinder mit ihren Eltern, auch oft Großvater und Großmutter hin zu dieser Stätte, sie zu schmücken und zu zieren ihrem dahingegangenen Onkel Anton zu Ehren.

Dies Alles erfuhren die Verwandten Antons später durch Vogels Sohn (der die Todesnachricht selbst nach der Ansiedelung gebracht), als derselbe Europa bereiste und Antons Familie aufsuchte. Benutzen wir diese Gelegenheit, wo wir von Amerika reden, dem Leser, der nun doch ein für alle Mal Abschied von diesen Hinterwäldlern nehmen muß, zu sagen, daß jene Ansiedlung, die Anton mitgründen und zur Blüthe bringen half, kräftig aufwuchs und eine der besten im ganzen Staate wurde, daß die frommen Lehren, das eifrige Streben und besonders das edle Beispiel Anton's nachhaltig wirkten, so daß Gesittung und Tugend immer die schönste Zierde dieser Farmer blieb, daß sie in Frieden und häuslicher Glückseligkeit ihre Tage dahinfließen sahen, bis der Tod nach und nach auch alle die Freunde Anton's hinüber geholt hatte. —

Wenden wir uns nun wieder nach Europa, treten wir nochmals in die traurige Zelle des Gefangenen, des Peters und sehen, wie es um ihn steht.

Die Zeit, die er hier schon verweilt, hat den kräftigen Mann mit der behäbigen Gestalt ziemlich angegriffen. Das fleischige Gesicht ist abgemagert, der umfangreiche Bauch hat an Ausdehnung verloren und das listige Auge einen düstern, scheuen Blick angenommen. In seiner Hand hält er den Brief, den ihm seine Familie zu schicken für gut fand, und hastig reißt er das Siegel ab, um den Inhalt zu durchfliegen. Da röthen sich seine bleichen Züge, da jagt das Blut wild durch seine Adern, da knirschen die Zähne, als wollten sie sich selbst zermalmen, da treten die weit aufgerissenen Augen fast aus ihren Höhlen. Nochmals überläuft der Blick die Zeilen, die er in der zitternden Hand hält und doch kann er nichts anderes in ihnen finden, als was er schon gelesen. In gräßlicher Wuth zerfetzt er das Schreiben, tritt die Stücke noch mit Füßen und bricht in die scheußlichsten Verwünschungen aus.

„Schändlicher, nichtswürdiger Bube! Hast Du so Dein Wort gehalten? Warst Du ein so eingefleischter

Heuchler, daß Du auf dem Todtenbette noch Deinen einzigen Bruder hintergehen und anführen konntest? Möge Dein Gebein im Grabe sich umkehren, mögest Du nimmer Ruhe finden, bis der letzte Heller Deines erbärmlichen Geldes in Staub zerfallen ist. Schade, daß Du kein fühlendes Herz mehr besitzest. Die Würmer müßten Jahrhunderte lang an Dir nagen und jeder Biß von ihnen gleich dem Dolche in Dir wühlen, den der Bandit mit wilder Lust im Herzen seines Opfers um und um dreht. So konntest Du mir die Mühe vergelten, die ich mir gefallen ließ, um Dich, lieb Brüderchen! heimzusuchen. Der Schritt sei verflucht, den ich um Dich gethan. Und da gehe ich noch hin, lege mir Zwang an nnd heuchle diesem Frommen von Gott und Religion vor, um seine lumpigen Groschen zu erhalten! O, daß Du noch lebtest, daß ich Dich hier in diesem Rabennest hätte. Ich würde Dich brüderlich ans Herz drücken und nie wieder würdest Du eine ähnliche Zärtlichkeit verlangen können!"

Und immer gräßlicher wurden die Verwünschungen, die seine gottlose Zunge aussprach, immer satanischer seine Flüche, die er dem entschlafenen Bruder nachsandte. Dann brach er in wildes, schallendes Gelächter aus und rief: „Wo sind die erwünschten Mittel, um wieder zu Wohlstand und Glück zu gelangen? Alles, alles ist dahin! Mein ganzes Leben verbittert, vergällt und zernichtet. Was soll ich nun noch hier? Zusehen, wie meine Familie von Haus zu Haus betteln geht? Mit Fingern auf mich weisen und die Worte mir zurufen lassen: Seht, dieser lumpige Kerl! das ist der, der da meinte, kein Mensch könne ihn zwingen, alle müßten sich vor ihm beugen. Seht, da geht er hin, der Betrüger, der Spitzbube und muß sich nun einen Bissen schimmelig Brod erbetteln! Hah, das wäre schön! Das wäre ein netter Ausgang! So will der Himmel mich kirren? Nun und nimmermehr. Wer kann mich denn zwingen, auf diese Bedingungen einzugehen? Wer wird die Macht haben, mich in dieß Elend hineinzuschleudern? Was hindert mich denn, dies verhaßte Leben mit all' den glänzenden Aussichten von mir zu streifen? Ein kühner Augenblick und vorüber ist alles, untergegangen in fin-

sterer Nacht! Poche nicht so laut, armes Herz! Was hat's denn zu bedeuten, ob du ein paar Stunden früher oder später aufhörst zu schlagen? Und du, ewiger Mahner, den sie Gewissen nennen, was hast du noch an mir zu suchen? Weißt doch, daß Deine Stimme nimmer mein Ohr erreicht! Mahne so lange Du willst an Gott und Gerechtigkeit, an Himmel und Hölle; ich spotte Deiner, wie Gott meiner gespottet und mich hinausgestoßen hat aus der Zahl seiner Kinder! Verzeihung ist nicht möglich; ich will sie auch nicht suchen! Ich will diesem elenden Leben ein Ende machen!"

Also verzweifelnd an Gottes ewig währender Barmherzigkeit nimmt er das seidne Halstuch ab, dreht es zu einem Stricke zusammen und erhängt sich. —

So verschieden das Leben dieser beiden Brüder, so verschieden war auch ihr Tod. Mit heiliger Freude eilte die entfesselte Seele Antons zu dem hinauf, den sie hinieden so warm geliebt, dem sie gedient und gelebt hatte. Unter gräßlichen Verwünschungen zerreißt Peter, der alle die Tage seines Lebens in Gottvergessenheit, in Sünde und Laster zugebracht, an Gott und Menschen verzweifelnd, mit frevelnder Hand eigenmächtig den Lebensfaden und seine unsterbliche Seele fährt hin — — — Laßt uns den Gedanken nicht ausdenken, er ist schaudererregend. Gott hat ihn gerichtet Sein ist das Urtheil und die ewige Vergeltung!

Als man in Peters Zelle kam, gewahrte man mit Schaudern den entseelten Leib und erkannte in den zerrissenen Papierstücken die Ursache seines Selbstmordes. Sein Leichnam wurde in ungeweihter Erde bestattet und Schmach lastete auf seinem Andenken.

Welch' ein Schlag die Nachricht von diesem schrecklichen Ereignisse für die Familie des Selbstmörders war, läßt sich denken. Händeringend liefen sie, Wahnsinnigen gleich umher und jammerten, daß solche Schande ihr Haus betroffen, daß Krauber in so gottloser Weise sein Leben geendet. Fast getrauten sie sich nicht mehr unter die Dorfbewohner zu treten, weil sie befürchteten, man möchte sie durch rohe Ausdrücke darunter leiden lassen, daß Peter so gelebt, so gestorben sei. Da aber zeigte sich wieder so recht der gute Geist, der in den noch le-

benden Gliedern von Halfen Johann's Familie wohnte. Hatten sie früher Kraubers Haus gemieden, weil sie den Umgang mit ihm für gefährlich, entehrend und sündhaft hielten, so waren sie dagegen nun die Ersten, die den Verlassenen die Hand boten und in Liebe und Anhänglichkeit mit ihnen verkehrten. Sie gaben dadurch dem ganzen Dorfe die schöne Lehre, daß man nicht Weib und Kind entgelten lassen müsse, was der Gatte, der Vater gesündiget, daß man die, auf welche unverschuldet Schmach und Schande gehäuft worden, nicht fühlen lassen dürfe, wie sehr man den eigentlichen Verbrecher in seinem Thun verabscheue. Und diese Lehre fand Anklang unter den biedern Dörflern. Sie alle traten wieder in Verkehr mit der hartgeschlagenen Familie und suchten durch zuvorkommendes Wesen, durch Achtung und Freundlichkeit ihre ängstliche Scheu zu verbannen. Und diese Behandlung wirkte wohlthuend, wirkte bessernd auf Kraubers Familie, unter deren Mitgliedern es einige gab, die nur zu sehr den Grundsätzen des Vaters gemäß zu handeln begonnen hatten. Sie sahen sich jetzt, wo sie schon fürchteten, daß Alle sich von ihnen als Geächteten zurückziehen würden, geachtet geehrt und bedauert; das stachelte sie zu dem Vorsatze, sich dieser Achtung würdig zu zeigen, das gab ihnen Muth und Stärke, ihre Vorsätze zu halten und so wurde unter Mitwirkung der göttlichen Gnade die Familie eine recht brave, die alle schätzten und liebten.

Die Erben Anton's ließen es indeß nicht dabei, den Enterbten Anhänglichkeit und Freundschaft zu bezeigen. Sie gedachten der Noth, die Peters unchristliches, verdammungswürdiges Handeln über seine Familie gebracht, sie fühlten zu gut, was Onkel Anton in diesem Falle thun würde, wenn er noch lebte und sie thaten's auch.

„Kommt, ihr Unglücklichen, sagten sie zu den Verlassenen, kommt und nehmt euren Antheil vom Erbgute Antons und helft euch wieder auf durch fleißiges, redliches Schaffen!" Und dann giengen sie ihnen mit Rath und That zur Hand und halfen mit Freuden dazu, daß diese Familie wieder in Glück und Frieden dem Herrn dienen konnte. Daß sie selbst, diese Braven, Katharina

und ihr Gatte, Gottlieb und Johann alle ihre Tage in Frömmigkeit und Gottseligkeit hinbrachten, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen. Nur dessen sei noch erwähnt, daß Gottlieb jene fünfhundert Thaler vom Onkel dazu benutzte, denen wieder in etwas zu ihrem Verluste zu helfen, von denen er wußte, daß sein Onkel Peter sie um das Ihrige gebracht. Segen diesem Jünglinge!

Lange aber waren diese Alle schon hingegangen, um dort oben, mit ihren Lieben vereinigt, den Lohn ihres edlen Thun's zu genießen, als im freundlichen Dorfe B. noch immer von ihnen gesprochen, noch immer ihr Leben als Beispiel aufgestellt wurde für Jung und Alt. Der Großvater erzählte es dem Enkel, der Vater dem Sohne, wie es mit Halfen Johann's Familie gestanden, wie Gottes Hand sich da so recht gezeigt, die Guten belohnt, die Bösen bestraft habe und, anbetend bekannten dann alle:

„Gott ist gerecht! Ihm laßt uns leben, ihm laßt uns sterben!"

Erven, Franz,

Onkel Anton und sein Bruder Peter eine Erzählung für die Jugend und Erwachsene ; vorzüglich geeignet für Schul- und Leihbibliotheken, zu Preisebüchern, Weihnachts- und andern Geschenken : mit einem colorirten Titelbilde

Augsburg 1863